Eur. 24
C1

0

<36602707740017 S

<36602707740017

Bayer. Staatsbibliothek

Fr Lips sculp.

Geschichte
des
siebenjährigen Krieges
in Deutschland

von

J. W. von Archenholtz

vormahls Königlich Preußischem Hauptmann.

Archenholtz
Siebenjähr.
Krieg
1

Mit Bildnissen und einer illuminirten Charte.

Erster Band.

Berlin 1793.
bey Haude und Spener.

64 BG

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Die großen und an Mannigfaltigkeit so reichen Begebenheiten des siebenjährigen Kriegs sind von einer solchen Art, daß sie nur sehr abgekürzt in ein Kalender-Buch gebracht werden konnten; daher die dort mit Einschränkung erzählte Geschichte dieser Epoche hier gehörig erweitert erscheint. Ich bin indeß von meinem vorigen Plan nicht abgegangen, der auf die Lectüre aller gebildeten und halbgebildeten Volks-Classen abzweckte; daher die militairischen Operationen der Heere hier nicht ausgedehnt worden sind.

Vorbericht.

Ein solcher Krieg, oder keiner, mußte für alle Krieger der Mitwelt und Nachwelt lehrreich seyn, und diese Belehrung hat der Oberst von Tempelhof, ein mit großen Kenntnissen und seltnen Fähigkeiten begabter Officier, der dem ganzen Krieg beywohnte, in seiner vortrefflichen Geschichte übernommen. Nie, seitdem Nationen Krieg führen, sind kriegerische Thaten und die Entwürfe der Heerführer so umständlich entwickelt worden, als von ihm, diesem von Friedrich selbst wegen seiner Kriegs-Talente ausgezeichneten Befehlshaber; daher von dieser Seite jetzt nichts mehr zu wünschen übrig bleibt. Mein Augenmerk war verschieden. Ich wollte bloß das Characteristische der Kriegs-Operationen, und über-

haupt alle Züge dieser großen Weltbegebenheit darstellen, ohne den vielen Heeren bey allen ihren Bewegungen zu folgen, wobey Einförmigkeit, und folglich Schwächung des Interesse, unvermeidlich ist. Dabey aber war meine Absicht auch auf die politische und Civil-Geschichte dieses Kriegs gerichtet. Vorzüglich war zuverlässige Beyträge zur letztern zu erhalten mein unablässiges Bestreben, das mir auch großentheils geglückt ist. Eine Anzahl der respectabelsten Personen von Rang und Talenten hat mich dabey, durch Berichte, durch Bemerkungen, durch Auflösung von Zweifeln, großmüthig unterstützt, und wenn gleich meine Fähigkeiten eingeschränkt waren, so hat doch wenigstens

mein Fleiß diesen Bemühungen entsprochen. Mit mehr Tactik als hier befindlich ist, würde dies Werk aufhören ein Lesebuch für alle Stände zu seyn, so wie weniger tactische Entwickelung der Kriegsvorfälle, als man in Tempelhofs Geschichte findet, den Endzweck des militairischen Unterrichts verfehlen würde. Es ist indeß für mich eine Genugthuung, daß ich mit diesem so erfahrnen Officier in Ansehung der großen Feld-Scenen fast durchgehends übereinstimme.

Diejenigen ausländischen zum Kriegswesen gehörigen Wörter, die bestimmte Begriffe bezeichnen, bey allen Armeen in Europa eingeführt sind, und, auch durch die Büchersprache sanctionirt, in Deutschland das Bürgerrecht bekommen haben,

sind unabgeändert geblieben, weil meine erste Regel war, verständlich zu schreiben. Andre unpassende, ja in Rücksicht der Gegenstände sinnwidrige Wörter aber habe ich Deutsch ausgedrückt. Von dieser Art ist die übliche, aber für ein kriegerisches Volk, das eine cultivirte Sprache hat, wunderliche Benennung: die Affaire bey Maxen, die Affaire bey Corbach, u. s. w., wobey man sich nichts bestimmtes denkt. Die Stufenfolge der verschiedenen Kampf-Scenen ist daher in diesem Werke mit den Worten bezeichnet: Scharmützel, Canonaden, Gefechte, Treffen und Schlachten.

Es war hohe Zeit, dergleichen Nachrichten von Augenzeugen zu sammeln, da die Generation der Menschen, in deren

Lebenstagen so außerordentliche Dinge auf Deutschem Boden geschahen, anfängt auszusterben. Wenn daher je eine Geschichte als Volksbuch unter allen Ständen der Deutschen Nation verbreitet zu werden verdient, so ist es wohl diese vaterländische, die Deutschland in so vieler Rücksicht Ehre macht, und den Geist des Volks zu erhöhen vermögend ist. Sie wird dem Preußischen Patrioten von jedem Stande, selbst vom niedrigsten, eine sinnliche Erinnerung seyn, an die moralische Größe seines Volks, und an die erhabenen Tugenden eines höchstseltenen Regenten; dem Deutschen Patrioten andrer Provinzen aber wird sie ein Beweis seyn, was die auf Einen Zweck gerichteten Bestrebungen ei-

ner ganzen Nation, unter einer weisen Regierung zu bewirken vermögend sind. Es ist jedoch die Erinnerung nothwendig, daß ich hier nicht Friedrichs Feldzüge, sondern die Geschichte des Kriegs überhaupt beschreibe. Ich trete daher nicht als der eigentliche Lobredner dieses großen Monarchen auf; denn die getreue Erzählung seiner Thaten macht alles Lob überflüssig. Allein das glänzende Colorit, das diese Thaten, selbst ohne fremden Zusatz, in einem Gemählde geben, konnte nicht wohl ohne einigen Schatten seyn. Nur denjenigen kann dieser Schatten mißfallen, die, mit den Gesetzen der Natur unbekannt, allenthalben unvermischtes Licht sehen wollen. Konnte die Geistesgröße Friedrichs wohl

von demjenigen Geschichtschreiber verkannt werden, der an vielen Stellen bis zur Begeisterung hingerissen, die Sprache für seine Empfindungen zu arm fand? Bemerkungen, die menschliche Mängel betreffen, auf Thatsachen gegründet, gleich viel wer der Gegenstand ist, sollte er auch der Held seines Jahrhunderts seyn, wenn sie zur Geschichte gehören, und zur Aufklärung des Ganzen erforderlich sind, darf der Geschichtschreiber nicht verschweigen; am wenigsten, wenn seine Geschichte voll außerordentlicher Handlungen ist. Die Wahrheit derselben wird sodann nicht verdächtig; sie erhält vielmehr durch die freymüthige Berührung von Schwachheiten, denen die größten Sterblichen eben so

gut wie die niedrigsten unterworfen sind, eine größere Glaubwürdigkeit, da sie mit dem Stempel der Unpartheylichkeit bezeichnet ist.

Nun noch einige Worte, die Qualification des Geschichtschreibers zu dieser Unternehmung betreffend. Ich habe vom December 1758 an, dem Kriege bey Friedrichs eignem Heere beygewohnt. Obgleich damahls sehr jung, und folglich unfähig aus Mangel an Erfahrung, selbst richtig zu urtheilen, hörte ich doch wißbegierig auf die Urtheile alter Krieger, deren Werth ich hernach in einem reifern Alter näher prüfte. Ohne je an die Abfassung einer solchen Geschichte zu denken, sammelte ich auf meinen Reisen viele damit verbundene Nachrichten,

da sie einen Zeitpunct meines jugendlichen Lebens illustrirten, und der siebenjährige Krieg, nach dem Maaß, daß ich die Jahrbücher der Nationen studirte, mir immer merkwürdiger wurde. Hier habe ich davon Gebrauch gemacht, und die am Ende critisch angeführten Werke dabey benutzt.

Geschrieben Berlin den 31sten März 1791.

v. Archenholtz.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Geschichte des siebenjährigen Krieges.

Erstes Buch.

— 1756 —

Der Aachner Friede hatte nach einem langen Kriege allen Völkern Europens Ruhe verschafft; die Künste des Friedens blüheten wieder, und man hielt die Erneurung kriegerischer Scenen auf viele Jahre entfernt. Indessen waren doch die größten Beherrscher dieses Welttheils zu eben der Zeit nichts weniger als friedlich gesinnt. Nie wurde in den Cabinetten mit größerm Eifer gearbeitet, dem Dämon des Krieges neue Opfer zu bringen. Es gelang auch. Bündnisse wurden nicht sowohl auf die Grundsäulen einer weisen Staatskunst, als auf Privat-Leidenschaften er-

richtet. Der Wunsch, Eroberungen zu machen, war ganz der Begierde untergeordnet, Haß und Rache zu befriedigen. Zwey Fürstinnen, die damals als Selbstherrscher zahlreiche Völker regierten, glaubten von einem Monarchen beleidigt zu seyn, auf den die Augen aller Nationen gerichtet waren, der mit Lorbeeren gekrönt bereits zwey Kriege geendigt hatte, dessen hohe Geistesfähigkeiten allgemeine Bewunderung erregten, und der in seinen Regenten-Tugenden als das Muster der Könige gepriesen wurde. Ihn zu demüthigen, oder vielmehr seine politische Existenz zu vernichten, wurden daher die zweckmäßigsten Entwürfe gemacht. So entstand ein Krieg, der in Ansehung der großen Menge bewaffneter Heerschaaren von so verschiedenen Völkern und Zungen, der erstaunlichen Ungleichheit der streitenden Mächte, der Feldherren und ihrer Thaten, der angewandten verfeinerten Kriegskunst, der blutigen Schlachten und Belagerungen zu Lande und zu Wasser, nebst deren Folgen, der sonderbaren Begebenheiten so mannigfaltiger Art, und der Ausdehnung in allen Welttheilen und Meeren, zu den außerordentlichsten gehört, die je die Erde verwüstet haben.

Schlesien, ein schönes, mit arbeitsamen Einwohnern bevölkertes Land, das Friedrich der zweyte, König von Preußen, gleich nach seiner Thronbesteigung erobert, und mit dem Schwert sowohl im Breslauer, als im Dresdner Frieden behauptet hatte, war ein zu großer Verlust, als daß er so leicht von der Kaiserin Königin Maria Theresia verschmerzt werden konnte. Sie war gezwungen worden, es dem Sieger zu überlassen, einem wegen seiner eingeschränkten Staaten nicht furchtbar geachteten Monarchen, dessen Haus nur seit zwey Generationen in den glänzenden Königszirkel aufgenommen worden war, der aber nach ihrem Regierungsantritt von allen ihren gekrönten Feinden zuerst mit den Waffen in der Hand erschien, unerwartete Forderungen that, und seine Rechte durch fünf gewonnene Schlachten bewies. Der Werth des Verlustes wurde erst erkannt, als Friedrich die Producte dieses Landes und die Indüstrie seiner Bewohner auf eine ihm eigne Art benutzte. Es durch mächtige Verbindungen wieder zu erobern, schien ein leichtes zu seyn. Elisabeth, Kaiserin von Rußland, die sich durch eine nachtheilige Aeußerung Friedrichs über ihren Privat-Character höchlich be-

leidigt fand, trat zuerst dem Bunde bey; ein gleiches that der König von Pohlen und Churfürst von Sachsen, August der dritte, der durch seinen fürchterlichen Nachbar schon einmal aus seiner Residenz vertrieben worden war, und der bey dessen Demüthigung Sicherheit für die Zukunft, und neue Provinzen zu erhalten hoffte; er erneuerte jetzt das im Jahre 1745 mit Oesterreich geschlossene Bündniß; und endlich vermehrte auch die Anzahl von Preußens mächtigen Feinden Ludwig der funfzehnte, König von Frankreich; dem die von ihm durch Subsidien abhängenden Schweden folgten.

Diese Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich, die die Welt in Erstaunen setzte, und als das größte Meisterstück der Politik betrachtet wurde, war ein bloßer Zufall; denn obgleich Frankreich wegen des neuerlich zwischen Preußen und England geschlossenen Bündnisses sehr aufgebracht war, und der Graf Kaunitz als Kaiserlicher Bothschafter in Paris, schon einige Jahre zuvor den Hof von Versailles zu einer Vereinigung mit dem zu Wien vorbereitet hatte, so wünschte doch Frankreich damahls noch nicht ernsthaft, den König von Preußen zu Grunde zu richten.

Die Hauptentwürfe dieses Hofes gingen auf England; man wollte das Churfürstenthum Hannover erobern, um dadurch höhere Absichten in America zu erreichen. Da nun durch dies Bündniß mit Oesterreich Frankreich Gelegenheit bekam, Truppen in Deutschland einrücken zu lassen, so versprach dieser Hof der Kaiserin Königin 24,000 Mann Hülfstruppen zu geben. Diese wuchsen aber bald durch mancherley Veranlassungen, durch neue politische Grundsätze, durch abgeänderte Entwürfe, durch Intriguen, und durch die Schicksale des Krieges zu 180,000 Streitern an.

Dies ungeheure Bündniß so großer Mächte, wider eine junge Monarchie, durch keine tiefe Staatsklugheit, sondern durch Hofkünste entstanden, und eines aufgeklärten Zeitalters unwürdig, war seit vielen Jahrhunderten ohne Beyspiel. Der große unter dem Namen der Ligue von Cambray bekannte Bund im sechzehnten Jahrhundert wider die damahls so reiche als kriegerische Republik Venedig konnte mit diesem nicht verglichen werden, so wenig wie derjenige, den so viel Europäische Herrscher wider den mächtigen König Ludwig den vierzehnten schlossen. Der Macht wurde hier wieder Macht, und den gegen die

Französische Herrschsucht verbündeten Nationen die gewaltigen Kräfte des größten Königreichs der Erde entgegengesetzt. Auch die in ihrem ersten Kriege bedrängte Theresia hatte zur Zeit der höchsten Noth, noch einige große Mittel zur Rettung übrig; sie verließ sich bey der Menge ihrer Feinde, und bey dem Verlust ganzer Provinzen, auf das mit Goldminen und tapfern Männern reichlich versehene Ungarn, auf Englische Soldaten, Kriegsschiffe und Guineen; sämmtlich mächtige Hülfsquellen, die auch ihre Hoffnung nicht täuschten.

Man suchte jetzt in Wien einen Vorwand zum Kriege, und fand ihn bald in dem unbedeutenden Streit, den der König von Preußen damahls mit dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin wegen der Recrutirung seiner Truppen hatte. Friedrich bezog sich bey dieser Fehde auf gewisse Rechte seines Hauses, die er durch seine Gewalt geltend gemacht hatte. Man nannte dies in Oesterreich eine Verletzung des Westphälischen Friedens, und sprach von Aufrufung aller Mächte, die denselben garantirt hatten. Dies war das Colorit, das dem geheimen großen Theilungs-Tractat gegeben wurde, wobey es von Seiten

so mächtiger Monarchen auf die Beraubung fast aller Länder eines nicht mächtigen Königs angesehen war; daher die Witzlinge sagten, daß der eine Theil den Krieg aus Präcaution, und der andere aus Speculation unternommen habe.

Der Untergang Friedrichs durch dies Bündniß wäre ganz unvermeidlich gewesen, wenn er nicht durch die Verrätherey eines Sächsischen Kanzeley-Secretairs Nachricht von dem ihm so gefährlichen Bündnisse bekommen hätte. Dieser Mensch, Namens Mentzel, lieferte dem Preußischen Gesandten in Dresden, Malzahn, die Originale der geheimsten Depeschen zur Abschrift. Sie wurden in einem Schranke aufbehalten, zu welchem der Gesandte Nachschlüssel in Berlin verfertigen ließ. Nie war ein Verrath wohlthätiger für einen ganzen Staat, beglückt durch einen weisen Regenten, der, ohne es zu ahnen, dem Zeitpunct nahe war, wo er den Umsturz seiner eben aufblühenden Monarchie erleben sollte. Seine zerstreut liegenden Länder, seine größtentheils offenen Provinzen, und seine Sicherheit, alles lud die Verbündeten ein, einen Feldzug anzufangen, der keinen beschwerlichen Krieg, sondern eine Reihe leich-

ter Triumphe im Prospect zeigte. Die zeitige Entdeckung dieser politischen Entwürfe aber schwächte außerordentlich die Gefahr eines Fürsten, der auf eine bisher in Europa noch nie erhörte Art mitten im Frieden beständig zum Kriege vorbereitet war, der das große Talent eines Heerführers in einem seltenen Grade besaß, der 160,000 Mann der geübtesten Soldaten, und eine reichlich gefüllte Schatzkammer hatte. Diese Vortheile wußte sein großer Geist aufs beste zu nutzen, und da sich der Wiener Hof wiederhohlt weigerte, ihm auf eine bestimmte Art die verlangten Friedens-Versicherungen zu geben, ja sogar, als der Preußische Gesandte Klinggräf die verrathenen Geheimnisse aufdeckte, die unfreundlichen Antworten erneuerte, und alles ableugnete, entschloß er sich schleunig seinen Feinden zuvorzukommen, und griff selbst zuerst zum Schwert. Nie war ein Krieg gerechter. Friedrich hatte kein anderes Mittel sich aus der ihm drohenden Gefahr zu retten, oder sie zu schwächen, als die Gefahr selbst aufzusuchen.

Die Bundesgenossen hatten damahls ihre Zurüstungen kaum angefangen; es fehlte allenthalben an Geld, und die zum Kriege be-

stimmten Truppen lagen noch größtentheils ruhig in ihren Standquartieren, von den Pyrenäischen Gebirgen bis zum Caspischen Meere, als der König von Preußen im Monat August 1756 sich wie ein Riese von seinem Lager erhob, und mit 60,000 Mann in Sachsen einfiel. Die Besitznehmung dieses Landes war ihm zum Eindringen in Böhmen durchaus nothwendig, auch wurde er dadurch Meister von der Elbe; ein Umstand, der ihm große Vortheile gewährte. Alle bewaffnete Haufen zogen sich in größter Eil zurück, und die wichtigen Städte Wittenberg, Torgau und Leipzig wurden ohne Widerstand eingenommen.

Dieser große Schritt war begleitet von einem Manifest zu seiner Rechtfertigung, abgefaßt von Friedrichs eigner Hand, und von einer nicht feindseligen Erklärung seines Gesandten am Sächsischen Hofe über die Nothwendigkeit seines Durchzugs nach Böhmen. Er hatte keinen Alliirten, als den König von England, George den zweyten, der, wegen seines Churfürstenthums Hannover besorgt, ein Bündniß mit Friedrich eingegangen war, davon die Vortheile sich aber noch sehr in der Ferne zeigten. Die Rettung des Preußischen

Monarchen, hing also ganz allein von der Geschwindigkeit und dem Nachdruck seiner Kriegs-Operationen ab. Der Einmarsch in Sachsen, meisterhaft sowohl wegen der dabey beobachteten Disciplin und Ordnung, als der weisen Richtung der Heereszüge, geschah in drey Colonnen, deren Anführer der König, der Herzog Ferdinand von Braunschweig, und der Herzog von Bevern waren, sämmtlich bestimmt sich in der Nähe von Dresden zu versammeln.

Sobald man hier die erste Nachricht von Friedrichs Aufbruch erhielt, war die Bestürzung des Hofes außerordentlich. Man hielt geheime Raths-Versammlungen, bey denen der Graf Brühl präsidirte; ein Minister, dessen Größe nicht in einer tiefen Staatskunst, sondern in dem Talent bestand, einen königlichen Aufwand zu machen, und seinen trägen Monarchen unumschränkt zu beherrschen. Er besaß diese Kunst in einem so hohen Grade, daß er als Günstling zweyer Könige, Vater und Sohn, beide von sehr verschiedenem Character und entgegengesetzten Gesinnungen, vielleicht das einzige Beyspiel in der Geschichte ist; auch führte er den vielbedeutenden Titel eines Premier-Mi-

nisters. Er haßte den König von Preußen, der sich gleich nach Antritt seiner Regierung vergebens herabgelassen hatte, ihn zu gewinnen. Friedrich wollte ihm vom Kaiser Carl dem siebenten den Fürstentitel verschaffen, den der Minister sehr wünschte, allein ohne Preußens Vermittelung. So wuchs dieser gegenseitige Haß, gepaart von der einen Seite mit Unmacht und Ränken, von der andern mit Macht, Klugheit, und einem anrückenden sieggewohnten Heere.

Man war in Sachsen so wenig zum Kriege vorbereitet, daß Brühl nicht einmahl daran gedacht hatte, die in Pohlen befindlichen Regimenter kommen zu lassen; vielmehr hatte er, um seinen Luxus zu befriedigen, kurz zuvor die Armee im Lande vermindert; auch hatte man keine Magazine angelegt, und zahllose Feldbedürfnisse fehlten gänzlich. Es wurde also in dieser gefährlichen Lage unter allen Maaßregeln die unweiseste genommen. Man zog in größter Eil die Sächsischen Truppen zusammen, die eine Armee von 17,000 Mann ausmachten, und schlug an den Böhmischen Gränzen ohnweit Pirna ein Lager auf. Es war an die Elbe gestützt, die sich hier zwischen Felsen brausend

durchschlängelt, und einen Bogen macht, in der Nähe sowohl von der Festung Königstein, als von dem Fort Sonnenstein, und größtentheils von Bergen und einer Kette schroffer Felsen umgeben; überhaupt war dessen Lage von Natur außerordentlich fest, und die Kunst that nun das übrige, um es unbezwinglich zu machen. Dies Lager wäre sehr wohl gewählt gewesen, wenn man den Oesterreichern den Eingang in Sachsen hätte verwehren wollen, allein kein solcher Zweck fand gegen die Preußen statt, denen man Dresden und das ganze Churfürstenthum preisgab. Der Umfang des Lagers war jedoch für die Sächsische Armee zu groß, daher man sich begnügte, nur die ohnehin schweren Zugänge durch Verhacke, Redouten und Palisaden, wozu die mit Waldungen bedeckten Berge im Bezirk des Lagers das Holz lieferten, noch mehr zu befestigen. Man dachte aber bloß sich gegen das Schwert der Preußen in Sicherheit zu setzen, und vergaß darüber einen weit fürchterlichern Feind von dem Lager zu entfernen; einen Feind, der seit Jahrtausenden so viele Heere besiegt, so viele große Feldherren zur Flucht gebracht, oft die größten Siege vereitelt, und die langwierigsten Kriege auf einmal geen-

digt hat. Das Wort **Hunger** und dessen schreckliche Wirkung mußten einem Minister unbekannt seyn, der, in asiatischem Ueberfluß zu leben gewohnt, an keinen Mangel dachte, der folglich die unbedeutendsten Anstalten zum Unterhalt seiner braven muthigen Truppen machte, und selbst in dieser kummervollen Lage beständig eine prachtvolle Tafel hielt. Indessen hatte die Armee nur auf funfzehn Tage Lebensmittel im Lager. Man versah sich mit Palisaden, aber nicht mit Brot, und verließ sich auf die Kaiserlichen Truppen, die unter dem Commando des Feldmarschalls Grafen Brown in Böhmen eiligst zusammengezogen wurden.

Indeß war Friedrich in Sachsen eingetroffen, und hatte mit dem König von Pohlen einen Briefwechsel angefangen. August, der sich mit seinen beiden ältesten Prinzen Xavier und Carl und von seinem Minister Brühl begleitet ins Lager bey Pirna geflüchtet hatte, sprach immer in diesen Briefen von Neutralität, und Friedrich von überzeugenden Beweisen, die zu geben jedoch August und Brühl sehr weit entfernt waren. Der Preußische Monarch, der den Werth dieses neutralen Anerbietens kannte, machte indessen alle

Anstalten sich in Sachsen zu behaupten, unter der Versicherung, daß er es nur in Depot nehmen wollte; eine Erfindung der neuern Staatskunst, um der Besitznehmung eines benachbarten Landes das Ansehn eines feindlichen Einfalls zu benehmen, die aber von den Gegnern gewöhnlich mit dem wahren Nahmen bezeichnet wird. Es wurden zur Verpflegung der Preußischen Truppen große Lieferungen an Getreide, Vieh und Fourage ausgeschrieben; die Stadt Torgau wurde befestigt, und mit Canonen besetzt, die man in den verschiedenen Sächsischen Städten gefunden hatte. Einige tausend Bürger und Bauern mußten an diesen Festungswerken arbeiten, wofür sie jedoch anfangs bezahlt wurden. In diese Stadt wurde sodann das Preußische General-Krieges-Commissariat und die Feld-Kriegscasse verlegt, wohin auch alle Contributionen des Landes geliefert werden mußten.

Der König von Preußen selbst rückte den 10ten September ohne Widerstand in das von allen Truppen entblößte Dresden ein, und besetzte die Stadt und das Königliche Schloß. Sein und seiner Soldaten Betragen bey dieser Gelegenheit characterisirte den

Geist unsers Zeitalters, wo man sich bemüht, selbst im Kriege, mitten unter harten Demüthigungen, unter höchst kränkenden, ja schrecklichen Scenen, verfeinerte Sitten, Empfindsamkeit und Höflichkeit anzubringen. Friedrich nahm sein Hauptquartier in einem Garten in der Vorstadt, in deren Nähe seine Armee campirte. Alle Maaßregeln wurden genommen, um das scheusliche Bild des Krieges in den Augen der betäubten Sachsen weniger schrecklich zu machen, und den neuen Gebieter in einer liebenswürdigen Gestalt zu zeigen. Er wollte als Freund, als künftiger Bundesgenosse, und als Gast angesehen seyn. Nichts ging daher seinem liebreichen Betragen ab. Den auswärtigen Gesandten wurde Audienz ertheilt, wobey man scherzte und aufgeräumt war. Fast alle Standespersonen, die sich in Dresden befanden, machten ihre Aufwartung; ein gleiches that der Stadt-Magistrat; alle wurden wohl aufgenommen. Der König besuchte auch ganz wider seine Gewohnheit die Kirche, und machte dem Prediger Geschenke mit einer Anzahl Bouteillen Champagner-Wein. Er hielt öffentliche Tafel, wobey die Sachsen in zahlreichen Haufen als Zuschauer erschienen; auch ließ er durch

den Feldmarschall Keith die Königin und die übrige Königliche Familie complimentiren, die dafür nichts schuldig blieben, und die Höflichkeit so weit trieben, ihn zur Tafel einzuladen, und Kammerherren zur Aufwartung anzubieten, welches beides jedoch nicht angenommen wurde. Dieser Höflichkeiten ohngeachtet aber wurden in Dresden die Kanzeleyen versiegelt, die Collegiensäle verschlossen, das Münz-Departement aufgehoben, einige der vornehmsten Civil-Beamten ihrer Dienste entlassen, die ganze Artillerie nebst der Munition aus dem Arsenal der Residenz nach Magdeburg gebracht, die zur Schloßwache bestimmte Sächsische Schweizer-Garde entwaffnet, und im ganzen Lande die Churfürstlichen Cassen in Beschlag genommen; dabey würde alle Communication zwischen Dresden und dem Sächsischen Lager abgeschnitten, so daß der Weg dahin bloß den mit Victualien für des Königs von Pohlen eigne Tafel beladenen Wagen, den Couriers der beiden Könige, und den abgesandten Trompetern offen blieb. Das Lager bey Pirna selbst war von 32,000 Preußen eingeschlossen, während daß eine andere ungefähr eben so starke Preußische Armee unter Anführung des Feldmarschalls

schalls Keith, mit der Fronte gegen Böhmen postirt war, um die etwa ankommenden Hülfstruppen zu beobachten. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig erntete indeß die ersten Lorbeern in diesem Kriege; er drang mit der Avantgarde in Böhmen ein, und vertrieb den Oesterreichschen General Wied, der sich mit 8000 Mann bey Nöllendorf postirt hatte.

Obgleich das zum Untergang des Königs von Preußen entworfene Bündniß diesem Monarchen verrathen worden war, und er auch Abschriften vieler dazu gehörigen wichtigen Papiere hatte, so war doch noch manches dunkel geblieben. Die genaue Kenntniß der gemachten Entwürfe war ihm aber zu seiner Selbsterhaltung äußerst nöthig; hiezu kam die politische Pflicht, seinen Einfall in Sachsen, der alle Europäische Höfe in Erstaunen setzte, durch unverwerfliche Documente zu rechtfertigen. Er sah sich daher in die Nothwendigkeit gesetzt, sich des Sächsischen Archivs zu bemächtigen. Diese Staatsheiligthümer wurden in drey Gemächern des Königlichen Schlosses aufbehalten, die mit einem Privat-Zimmer der Königin von Pohlen zusammenhingen. Sie selbst hatte dazu allein den Schlüssel, und be-

wachte das Archiv wie den kostbarsten Schatz. Das Ansuchen Friedrichs es auszuliefern, wurde daher von dieser Dame, seiner erklärten Feindin, rund abgeschlagen. Der Preußische General Wylich, Commandant von Dresden, hatte jedoch gemessene Befehle, es in Besitz zu nehmen, weshalb er den Major Wangenheim abschickte. Dieser ließ sich die Schlüssel ausbitten; worauf die Königin selbst erschien, und nachdrücklich erklärte, daß sie keine Eröffnung erlauben würde; Wangenheim entfernte sich, und nun begab sich der Commandant selbst zur Königin. Alle seine Vorstellungen aber waren vergebens; sie beharrte steif bey ihrem Entschluß, wobey sie drohete die Eingangsthür durch ihren Körper zu decken. Wylich warf sich vor ihr auf die Knie, sprach von der Nothwendigkeit die Befehle seines Monarchen unbedingt und ohne Verzug zu befolgen, und indem er sie beschwur nachzugeben, gab er zu verstehen, daß er im äußersten Fall Gewalt brauchen müßte. Hierauf wurden die Schlüssel gebracht, und Friedrich erhielt die gewünschten Papiere; sie wurden dem geheimen Rath, jetzigen Staatsminister Grafen Hertzberg, überliefert, der daraus jene merkwürdige Staatsschriften verfertigte, die des Preußischen Mo-

narchen Schritte bey den Unbefangenen aller Nationen vollkommen entschuldigten.

Dieses etwas unehrerbietige zwangmäßige Betragen gegen eine Königin, obgleich die Umstände es so sehr rechtfertigten, wurde als eine Art von seltner Grausamkeit betrachtet, die man noch durch den Umstand erhöhet fand, daß sämmtliche Sächsische Conferenz-Minister wenig Stunden nachher vom König von Preußen ihrer Dienste entlassen wurden. Noch am nämlichen Tage ließ die Königin alle Gesandten zu sich bitten, und schilderte ihre traurige Lage in einer pathetischen Rede, wobey sie ausdrücklich sagte, daß ihre Sache die Sache aller Könige wäre. Der Vorfall, mit großen Zusätzen von den Leidenden an alle Höfe berichtet, und Friedrichs Verfahren in Sachsen mit den schwärzesten Farben geschildert, trug nicht wenig bey, seine Feinde zu vermehren, und viele seiner Freunde kaltsinnig zu machen. Es ist bekannt, daß die damahlige Dauphine, Mutter des jetzigen Königs von Frankreich, eine Tochter der gebeugten Königin von Pohlen, Ludwig dem funfzehnten in Thränen zerfließend zu Füßen fiel, und um seinen Beystand flehete, ihre Königliche Eltern und ihr Vaterland zu retten. Die Grundsätze der Staatskunst wur-

den nunmehr an dem Hofe von Versailles aus den Augen gesetzt, und Frankreich, das ohnehin durch Oesterreich unaufhörlich angegangen wurde, bediente sich nun des Vorwandes, daß der Westphälische Friede durch den Einfall der Preußen in Sachsen verletzt wäre, um sich als Garant dieses Friedens förmlich wider Friedrich zu erklären, und auch Schweden zum Kriege zu vermögen. So fing die Französische Nation ernsthaft an, Antheil an einem Kriege zu nehmen, der so sehr mit ihrem wahren Staats-Interesse stritt, und den man daher in Paris bis jetzt nur wie eine politische Farce betrachtet hatte. Nun wurde es auf einmahl Mode in dieser Hauptstadt der Moden, den König von Preußen herabzuwürdigen, und die Allianz mit Oesterreich wegen ihrer Neuheit himmelhoch zu erheben; ja die Französische Academie schämte sich nicht, die beste Lobschrift in Versen auf diesen Tractat öffentlich zu einer Preisaufgabe zu bestimmen; welcher poetische Wettstreit jedoch von der Regierung verhindert wurde. Jetzt erst wurde der Französische Gesandte in Berlin, Vallory, zurückberufen, und Knyphausen, der Preußische Gesandte am Hofe zu Versailles, verabschiedet. Friedrich that ein gleiches mit dem am Säch-

sischen Hofe befindlichen Französischen Minister, Grafen Broglio, den man ohnerachtet seines stolzen Betragens, und seiner Intriguen, bisher in Dresden gelitten hatte.

Es wurde jedoch immer noch mit großem Eifer gearbeitet, zwischen den Königen von Preußen und von Pohlen einen Frieden zu Stande zu bringen. Die Englischen und Holländischen Gesandten, Graf Stormont und Herr Calkoen, widmeten besonders alle ihre Kräfte diesem so wohlthätigen Geschäffte. Friedrich verlangte vom König von Pohlen zum Beweis der genauesten Neutralität, daß die Sächsischen Truppen auseinander gehen, und ihre Quartiere beziehen sollten. August versprach neutral zu bleiben; allein er schlug es ab, seine Zusicherung durch Handlungen zu bestätigen. Bald nach Augusts Ankunft im Lager forderte er seine Truppen durch eine pathetische Rede auf, sich mit ihm troß der Macht des Feindes durchzuschlagen, um Böhmen zu erreichen. Er sagte, er sey selbst entschlossen sein Leben dabey aufzuopfern; es gehöre seinen Unterthanen, und der Himmel würde das übrige thun. Man zeigte ihm aber die Unmöglichkeit diesen Entwurf auszuführen, worauf er sich mit seinen Prinzen und dem Mini-

ster nach der Festung Königstein begab. Von hier aus sandte er eine neue Aufforderung an seine Armee; er bat sie die Ehre ihres Königs zu retten, und sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Die getreuen Sachsen, zu deren Characteristik es gehört, ihre Herrscher, wie sie auch immer beschaffen seyn mögen, leidenschaftlich zu lieben, zeigten ihre Bereitwilligkeit, Augusts große Erwartungen zu erfüllen. Der Mangel aber herrschte in ihrem Lager bald so sehr, daß Menschen und Pferden ihr bestimmter Unterhalt um ein Drittheil vermindert wurde. Ihr Muth wuchs jedoch, da sie von der Annäherung der Oesterreichischen Armee hörten, die damahls, obwohl in zerstreuten Corps, schon über 70,000 Mann in Böhmen stark war.

Die Thätigkeit und der Eifer des Wiener Hofes den Krieg anzufangen, war außerordentlich. Ein großer Theil der Cavallerie in Böhmen war jedoch noch unberitten, und erhielt erst die Pferde am Ende des Augusts, im Lager bey Kollin, zu einer Zeit, da die Preußen sich schon im Königreiche befanden; ja man war noch so wenig vorbereitet zum Kriege, daß es sogar an Pferden fehlte, die Artillerie und Munition nach Böhmen zu schaffen. Theresia

öffnete nun ihre Marställe, und gab ihre eignen Pferde her, um die Canonen fortzubringen. Der Oesterreichische und Böhmische Adel beeiferte sich um die Wette, dies große Beyspiel nachzuahmen. Man drängte sich von allen Seiten herbey, die Pferde zu wechseln, und so geschahe der Transport mit ganz unberechneter Geschwindigkeit.

Diese Umstände und der Verlust einer kostbaren Zeit, die ihn zum Herrn von Böhmen gemacht hätte, änderten das System Friedrichs, der jetzt nicht mehr mit der Neutralität der Sachsen zufrieden seyn konnte, um keine Feinde im Rücken zu behalten; er bestand daher auf ein förmliches Bündniß mit August, wenn er seine Truppen befreyen wollte, wobey er ihm versprach, daß, wenn das Glück die Preußischen Waffen begünstigte, er den Schritt nicht bereuen würde; wäre Preußen aber unglücklich, so dürfte Sachsen ein gleiches Schicksal haben. August aber wollte von keiner Verbindung hören; in seiner rührenden Antwort, unter dem 12ten September, hieß es: „Es scheint, daß Ew. Königliche „Majestät keine andere Sicherheit für sich „finden, als in dem Untergang meiner Ar„mee, entweder durch Eisen, oder Hunger.

„Es fehlt noch viel, daß das letztere geschehen „dürfte, und in Ansehung des erstern, so hoffe „ich, daß durch den Schutz des Höchsten und „durch die Standhaftigkeit und Treue mei„ner Truppen, ich für diesen äußersten Fall „sicher bin. — — — Ich bin bereit alles „zu thun, um mich mit Ew. Majestät über „den Punct zu vergleichen, der Ihnen so sehr „am Herzen liegt, wenn ich es nur ohne Ver„letzung meiner Ehre thun kann.„

Diese Standhaftigkeit eines von Natur trägen Monarchen war unerwartet. Friedrich machte noch einen Versuch; er schickte seinen Liebling, den General Winterfeld, einen so vortrefflichen Krieger als feinen Hofmann, an August, um durch seine Beredsamkeit den schriftlichen Vorstellungen Friedrichs das nöthige Gewicht zu geben. Noch wünschte dieser Monarch sehnlich eine Verbindung mit Sachsen, „zwischen zwey benachbarten Staa„ten,„ (wie er sich in seinem Briefe an August ausdrückte) „die einander nicht „entbehren können, und deren „wahrer Vortheil es erfordert, „ewig verbunden zu bleiben.„ Da aber auch diese Vorstellungen ohne Wirkung blieben, und man sich auf Ehre und Gewissen

berief, so hieß es in Friedrichs Briefe vom 15ten September: „Es thut mir leid, daß „ich meine Willfährigkeit nicht weiter treiben „kann.„ Dennoch wurde Winterfeld noch einmahl zum König von Pohlen geschickt; allein seine wiederhohlten Vorstellungen und neuen Vorschläge waren ebenfalls fruchtlos. August, dessen große Verlegenheit noch durch die Annäherung des Pohlnischen Reichstags vermehrt wurde, der den 4ten October angesetzt war, bat nun um Pässe zu seiner Reise nach Warschau. Friedrich aber wollte vor Entscheidung des Schicksals von Sachsen diese Reise nicht bewilligen. Die Bitten Augusts wurden immer dringender; der Großkanzler von Pohlen, Malachowsky, begab sich selbst ins Preußische Lager, das Ansuchen durch die Drohung zu unterstützen, daß die Pohlen das gewaltsame Aufhalten ihres Königs nicht gleichgültig ansehen würden. Friedrich aber blieb unbeweglich.

Brown hatte indeß von seinem Hofe die gemessensten Befehle erhalten, alles zu wagen, um die Sachsen zu entsetzen. Die Vereinigung beider Heere unter einem so erfahrnen Feldherrn, den Oesterreich seinen größten Männern an die Seite setzt, hätte dem Kriege

sodann eine andere Gestalt gegeben. Friedrich war davon überzeugt, und verdoppelte deshalb seine Anstalten, das Sächsische Lager einzuschließen, und den darin befindlichen Truppen alle Hülfe abzuschneiden. Um diesen Endzweck desto besser zu erreichen, mußte der Feldmarschall Keith mit einem starken Corps in Böhmen vorrücken, und die Bewegungen der Oesterreicher beobachten. Der Preußische Feldmarschall, Graf Schwerin, war schon von Schlesien aus mit einer Armee von 35,000 Mann in Böhmen eingedrungen, und hatte sich ohnweit Königsgrätz gelagert. Diese beiden Preußischen Armeen sollten nach Friedrichs Entwurf die Feinde in ihrem eigenen Lande so beschäfftigen, daß sie an die Sachsen nicht denken könnten. Er selbst harrte täglich auf die Uebergabe der eingeschlossenen Armee, weil er bedenklich fand, vorher nach Böhmen zu gehen, wo er keine Magazine hatte; auch wären die Sächsischen Truppen durch diese Preußische Operation Meister von der Elbe geworden, und dem Könige im Rücken geblieben. Es fehlte ihm überdem für jetzt an einer hinreichenden Anzahl von Fuhrwerken und Fahrzeugen zum Transport der Lebensmittel, und die fürchterlichen Defileen, die

die Zugänge dieses Königreichs von allen Seiten decken, machten auch noch mancherley Vorkehrungen nothwendig.

Brown mußte, um die Sachsen zu entsetzen, über die Eger gehen; allein er hatte noch keine Pontons. Diese nebst der nöthigen Artillerie kamen erst den 30sten September in seinem Lager an, da er sich denn sogleich in Bewegung setzte. Friedrichs Absicht war nun, durch eine Schlacht ihn zum Rückzug zu nöthigen; er übergab daher das Commando der Blokirungs-Armee dem Markgraf Carl, ging allein zu seinen bey Außig stehenden Truppen, und brach mit ihnen den 30sten September auf, an eben dem Tage, da Brown wirklich die Eger passirt war. Am folgenden Morgen, gleich nach Tages-Anbruch, trafen beide Armeen auf einander, ohnweit Lowositz, einem Böhmischen Städtchen. Die Oesterreichische war zwey und funfzig Bataillons, und zwey und siebenzig Schwadrons stark, dabey hatte sie acht und neunzig Canonen; die Preußische bestand aus vier und zwanzig Bataillons, und sechzig Schwadrons, sie führte hundert und zwey Canonen. Es war ein so starker Nebel, daß man nur wenig Schritte vor sich sehen konnte. Die Anhöhen von Lobosch und Ra-

dostiz, von welchen die Stellung der Oesterreicher beschossen werden konnte, waren von Brown unbesetzt geblieben. Dieser Umstand verleitete Friedrich zu glauben, daß die Oesterreicher über die Elbe gegangen wären, und er bloß auf die Arrieregarde gestoßen sey. Einige tausend Mann Croaten und Ungarischer Infanterie, die am Fuße des Loboscher Berges in Weingärten postirt waren, und ein verlohrnes Feuer auf die anrückenden Preußen machten, bestätigten diese Meinung, da mit solchen leichten Truppen gewöhnlich ein Abzug gedeckt wird. Die Kaiserliche Cavallerie, die sich dem Canonenfeuer der Preußen aussetzte, und Stand hielt, als wenn sie dadurch andere Absichten bewirken wollte, vollendete diesen Irrthum. Man kämpfte im Nebel, ohne einander zu sehen. Indessen hatte der König doch die Anhöhen in Besitz nehmen lassen.

Da Browns Stellung gegen die Mitte seiner Linie und auf dem linken Flügel durch Sümpfe und andere undurchdringliche Zugänge gegen allen Angriff gesichert war, so hatte er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Stadt Lowositz gerichtet, die seinen rechten Flügel deckte, und in dieselbe seine beste In-

fanterie nebst einer großen Menge Geschütz geworfen; auch vor derselben war eine starke Batterie und Redouten. Gegen Mittag verlohr sich der Nebel, und man bekam sich einander ins Auge. Die Preußische Cavallerie that nun einen regelmäßigen sehr lebhaften Angriff, setzte über einen sehr breiten Graben, und warf die Oesterreichische über den Haufen, verfolgte sie aber mit übereilter Hitze bis unter die Canonen von Lowositz. Das heftige Feuer der hier aufgepflanzten zahlreichen Artillerie trieb sie jedoch mit großem Verlust wieder zurück. In die feindliche Infanterie des vor sich habenden linken Flügels konnte sie jedoch nicht eindringen, da diese am Rande eines tiefen Grabens postirt stand. Die nächste Unternehmung der Preußen war nun, die Croaten aus den Weingärten zu jagen, deren Zäune und Mauern diesen Truppen zu Bollwerken dienten. Es geschah auch, obwohl mit großer Mühe. Allein nun ließ Brown durch seine beste auf dem rechten Flügel stehende Infanterie die Anhöhen angreifen; jedoch die darauf postirten Preußen wehrten sich wie die Löwen, und da einige Regimenter alle ihre Patronen verschossen hatten, gingen sie mit gefälltem Bajonet auf die stürmenden Feinde

los, und schlugen mit den Kolben wie mit Keulen um sich herum. Dies entsetzliche Handgemenge dauerte, bis die Oesterreicher den Berg herunter und in Lowositz hereingetrieben waren. Die Preußen benutzten die Unordnung der Oesterreicher, um die Stadt in Brand zu stecken, und in dieser Verwirrung alle feindliche Truppen herauszujagen, wodurch das Schicksal des Tages endlich entschieden wurde. Brown machte einen meisterhaften Rückzug, gedeckt durch die Infanterie des linken Flügels, die gar nicht gefochten hatte, und allein noch in Ordnung war. Er ließ die Elbbrücke bey Leutmeritz, und alle Brücken über die Eger abwerfen, um seinen Abzug zu sichern; und so überließ er dem Könige das Schlachtfeld, ohne jedoch seine Ansprüche auf den Sieg ganz aufzugeben. Dieser war indeß nicht zweifelhaft, wie die Folgen bewiesen, obgleich das Preußische Heer einen größern Verlust an Soldaten erlitten hatte, und beide Theile Gefangene zählten. In Wien wurde eine neuntägige Andacht für die in der Schlacht gefallenen Krieger angestellt, wobey die witzigen Köpfe sagten: „Es ist ein „Dankgebet, daß es uns erträglich gegan„gen ist.„

So waren die Begebenheiten der ersten Schlacht in diesem denkwürdigen Kriege, die von sieben Uhr des Morgens bis um drey Uhr Nachmittag dauerte, und den Völkern der Erde gleichsam das Unterpfand der Preußischen Thaten für die folgenden Schlachten gab. Der König war von diesem Muth so hingerissen, daß er in seinem Briefe an den Feldmarschall Schwerin, worin er ihm die Schlacht beschreibt, die Worte braucht: „Nie „haben meine Truppen solche Wunder der „Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre „habe sie zu commandiren.„ Diese Tapferkeit war auch wegen des kraftvollen Widerstandes durchaus erforderlich; ein Widerstand, der Friedrichs Krieger veranlaßte, auszurufen: „Dies sind nicht mehr die alten Oesterreicher.„ Die feindlichen Soldaten hingegen sagten bey Besichtigung ihrer Wunden: „Wir haben die alten Preußen wiedergefunden.„ Der Verlust der Sieger an Todten und Verwundeten war 3,300 Mann; die Anzahl der gemachten Gefangenen betrug siebenhundert, wobey die Oesterreicher einige hundert Soldaten weniger als die Preußen auf dem Wahlplatz ließen.

Brown war krank; dennoch aber gab er sich der rauhen Witterung in dieser übeln Jahreszeit preis, schlief unter freyem Himmel, weil er seine Zelte weggeschickt hatte, und setzte sich Tag und Nacht allen Unbequemlichkeiten des Krieges so sehr aus, daß er eines Tages im Angesicht seines ihn liebenden Heeres aus Entkräftung zu Boden sank. Dieser Feldherr war nun genöthigt sich über die Eger zurückzuziehen, und mußte seine Entwürfe, die Sachsen zu befreyen, ganz abändern. Es wurde beschlossen, daß die so gedrängten Bundsgenossen in der Nacht vom 11ten October bey Königstein über die Elbe gehen sollten, sodann wollte man die Preußen von beiden Seiten angreifen. Ein außerordentlich regniges und stürmisches Wetter aber, der Transport der schweren kupfernen Pontons zu Lande mit ausgehungerten Pferden, und andere Unfälle, verzögerten diesen Uebergang, der nun zwey Tage später festgesetzt wurde. Diese kostbare Zeit benutzte Friedrich, die Posten an der Elbe zu verstärken, und sie durch Verschanzungen und Verhacke zu befestigen. Der Boden auf der rechten Seite dieses Flusses bey Pirna und Königstein ist voller hohen Berge, die mit dickem Gehölze bedeckt sind.

Die

Die tiefen Gründe, die sie von einander absondern, zeigen nichts als unwegsame Gegenden, die am wenigsten zum Marsch eines Kriegsheers gemacht sind, besonders wenn ein mächtiger Feind in der Nähe ist, und die Anhöhen besetzt hat. Dies war der Prospect der Sachsen; sie hofften, da sie über die Elbe gekommen waren, etwas von der Annäherung der Oesterreicher zu hören; allein sie fanden keine Spur von ihren Bundesgenossen, die theils durch ein Preußisches Corps, unter dem General Lestwitz, theils durch die großen Hindernisse des Erdreichs vom weitern Vorrücken abgehalten wurden; dagegen sahen sie die Preußen Meister von den fürchterlichen Hohlwegen, die man passiren mußte, um Böhmen zu erreichen. Sie versuchten indessen sich am Fuße des Liliensteins zu formiren, welches aber der enge Raum nicht gestattete; daher sie sich ohne Ordnung und muthlos lagerten, voll banger Erwartung ihres traurigen Schicksals. Diese nunmehr verschlimmerte Lage hatte gänzlich darin ihren Grund, daß weder die Oesterreicher, noch selbst die Sachsen das Terrain kannten, und daher auf gut Glück Entwürfe machten. Hiezu kam, daß ein Brief des Feldmarschalls Brown an den Feldmarschall

Rutowsky verlohren gegangen war. Ein anhaltender Platzregen hatte überdem die Wege so verdorben, daß das Vorrücken nur mit der größten Mühe geschehen war, wobey die Sachsen aber alle ihre Canonen auf der andern Seite des Flusses hatten zurücklassen müssen.

Das verlassene Sächsische Lager bey Pirna wurde sogleich von den Preußen besetzt, die dabey auf die Arriere-Garde der Sachsen stießen. Ein entsetzlicher Sturm erstickte den Donner des bey dieser Gelegenheit gemachten heftigen Canonenfeuers, so daß die Oesterreicher in der Ferne nichts davon hörten. Alle Elemente, Götter und Menschen, schienen gegen die Sachsen zu kämpfen. Nach einem vierstündigen tapfern Widerstande nahm man dies Bedeckungs-Corps gefangen, und bemächtigte sich des größten Theils der Bagage und der Artillerie. Dies war ein wichtiger Transport, der nicht zu der Armee hatte stoßen können, weil die Brücke abgebrochen war. Der König von Pohlen war kein Augenzeuge aller dieser gehäuften Unfälle; er hatte sich einige Tage zuvor mit seinen Prinzen und seinem Günstling Brühl aus dem bisherigen Hauptquartier Struppen nach der Vestung Königstein bege-

ben, und von hier aus schickte er seinem Feldmarschall Rutowsky wiederhohlte Befehle zum unmöglichen Angriff, der, selbst wenn er glücklich gewesen wäre, doch nie den Sachsen einen freyen Weg bis zum Oesterreichischen Heere hätte bahnen können.

Nie befand sich eine wohl disciplinirte Armee eines tapfern Volks in einer traurigern Lage. Es war ganz die Geschichte von Caudinum, und wenn die Samnitischen Gabeln nicht zum Vorschein kamen, so hatte man es den so sehr verschiedenen Grundsätzen und Begriffen zu verdanken, die sich seit zwey und zwanzig Jahrhunderten auf unserer Erde so sehr geändert haben. Der Hunger wüthete bey den Sächsischen Truppen; hiezu kam die Kälte in der rauhen Jahreszeit, und der Verlust ihrer Bagage. Drey Tage und drey Nächte hintereinander waren sie unterm Gewehr, ohne Speise zu sich zu nehmen; selbst an Pulver und Munition hatten sie Mangel. Nun lagen sie unterm freyen Himmel, im Prospect hohe Berge und steile Felsen, allenthalben von wachsamen Feinden umgeben, aller Rettungsmittel, ja aller Hoffnung beraubt. Ihr Schicksal hing jetzt ganz von der Gnade des Siegers ab, dem sie mit Augusts Bewilligung

endlich den 14ten October nach einer vier und dreyßigtägigen Blokade eine Capitulation antrugen.

Dieser Monarch war durch sein großes Unglück außerordentlich gebeugt. Er schrieb an eben diesem Tage an seinen Feldmarschall Rutowsky: „Man muß sich der Vorsehung „unterwerfen. Ich bin ein freyer Regent. „So will ich leben, so will ich sterben; bei„des soll mit Ehren geschehen. Ich übergebe „euch das Schicksal meiner Armee. Euer „Kriegsrath mag entscheiden, ob man sich er„geben, oder den Tod wählen soll; es sey durch „Hunger, oder durchs Schwert.„

Der Minister Brühl wollte den Feldmarschall Brown bewegen seine gefährliche Stellung noch einen Tag zu behaupten, und schrieb: „Wenn wir capituliren, wollen wir nicht un„terlassen Ew. Excellenz den Rückzug aufs be„ste zu versichern, damit nicht die ganze Preu„ßische Armee auf Sie fallen möge.„ Brown aber achtete nicht auf diese Vorstellung, die einen Mann verrieth, der seinen Gegner nicht kannte, und von Vortheilen bey der Capitulation träumte. Die Bedingungen, unter welchen sie geschlossen wurde, waren hart, sowohl für die Sächsischen Truppen, als für ihren

König. Die ganze Armee, jetzt noch 14000 Mann stark, mußte sich ergeben. Die Officiere wurden entlassen; den Unterofficiers und Gemeinen aber ließ man keine Wahl; sie waren gezwungen dem König von Preußen den Eid der Treue zu schwören. Es war ein großes rührendes Schauspiel: 14,000 Krieger streckten die Waffen, und flehten um Brot. Der Hunger und die Verzweifelung bey Hohen und Niedrigen, erzeugten in dem Jammerthal bey Lilienstein auffallende Scenen, die August von dem Gipfel seiner Felsenburg mit eignen Augen sehen konnte. Die Noth war aufs höchste gestiegen; auch war die Hülfe schleunig. Die durch Mangel an Nahrung und Strapazen ganz entkräfteten Soldaten, erhielten sogleich das nöthigste aller Bedürfnisse; es wurden jeder Compagnie zwanzig sechspfündige Brote gegeben; die gefangenen Generale aber hatten die Ehre im Hauptquartier zu Struppen an die Tafel des Königs von Preußen gezogen zu werden.

Das Unglück der Sachsen brachte ihnen keine Schande; vielmehr war es eine glorreiche Epoche in ihren Jahrbüchern. Sie hatten so lange mit ihrer kleinen Kriegsschaar der Preußischen Macht widerstanden, hatten muthvoll

mit unaussprechlichen Widerwärtigkeiten gekämpft, und waren nur den Gesetzen der Natur und einem höhern Verhängniß untergelegen. Dieser Widerstand rettete das noch schlecht vorbereitete Kaiserliche Heer in Böhmen, und alle deutsche Provinzen Theresiens, wo die zerstreuten Truppen nach einander leicht aufgerieben worden wären; überhaupt hatte er die wichtigsten Folgen für Oesterreich; es war der größte Dienst, der dieser Monarchie seit der Befreyung Wiens durch den tapfern König Sobiesky, von einem fremden Volke geleistet worden war. Diese Wohlthat wurde jedoch von den Kaiserlichen Kriegern, so wie vom Hofe, nur sehr unvollkommen erkannt. Die Soldaten bey Browns Heer gaben der Armee bey Pirna den Spottnamen des Sächsischen Piquets, und in der Kaiserburg wurde, dem alten hier herrschenden Grundsatz zu Folge, diese Aufopferung eines großen Fürsten und seines schönen Landes, als Pflicht betrachtet.

Der König von Pohlen erlitt nun eine Demüthigung, die seit Jahrhunderten nicht das Loos eines Europäischen Monarchen gewesen war. Er verlohr auf einmahl seine ganze Sächsische Armee, die voll Treue gegen ihn

war, und kaum blieben ihm einige Garde-Soldaten übrig, die sich nebst einem sehr kleinen Gefolge bey ihm in Königstein befanden. Alles sein Bestreben, günstigere Bedingungen von dem Sieger zu erlangen, war fruchtlos. Friedrich dictirte selbst die Antworten auf die vierzehn Capitulations-Artikel dieses so merkwürdigen Ergebungs-Tractats. Einige dieser Antworten, die sich auf die großen Bedürfnisse der gefangenen Truppen bezogen, waren ganz laconisch, und nur durch das einzige Wort Gut! bezeichnet; alle aber verrathen den entscheidenden Ton des Ueberwinders, der da glaubte mehr zu bewilligen, als man ein Recht hatte zu erwarten. August bat dringend, ihm wenigstens seine Garde, ein vortreffliches Corps Soldaten, zu lassen. Friedrichs Antwort aber war äußerst demüthigend, und zeigte das Recht des Stärkern auf eine auffallende Weise. Es hieß: sie müßten mit den andern Truppen gleiches Schicksal haben, weil man sich nicht die Mühe geben wollte, sie zum zweyten mahl gefangen zu nehmen. Die Fahnen, Standarten und Pauken der Sächsischen Truppen, wurden jedoch dem Könige von Pohlen überliefert, und um ihm unter seinen vielen Bitten wenigstens eine zu bewilligen, so wurde die

Festung Königstein während dem ganzen Kriege für neutral erklärt.

Zehn Sächsische Infanterie-Regimenter blieben ganz beysammen, nur mit dem Unterschiede, daß sie Preußische Uniformen, Fahnen, und Befehlshaber bekamen; die übrigen aber nebst der sämmtlichen Cavallerie wurden unter Preußische Regimenter gesteckt. Hierzu kamen 9284 Recruten, die Sachsen gleich in den ersten Monaten liefern mußte, womit man die Regimenter ergänzte. Die Officiere wurden auf ihr Ehrenwort, in diesem Kriege nicht wider den König von Preußen zu dienen, freygelassen. So groß war jedoch Theresiens und Augusts Haß gegen Friedrich, daß dieses Ehrenwort verspottet wurde. Man sagte die Sächsischen Officiere von dessen Haltung gänzlich los, und schändete dadurch den Militair-Stand. Durch Leidenschaften geblendet, vergaß man, daß die Ehre der Kitt ist, der die europäischen Heere zusammenhält; ein Fantom, das mit der Fackel der Wahrheit nicht beleuchtet werden muß, da es, einer unsichtbaren mächtigen Gottheit ähnlich, die Menschen unerschrocken zum Tode führt.

Diese Handlung Friedrichs, ein ganzes Heer eines fremden Fürsten zu zwingen, dem

Eroberer in geschlossenen Kriegsschaaren zu dienen, ist in der Weltgeschichte ohne Beyspiel. Man verließ sich zu sehr, sowohl auf das damahlige Unvermögen Augusts, eine Armee zu unterhalten, als auf die Bedürfnisse der Truppen, die jetzt keinen Herrn hatten, und achtete nicht auf die den Sachsen angestammte Liebe zu ihrem Vaterlande und zu ihrem Fürsten. Diese zeigte sich jedoch bald zu Friedrichs Verwunderung. Man hatte wol auf Deserteure gerechnet, allein daß ganze Bataillons mit Entschlossenheit und Ordnung davongehen würden, dies war unerwartet. Die meisten zogen regelmäßig ab, mit allen militairischen Ehrenzeichen, nachdem sie ihre Befehlshaber verjagt, oder erschossen hatten; sie nahmen die Brot- und Munitions-Wagen, die Regiments-Cassen, kurz alles zum Troß gehörige mit, und marschirten entweder nach Pohlen, oder stießen zur Französischen Armee. Der König von Preußen hatte viele Sächsische Unterofficiere zu Officiers ernannt, um ihnen seinen Dienst angenehm zu machen. Diese Maaßregel war jedoch unzureichend; denn diese Patrioten waren selbst die Anführer bey der Desertion, die andern Officiere aber, die nicht mitwollten, wurden gezwungen sich zu entfer-

nen. Man legte die noch übrigen als Besatzung in Städte; allein auch dieses Mittel schlug fehl. In Leipzig öffnete sich ein Theil der Garnison mit Gewalt die Thore, und ging am hellen Tage davon. In Wittenberg, in Pirna, und in andern Städten, zwangen die Sächsischen Soldaten die Preußischen Commandeurs, sich dem Feinde zu ergeben; ja bey manchen Gefechten gingen ganze Compagnien Sachsen selbst auf dem Kampfplatz zu den Oesterreichern über, und richteten sogleich ihre Waffen gegen die Preußen.

August, der auf dem Felsen Königstein sein Schicksal erwartete, erhielt nun für sich und sein Gefolge Pässe, um sicher nach Warschau zu reisen, wohin er auch unverzüglich abging. Friedrich gab ihm den 18ten October ein sehr höfliches Abschiedsschreiben mit auf den Weg. Der Titel in diesem so wie in vorigen Königlichen Briefen war von beiden Seiten Herr Bruder; eine zärtliche Benennung, die, so wie die Condolenz- und Glückwünschungs-Briefe gekrönter Häupter, mitten in hartnäckigen Kriegen zur Hof-Etiquette des achtzehnten Jahrhunderts gehört. Man bezeigte dem abreisenden Könige die größte Ehrfurcht; sogar wurden alle Truppen von seinem

Wege entfernt, um den Augen des unglückli-chen Monarchen unangenehme Gegenstände zu entziehn.

Der Briefwechsel zwischen beiden Köni-gen hörte nun auf; allein der Sächsische Ge-neral Spörken setzte ihn in Augusts Namen mit Friedrich fort. Der Hauptgegenstand des-selben betraf eine Anzahl Ulanen-Posten, die man von Pohlen aus durch Schlesien und Sach-sen zur Erleichterung der Communication eta-bliren wollte. Friedrich schien anfangs nicht abgeneigt das Ansuchen zu gestatten, allein da immer neue Versuche des Sächsischen Hofes entdeckt wurden, sowohl dem Feinde von al-lem Nachricht zu geben, als die in Preußi-schen Dienst getretenen Sachsen zur Desertion zu vermögen, so brach er die Correspondenz mit Spörken kurz ab. Er sagte in seinem Schreiben vom 2ten December: „Man miß-„braucht ganz meine Mäßigung. Nach dem „unfreundlichen Betragen Ihres Hofes, bleibt „mir nichts als das Recht der Waffen übrig. „Dies ist der letzte Brief, den Sie von mir „erhalten.„

Kein Vorfall in unserm Jahrhundert bis auf die Revolution in Frankreich machte in Europa eine so große Sensation, als das Un-

glück einer Königlichen mit so vielen mächtigen Monarchen verwandten Familie; ihr Leiden wurde die Sache aller Könige. Selbst George der zweyte ließ an den vornehmsten Höfen die Erklärung thun, daß er das Verfahren Friedrichs in Sachsen nicht billige. Aus den in Wien erschienenen Staatsschriften, von einem tödtlichen Haß dictirt, wurde alle Urbanität verbannt; sie waren voll der schimpflichsten Vorwürfe. Der König von Preußen wurde der niedrigsten Künste beschuldigt, und als der Urheber der kurz zuvor in Schweden entdeckten Verschwörung gegen den Senat geschildert; ja man vergaß sich so sehr, daß ihm der Zorn seines Vaters, seine Strafe in Cüstrin, und die Kaiserliche Vermittelung vorgeworfen wurde, die ihm, wie es hier hieß, das Leben gerettet hätte.

Dieser unbegränzte Haß wurde jetzt die herrschende Leidenschaft des Wiener Hofes, dessen Characteristik bisher der Stolz gewesen war. Nun aber verbannte man ihn so sehr, daß die Kaiserin Maria Theresia, die sonst nie ihre Würde verkannte, und bis an ihr Lebensende die weibliche Keuschheit als die erste aller Tugenden betrachtete, sich jetzt bis zu dem Grade herabließ, der Buhlerin Ludwigs des

funfzehnten zu schmeicheln, und ihr den Titel Cousine zu geben, den der König von Frankreich damahls den Herzoginnen seines Reichs beylegte. Es wurde zwischen der Beherrscherin der Oesterreichischen Monarchie und der Marquisin von Pompadour ein Briefwechsel festgesetzt, dessen Einleitung das mit Diamanten besetzte Bildniß der Kaiserin war. Die dadurch aufgeblasene Französin vergaß, bei diesen zuvorkommenden Schritten, ihre niedrige Abkunft, und ihren Stand so sehr, daß sie sich in ihren Briefen oft des vertraulichen Titels bediente: „Meine liebe Königin!„ Theresia, die bey aller ihrer Güte immer ihres hohen Ranges eingedenk war, die Tochter des stolzen Carls des sechsten, und die Enkelin Leopolds, des stolzesten aller Kaiser, der seinen und Wiens Erretter, den König Sobiesky, des Ceremoniells halber zu sehen ausschlug, diese mit ausgedehnten Begriffen von Kaiserlicher Hoheit von der Wiege an genährte Monarchin ließ sich jetzt das Betragen der Pompadour gefallen. Dies geschah zu eben der Zeit, da Friedrich der Königlichen Maitresse wiederhohlte Beweise seiner Verachtung gegeben hatte. Auf diese Weise wurde zu Versailles die Staatskunst verlacht, die der alte Marschall von

Belle-Isle allein zu vertheidigen versuchte; und das Gleichgewicht im Deutschen Reich, der hundertjährige Gegenstand der Aufmerksamkeit der größten Französischen Minister, wurde verspottet.

Der Feldzug war nun zu Ende. Die Oesterreichische Armee zog sich tiefer in Böhmen, welches auch jetzt die Preußischen unter den Feldmarschällen Schwerin und Keith stehenden Armeen verließen, um die Winterquartiere in Sachsen und Schlesien zu beziehen. Friedrich blieb den Winter über in Dresden, und behandelte nun sein Depot als eine förmlich eroberte Provinz. Er gab den Sächsischen Ministern fleißig Audienz, ertheilte seine Befehle über alle Gegenstände der Landes-Administration, und forderte von den Landständen Kriegssteuern und neue Recruten.

Zweytes Buch.

— 1757 —

Die Zurüstungen aller im Kriege wider Preußen verbundenen Mächte zum künftigen Feldzuge waren außerordentlich. Franzosen und Schweden, Deutsche aus allen Provinzen Germaniens, Engländer und Bergschotten, Ungarn und Siebenbürger, Meiländer, Wallonen, Croaten, Russen, Cosaken und Calmucken setzten sich in Bewegung. Es war ein Gedränge von Völkern, die zum Theil aus sehr entlegenen Ländern herbeyeilten, nicht sowohl zu erobern, als zu plündern, zu morden und zu verwüsten.

Diese Heerzüge erforderten ungeheure Summen; da es nun fast allen Höfen bey dem besten Willen an Gelde fehlte, so wurden alle Künste angewandt, theils baare Anleihen zu machen, theils Capitalisten zu vermögen, Lieferungen vorschußweise zu übernehmen. Der König von Preußen hatte jedoch vor allen seinen Gegnern den Vortheil voraus, dieser Hülfsmittel entbehren zu können. Seine gefüllte Schatzkammer und sein reichhaltiges Depot,

verursachten, daß die Preußischen Truppen, mit allem überflüssig versehen, diesen Feldzug eröffnen konnten. Friedrich, um den Mangel an leichten Truppen zu ersetzen, errichtete sieben Frey-Bataillone, und vermehrte überdem bey seinen Heeren sowohl die Infanterie als die Cavallerie mit 40,000 Mann. Die Sachsen aller Volksklassen, die wegen Aehnlichkeit der Sprache, der Sitten, und der Sinnesart, den Preußen weit mehr, als den Oesterreichern geneigt waren, wünschten, da doch Krieg seyn mußte, daß ihr Beherrscher sich mit den erstern verbinden möchte. Noch wurden sie mit keiner Härte behandelt. Lieferungen an die Armee, die jedoch nicht unterdrückten, wöchentliche Mahlzeiten an die einquartierten Soldaten, mäßige Kriegssteuern, Recruten-Stellungen und andere verhältnißmäßig kleine Unannehmlichkeiten, waren zur Zeit noch die einzigen Kriegslasten, die Sachsens Bewohner kannten. Sie lebten übrigens mit den Preußen ganz freundschaftlich. In Dresden wurden Schauspiele, Concerte, Bälle und Maskeraden gegeben, die der Adel so wie die Bürger und die Landes-Schönen fleißig besuchten. Der König gab selbst fast täglich Concerte,

wobey er, der so mächtig bedrohete Monarch, mit seiner Flöte einstimmte.

Diese Gemüthsruhe, die seine philosophische Denkungsart und die Kenntniß seiner Kräfte bewirkte, wurde jedoch auf mannigfaltige Weise unterbrochen. Es ereignete sich in diesem Winter unter andern ein Vorfall, dessen nähere Umstände nur sehr wenigen bekannt sind. Vor dem neunzehnten Jahrhundert dürfte es wohl keinem Deutschen Geschichtschreiber erlaubt seyn, sie der Welt mitzutheilen. Friedrich sollte vergiftet werden. Ein Kammerlakey, Namens Glasau, der beym Könige in großer Gunst stand, so daß er oft in seinem Bettzimmer schlafen mußte, wurde gedungen, den Monarchen aus der Welt zu schaffen. Den Entwurf wußten nur einige Personen, und von diesen war keine Entdeckung zu besorgen. Ein Zufall aber verrieth dem Könige in der Stunde der Ausführung, daß ein Anschlag wider sein Leben gefaßt sey. Glasau umfaßte die Füße des Monarchen, und flehete um Gnade, die ihm jedoch nicht gewährt werden konnte. Er wurde festgenommen, in des Monarchen Gegenwart gerichtlich verhört, und sodann den nächstfolgenden Tag in Ketten nach Spandau geführt, wo er in einem Kerker, abgesondert

von allen Menschen, in kurzer Zeit sein Leben endigte. Es schien dem Könige so sehr daran gelegen, das Geheimniß wegen der im Verbrechen verwickelten Personen zu bewahren, daß er nicht einmahl einem Arzt erlauben wollte, diesem Unglücklichen in seinen letzten Stunden beyzustehn.

Die Mäßigung, die der König von Preußen noch zur Zeit in Sachsen beobachtete, hatte ihren Grund in der noch nicht ganz aufgegebenen Hoffnung, August zum Frieden und zu einem Bündniß zu vermögen, wozu er beide Hände bot; allein die Wunde war zu tief geschlagen, das Bündniß dieses Königs mit Oesterreich und Rußland zu eng, und seine Erwartungen einer schleunigen glücklichen Veränderung zu groß, als daß er den Preußischen Vorschlägen Gehör geben sollte. Dagegen waren die Klagen seiner Gesandten, von seinen mächtigen Bundsgenossen unterstützt, in Regensburg und an allen Europäischen Höfen ohne Gränzen. Man bediente sich auf dem Reichstage der unanständigsten Ausdrücke in Reden und Schriften; ja selbst Schimpfwörter wurden nicht gespart. Die Leidenschaft unterdrückte dabey alle Besonnenheit, und schwächte das Erinnerungs-Vermögen gelehr-

ter Männer so sehr, daß man in öffentlichen Staatsschriften Friedrichs Einfall in Sachsen, als ein in der ganzen Weltgeschichte beyspielloses Unternehmen darstellte. Der Endzweck wurde auch vollkommen erreicht. Alle verbündete Höfe verdoppelten ihren Eifer bey den gewaltigen Zurüstungen. Frankreich selbst zeigte so sehr seinen Ernst, daß, um den Untergang des Königs von Preußen zu beschleunigen, der Hof von Versailles dem Englischen die Neutralität fürs Churfürstenthum Hannover unter den Bedingungen antrug, wenn Georg der zweyte seine Deutschen Truppen weder vermehren, noch versammeln, den Franzosen seine Festungen einräumen, und ihnen den freyen Durchzug in die Preußischen Staaten gestatten wollte. Der König von England aber, obgleich ihm Hannover alles galt, verwarf den Antrag.

Von eben diesem Eifer gegen Preußen beseelt arbeitete der Marquis von Havrincour, Französischer Gesandter in Schweden, wo damahls die meisten Senatoren feil waren, und wo die eben zu der Zeit mit Wissen der Königin vorgefallene Verschwörung wider den Senat die Gemüther der Machthabenden außerordentlich gegen den Preußischen Nahmen erbit-

tert hatte. Das zwischen Preußen und Schweden im Jahr 1743 geschlossene Bündniß war nun zu Ende, und ließ dem letzten Reiche freye Gewalt andre Bundesgenossen zu wählen. Hiezu kamen auch Frankreichs Versprechungen. Schweden sollte bey einer ernstlichen Theilnahme am Kriege zur Belohnung Stettin und das ganze Preußische Pommern bekommen. Dies gab bey einem unfehlbar scheinenden Erfolg der Sache den Ausschlag. Friedrich machte jedoch noch einen Versuch. Er forderte selbst den Beystand der Schweden, als Bürgen des für sie so glorreichen und mit dem Flor der protestantischen Religion so genau verbundenen Westphälischen Friedens, den man jetzt so gröblich verletzen wollte. Diese Gründe schienen einer Nation wichtig, die seit der Reformation dem Lutherthum fast abgöttisch anhing; und so sehr überwog die Gefahr der protestantischen Kirche bey den Schwedischen Gesetzgebern, die auf das Volk Rücksicht nehmen mußten, damahls noch alle andere Betrachtungen, daß dem König von Preußen noch im December 1756 die Versicherung der genauesten Neutralität gegeben wurde; ja als man in Regensburg über den Untergang Friedrichs stimmte, hielt der Schwedi-

sche Gesandte seine Stimme für Schwedisch-Pommern zurück, unter dem Vorwand, daß es ihm an Instruction fehle. Die Künste und das Gold des Französischen Ministers zu Stockholm siegten doch endlich über alles, und der Krieg wider Friedrich wurde in Schweden beschlossen.

Der Theilungsplan der Preußischen Staaten und die absichtliche Zertrümmerung einer neuen Monarchie, war so sonderbar als der Krieg selbst. So wie Pommern an Schweden fallen sollte, so war Schlesien für Oesterreich, das Königreich Preußen für Rußland, das Herzogthum Magdeburg nebst Halberstadt für Sachsen, und die Westphälischen Provinzen für Frankreich bestimmt. Nur allein das Churfürstenthum Brandenburg sollte dem entthronten Könige als eine Gnade gelassen werden, wenn er sich noch zu rechter Zeit unterwürfe; wo nicht, so war der Entschluß der Mächtigen, das verheerte Land dem nächsten Erben zu überliefern. Dieser Entwurf, von allen Seiten durch Kraft und Erbitterung unterstützt, schien bey dem ungleichen Kampf mit sehr eingeschränkter Macht, zu seiner vollständigsten Ausführung nicht einmahl des Glückes zu bedürfen, das zwar die Vollendung durch

Zufälle beschleunigen, oder verzögern könnte, allein bey der Hauptsache für entbehrlich gehalten wurde.

Nirgends aber war man geschäfftiger als in Süd-Deutschland. Der Reichstag der Germanier in Regensburg ergriff nun den seit vielen Generationen verrosteten Staats-Donnerkeil, um ihn auf den König von Preußen zu schleudern. Er sollte förmlich in den Reichsbann gethan, und dadurch aller seiner Reichsländer, Würden, und Titel, verlustig erklärt werden; selbst neun protestantische Fürsten stimmten dafür, worunter auch die mit Preußen verwandten Höfe Anspach und Darmstadt, ferner der Herzog von Holstein-Gottorp, desgleichen die Fürsten von Schwarzburg und von Anhalt waren. Mit diesen neun Fürsten hatten die Gegner Friedrichs außer den catholischen Churfürsten sechzig Stimmen im Fürstlichen Senat, sechs und zwanzig aber bestanden auf eine Untersuchung der Ursachen des Kriegs, auf einen Waffenstillstand, und auf die Vermittelung des Reichs bey dieser Fehde. Unter diesen letzten durch Vernunft und Mäßigung geleiteten Stimmen waren alle Grafen aus der Wetterau, aus Franken und aus Westphalen. Die Reichsstädte aber,

in deren Ringmauern die Staatskunst nie, die Freyheit sehr selten wohnt, die, alle mehr oder weniger aus Unwissenheit, den Kaiser als ihren Landesherrn betrachten, zeigten auch bey dieser Gelegenheit das Bild ihrer Characteristik: sie stimmten blindlings mit der Kaiserlichen Partey. Die mehresten Reichsfürsten wurden theils durch Furcht, theils durch Hoffnungen auf Theresiens Seite gezogen, da denn bey ihnen auf einmahl die seit ganzen Generationen mit Preußen gepflogene Freundschaft, so manche empfangene Wohlthaten dieses Hauses, die Bande der Religion und des Bluts, kurz alles vergessen wurde; sie bestätigten die Behauptung vieler Staatsmänner, daß man bey irgend einem Kriege mit Oesterreich nie auf den Beystand der Reichsfürsten wider diese Macht rechnen dürfe.

Man setzte in den Staatsschriften, in den Erklärungen und Manifesten die so unanständige Sprache gegen den König fort, der sich deshalb auch ausdrücklich an die Kaiserin Theresia wandte mit der Erinnerung, daß Monarchen Feinde seyn könnten, ohne sich zu Schmähungen herabzulassen; denn nicht Worte, die ihre Würde erniedrigten, sondern das Schwert müßte ihren Streit entscheiden.

Lange blieb diese Erinnerung ohne Wirkung; nur erst nach einigen gewonnenen Schlachten bekam sie Gewicht. Den kreisausschreibenden Fürsten wurde indeß aufgegeben zu verhindern, daß der König keine Art von Unterstützung aus den Kreisländern erhielte; auch wurden alle in Friedrichs Heeren befindliche Reichs-Vasallen von dem Preußischen Dienst abgerufen; ferner erging eine Kaiserliche Verordnung, daß alle mit Preußischen Staatsschriften handelnde Buchführer und Buchdrucker eingezogen und bestraft werden sollten. Die Unparteyischen sagten, daß der Kaiser wegen seiner Familien-Angelegenheiten im Reich den Despoten spiele. Plotho, der Chur-Brandenburgische Gesandte bey der Reichsversammlung, beantwortete jedoch alle Anti-Preußischen Staatsschriften sowohl als die pedantischen Abhandlungen über die Heiligkeit der Archive mit Ernst und Würde, und da er wegen des Drucks in ganz Süd-Deutschland unübersteigliche Schwierigkeiten fand, legte er eine eigene Druckerey in Regensburg an.

Man wollte nun förmlich zum Reichsbann schreiten. Der Kaiserliche Reichs-Fiscal Helm trug auch wirklich darauf an, und vermochte

den Kaiserlichen Notarius, Doctor April, sich in Begleitung von zwey Zeugen mit einer Citation zu dem Gesandten Baron Plotho zu begeben. Diese Vorladung betraf die Erscheinung des Gesandten vor der Reichsversammlung, wo er sich innerhalb zwey Monat, vom 22sten August 1757 an gerechnet, stellen sollte, um anzuzeigen, was er der Anklage auf die Reichsacht entgegenzusetzen habe. Plotho, sich seiner Rechte bewußt, bezeigte die größte Verachtung gegen diese Vorladung, zwang den Ueberbringer sie wieder zurückzunehmen, schob ihn selbst zur Thüre hinaus, und ließ ihn sodann durch seine Bedienten zum Hause herauswerfen. Zu dieser Entschlossenheit des Ministers, die sich mit Klugheit gepaart in allen seinen Handlungen zeigte, und seine Feinde in Furcht setzte, kamen die Vorstellungen von Frankreich. Man bat den Wiener Hof, den Entwurf der Reichsacht aufzugeben, weil dadurch für jetzt nichts gewonnen würde, wohl aber die Könige von Preußen und England, nebst andern Deutschen Fürsten, vermocht werden könnten, sich vom Germanischen Bunde loszusagen. Es wurde also beschlossen, auch ohne Reichsacht gegen Friedrich als einen Feind des Reichs zu verfahren, und nicht auf seine

Behauptungen zu achten, daß er nicht als Churfürst von Brandenburg, sondern als souverainer König von Preußen, feindselig gegen Sachsen gehandelt habe.

Dies Urtheil der Deutschen Amphictyonen zu unterstützen, wurde trotz allen Widersprüchen von Preußens Freunden und von Friedrichs Gesandten, wovon die Versammlungen ertönten, ein Heer aus allen Völkerschaften Deutschlands aufgeboten, das unter dem furchtbaren Nahmen der Reichs-Executions-Armee dem Decret der Majorität den nöthigen Nachdruck geben sollte. Anfangs wurden nicht weniger als 120,000 Mann zu diesem Zweck bestimmt, die aber nachher bis auf die Hälfte vermindert wurden. So gesellte sich also zu den vielen feindlichen Heeren, bey denen Friedrichs Untergang die Losung war, ein neues, und schon fing man an, den nahen Zeitpunct zu berechnen, wo der Krieg geendigt seyn würde.

Friedrich, dem jetzt nichts übrig blieb, als durch den wirksamsten Gebrauch seiner Waffen dem Kriegsgewitter allenthalben die Stirne zu bieten, schritt nun in seinen Sächsischen Finanz-Operationen nachdrücklicher zu Werke. Er sahe jetzt ein, daß das von ihm so

sehr gewünschte Sächsische Bündniß, für ihn offenbar nachtheilig gewesen wäre, und daß der uneingeschränkte Besitz eines großen schönen Landes ihm unendlich mehr Vortheile verschaffte. Keine Provinz konnte so wie Sachsen allen seinen Operationen einen Central-Punct geben, und ihm Rücken und Flanken decken. Die Lage dieses Landes zwischen zwey großen durch die Politik immerfort getrennten Mächten war und ist ein National-Unglück für die Sachsen. Friedrich konnte nur von hier aus bey seinen Unternehmungen in Böhmen Zufuhren erhalten, und war überdem genöthigt, sich bey einem Angriff auf Oesterreich gegen die Sachsen in Sicherheit zu setzen. Es blieb also den letztern gleich im Anfang des Krieges keine andere Wahl übrig, als entweder Bundesgenossen des Königs von Preußen, oder seine Kriegsgefangene zu seyn. Friedrich entsagte nun der bisher beobachteten Mäßigung, und änderte ganz seinen vorigen Plan. Die Besoldungen aller Churfürstlichen Diener wurden verringert, oder gar eingezogen. Zum Unterhalt der Landes-Collegien und Kanzeleyen in Dresden waren bisher 190,000 Reichsthaler erforderlich gewesen; diese Summe wurde bis auf 30,000 Reichsthaler herab-

gesetzt, und so ging man weiter. Die Königin von Pohlen bat um Geld. Friedrich, der wohl wußte, welchen Gebrauch sie davon zu seinem Nachtheil machte, ließ ihr nur 7800 Reichsthaler, den Rest einer Casse, überliefern; sie erneuerte ihre Bitte, und bestimmte die gegenwärtigen Bedürfnisse für sich und ihre Familie monatlich auf 174,000 Reichsthaler. Die Antwort war: sie möchte sich an ihren Gemahl wenden. Diese Finanz-Reform erstreckte sich über alles. Die Operisten und Tänzer wurden zwar nicht förmlich verabschiedet, allein man gab ihnen keine Besoldung mehr, und nun reiseten sie nach Italien zurück, wohin auch der berühmte Musik-Director Hasse ging. Ein paar wichtige Personen am Sächsischen Hofe waren der Beichtvater der Königin und der Ober-Director der Opern. Ersterer hatte ein Gehalt von 12,000, und letzterer von 15,000 Reichsthalern; jetzt aber mußten sie sich mit 2000 Reichsthalern begnügen. Die Kaiserin Elisabeth kam in dieser Noth der Königin von Pohlen zu Hülfe, und schenkte ihr 100,000 Rubel.

Der ungeheure Vorrath von Porcellain, den man theils in Dresden, theils in Meißen fand, wurde jetzt für Preußische Rechnung, als

ein erbeutetes Eigenthum verkauft. Schimmelmann, ein Sächsischer Kaufmann, erstand es für 200,000 Reichsthaler, und legte dadurch den Grund zu seinem unermeßlichen Reichthum, womit er sich anfangs nach Berlin, hernach nach Hamburg, und endlich nach Copenhagen begab. Er stieg bis zur Höhe eines allvermögenden Dänischen Staats-Ministers, und starb als der reichste Mann, der noch je in den Nordischen Königreichen gelebt hatte.

Friedrich ließ jedoch das Königliche Schloß in Dresden unberührt. Er besuchte oft die vortreffliche Bilder-Gallerie, allein ohne sich etwas davon zuzueignen; vielmehr beschenkte er die Aufseher reichlich. Diese Mäßigung aber verließ ihn gänzlich in Ansehung des Grafen von Brühl, den er als den Urheber des Bündnisses betrachtete, das Sachsen mit seinen Feinden geschlossen hatte. Dieser Minister hatte in Pförten, einem wenig Meilen von Dresden liegenden Dorf, ein schönes Schloß. Dies wurde auf Friedrichs Befehl verheert. Ein gleiches Schicksal hatte dessen prächtiger Pallast in der Residenz, so wie sein Garten, eine Zierde der Stadt, und als Spatzierort für jedermann offen. Hier, wo selten Kunst und

Pracht vereinigt waren, wurde alles verwüstet, und noch bis auf den heutigen Tag sind die hochliegenden Trümmer eines schönen Pavillons an der Elbe Denkmähler einer Rache, die man dem gekrönten Weltweisen nicht zugetrauet hatte.

So verschwand auf einmahl die zusammengehäufte Pracht eines Privat-Mannes, dem vielleicht kein König in Europa von seinen Zeitgenossen an häuslichem Glanz und Ueppigkeit gleichkam. Alles, was in Kunstarbeiten auszeichnend und einzig war, das kostbare und außerordentliche, was in London und Paris, wegen der hohen Preise, selbst unter den reichsten Britten und Franzosen, nicht sogleich Käufer fand, wurde von ihm zur Zierde seiner Palläste erstanden. Das auserlesenste davon war in seinem Pallast in Dresden zusammengehäuft. Alle Zimmer prangten mit künstlichen Uhren von endloser Verschiedenheit und Aufstellungsart, mit Statüen, Medaillons und Gemählden, mit den kostbarsten Lakirungen, mit Gold eingelegten Thürschlössern, mit prächtigen Tapeten und porcellainenen Oefen in Form antiker Bildsäulen, Römischer Mausoleen oder Griechischer Tempel. Das außerordentlichste aber war die ungeheure Garderobe

dieses Ministers; ganze Säle waren von der Decke bis zum Boden mit Schränken voll Kleidermassen angefüllt. Zu jedem Anzug gehörte eine besondere Uhr, Tobacksdose und Degen. Die Kleider waren in Miniatüre gemahlt, und in ein Buch eingetragen, das ihm täglich zur Auswahl vorgelegt wurde. Von vierzig Kammerdienern hatten viere allein die Aufsicht über diesen Kleiderschatz, den sie den Fremden als eine Seltenheit zeigten. Da aber ein über diese sonderbare Ausstellung betroffener Reisender einst verächtlich ausrief: Montrés moi des vertus, et non pas des culottes! stellte man diesen Gebrauch ein.

Die Sächsischen Recruten zum Dienst der Preußen mußten nun herbeygeschafft werden. Der Churprinz von Sachsen that dagegen dringende Vorstellungen, und berief sich auf seinen Vater, der dazu erst seine Einwilligung geben müßte; in Friedrichs Antwort aber wurde er höflich ersucht, sich nicht um solche Sachen zu bekümmern. Die Landstände waren mit ihren Vorstellungen nicht glücklicher, und da sie sich auf den Gehorsam gegen ihren Souverain bezogen, antwortete Friedrich: „Ich bin euer „Landesherr, so lange ich Sachsen in Besitz ha„be; folglich seyd ihr mir Gehorsam schuldig.„

Friedrich wußte nur zu wohl, daß er von der Republik Pohlen keine Hülfe erwarten konnte; er wollte jedoch nicht die Staats-Formalität vernachlässigen, und verlangte daher kraft des Wehlauer Tractats zur Beschützung der Brandenburgischen Staaten die festgesetzten 4000 Mann Hülfstruppen, dabey bat er die Republik, daß sie den Russen keinen Durchmarsch durch ihr Gebiet verstatten möchte, weil sonst der Krieg auch nach Pohlen gezogen werden würde. Dies Ansuchen wurde jedoch in Warschau gar nicht geachtet, da selbst diejenigen Großen, die es auch nicht mit ihrem König hielten, dennoch vor den Russen zitterten. Die Kaiserin Elisabeth unterhielt diese Furcht durch Drohungen, und durch die Besitznehmung von Elbing und Thorn, wobey sie erklärte, daß sie durch ihre Armeen den König gewiß abhalten würde, die Ruhe von Pohlen zu stören.

Die Oesterreicher wünschten sehr die Festung Königstein zu besitzen; es wurde daher von ihnen der Entwurf gemacht, diesen Felsen mit Einstimmung des Sächsischen Commandanten zu überrumpeln. Friedrich erfuhr diesen Plan, und erinnerte durch einen Brief sofort den Commandanten an seine Pflicht, die

ihm

ihm anvertraute und als neutral erklärte Festung nicht überfallen zu lassen, mit der Bedeutung, daß er sie für insurprenable hielte, und folglich eine unvermuthete Ueberrumpelung dabey nicht stattfinden könnte. Geschähe sie, so würde er als ein Verräther mit Ehre und Leben dafür verantwortlich seyn. Diese Erinnerung that ihre Wirkung, und der Versuch unterblieb. Ueberhaupt war Friedrich sehr auf seiner Huth, und erfuhr alles durch seine Wachsamkeit. Die Gräfin Brühl erhielt aus Pohlen ein Faß Ungarischen Wein. Die Sache schien unbedeutend, allein da sie eine so wichtige Person betraf, deren geringste Handlung genau beobachtet wurde, meldete man es dem Könige. Er befahl die schleunige Ablieferung des Weins, und bat sich nur das Faß aus. Nun wurde in Gegenwart eines Abgeordneten der Wein im Pallast abgezapft, und sodann dem König das Faß gebracht, das ausgefuttert, und mit vielen Briefen und Papieren angefüllt war.

In allen Provinzen Deutschlands herrschte nun eine kriegerische Thätigkeit, die seit vielen Jahrhunderten nicht so allgemein gewesen war. Bey allen Kriegen der neuern Zeit, selbst da unter Carl dem fünften und unter

Gustav Adolph die Deutschen aus Religions-eifer wider einander wütheten, waren keine so gewaltige Zurüstungen geschehen, als jetzt, da alle Völkerschaften Germaniens, groß und klein, zu den Waffen griffen, um für den doppelten, oder für den einfachen Adler zu kämpfen. Die Furcht vor dem Anzug mächtiger Heere verringerte jedoch die Preußische Partey immer mehr und mehr. Selbst der Herzog von Braunschweig, Friedrichs Schwager, wollte, um sein Land zu retten, es den Franzosen übergeben; auch der Landgraf von Hessen-Cassel wankte, und schien, mit Preußens Freundschaft und dem bisherigen Schutz, auch alle empfangene Englische Subsidien zu vergessen. In Süd-Deutschland war nur der einzige Markgraf von Bayreuth, der lieber sein Land preisgeben, als gegen seinen Königlichen Schwager Truppen senden wollte. Friedrich war durch diese Großmuth gerührt, und da er nun überdem die Staaten des Markgrafen als das Erbtheil seines Hauses betrachtete, so untersagte er die mit Verheerung verknüpfte Aufopferung, und bewilligte selbst den Beytritt des Bayreuthischen Kriegs-Contingents zu den wider ihn versammelten Heerschaaren.

So wurde nun die Reichs-Armee zusammengebracht, die das durchs Alter so wie durch innere Macht ehrwürdige Germanische Bündniß in einem lächerlichen Lichte darstellte. Diese Truppen waren vielleicht den Kreutzfahrern nicht ganz unähnlich. Die Contingente, oder die Reichs-pflichtmäßigen Beyträge an Soldaten, der Bayern, der Pfälzer, der Würtemberger, und einiger anderer Reichsstände ausgenommen, war der Rest der Armee ein Zusammenfluß undisciplinirter Horden, in Schaaren vertheilt, die ein buntscheckichtes Ganzes bildeten. In Schwaben und Franken waren Reichsstände, die nur einige Mann stellten. Auf manchen fiel allein die Lieferung eines Lieutenants ohne Soldaten, der oft ein vom Pfluge weggenommener Bauerkerl war; andere lieferten bloß einen Tambour, und gaben ihm eine Trommel aus ihren alten Rüstkammern. Viele Klosternonnen legten ihre Rosenkränze beyseite, und stickten Fahnen, die, durch Priester-Segen eingeweiht, gegen Ketzer wehen sollten. Die Schweintreiber avancirten zu Querpfeifern, und abgelebte Karrengäule wurden bestimmt Dragoner zu tragen. Die Reichs-Prälaten, die sich brüsteten Bundsgenossen so großer

Monarchen zu seyn, ließen ihre Klosterknechte die Kittel ablegen, und schickten sie zur Armee. Waffen, Kleidung, Bagage, kurz alles war bey diesen zusammengetriebenen Menschen verschieden, die man mit dem Nahmen Soldaten belegte, und von denen man große Dinge erwartete.

Der Königliche Hof in Warschau fand es sehr schwer, sich in seine Läge zu finden, und eine unbedachte Handlung folgte immer der andern. Der bey der Republik Pohlen accreditirte Preußische Legations-Secretair Plesmann hatte wegen des Diensteifers für seinen König nicht die Gunst des Pohlnischen Hofes, der daher auf seinen Untergang sann. Plesmann befand sich eben auf einer Reise in Sachsen, als er zu Reichenbach von funfzig Oesterreichischen Husaren überfallen, und nach Eger geschleppt wurde. Hier legte man ihm Ketten an Hände und Füße, und behandelte ihn wie den ärgsten Missethäter; eine Härte, die in seinem Körper eine so plötzliche Veränderung verursachte, daß er viele Monate lang nicht laut reden konnte. Man führte ihn nach Wien, und warf ihn ins Stockhaus, in einen finstern Kerker. Sein Bedienter hatte, von ihm abgesondert, ein gleiches

Schicksal. Diese Behandlung blieb eine geraume Zeit für Friedrich ein Geheimniß, und als er sie erfuhr, und auf die schleunige Befreyung der Unglücklichen drang, erhielt er die Antwort, daß Plesmann auf Ansuchen des Warschauer Hofes in Verhaft genommen wäre. Friedrich machte nun der Sache bald ein Ende. Als Herr von Dresden hatte er zu seinen Repressalien ein weites Feld; er begnügte sich aber nur mit dem Verhaft eines einzigen Menschen. Der Sächsische Legations-Rath Just wurde ins Gefängniß geworfen. Die Königliche Familie gerieth in Bestürzung, und der Churprinz sandte an Brühl die ernstlichsten Vorstellungen. Jetzt erst kam dieser Minister zu der Einsicht, daß es nicht rathsam sey den sehr entschlossenen Sieger ferner zu reitzen, und nun erhielt Plesmann nach einer siebenmonatlichen Gefangenschaft seine Freyheit wieder.

Indessen wurden von Seiten der Preußen die wirksamsten Maaßregeln genommen, den Feldzug früh zu eröffnen, um den feindlichen Bundsgenossen zuvorzukommen. Die furchtbarsten dieser Alliirten, waren die Oesterreicher. Auf diese beschloß daher Friedrich mit vereinigten Kräften loszugehn, um, wo mög-

lich, einen großen Streich auszuführen, bevor sich die Heere der andern Völkerschaften nähern könnten. Der Kaiserliche Hof nahm ein entgegengesetztes System an, und wollte sich bloß auf Vertheidigung einschränken, bis man, mit sämmtlichen Bundesgenossen vereinigt, auf einmal den König von Preußen von allen Seiten anfallen und vernichten könnte. Brown theilte deshalb seine ganze Macht in vier große Corps, um Böhmen zu decken. Dennoch drang Friedrich zu Ende des Aprils mit fünf großen Kriegshaufen in dies Königreich ein, nachdem er zuvor, um die Feinde zu hintergehn, durch mannigfaltige Anstalten Mine gemacht hatte, auch seinerseits vertheidigungsweise zu verfahren, und in der Nähe von Dresden durch veste Läger Sachsen zu decken. Die Anführer der fünf Armeen waren: der Feldmarschall Schwerin, der von Schlesien aus über Trautenau marschirte, der Herzog von Bevern, der über Zittau, der Prinz Moritz von Anhalt-Dessau, der über Commotau, der Prinz Heinrich von Preußen, der über Neustädtel, und Friedrich selbst, der über Peterswalde den Marsch nahm. So wohl waren die Befehle berechnet, die auch mit großer Ordnung pünctlich befolgt wurden, daß alle

diese von so verschiedenen Seiten anrückende Armeen am nämlichen Tage den Böhmischen Boden betraten. Man bemächtigte sich sogleich einiger sehr beträchtlichen Kaiserlichen Magazine. Die Armee unter dem Herzog von Bevern, 16,000 Mann stark, traf bald auf eine feindliche von 28,000 Mann, die sich unter Anführung des Grafen Königseeg bey Reichenberg verschanzt hatte. Sein Lager war zwischen zwey waldigen Bergen, und seine Schlachtordnung glich einer Festung, wovon die Infanterie die Bastionen, und die Cavallerie die Courtine vorstellten. Die Oesterreicher wurden sogleich angegriffen, und nach einem fünfstündigen Gefecht, mit einem Verlust von 1800 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen aus dem Felde geschlagen. Die Preußen verlohren dabey 300 Mann. Nach diesem Treffen rückte der Herzog vorwärts, und vereinigte sich bald darauf mit der Armee des Feldmarschalls Schwerin, der in fünf Colonnen über die Schlesischen Gebirge in Böhmen eingedrungen war, und die Kaiserliche Arriere-Garde bey Alt-Bunzlau geschlagen hatte. Sie bestand aus 1500 Mann, die größtentheils niedergemacht, oder gefangen wurden, wobey aber der Anführer der Preu-

ßen, Wartenberg, ein sehr würdiger General, sein Leben verlohr.

Der König von Preußen marschirte über den hohen Böhmischen Berg Paskopol ohne allen Widerstand, und ging auch über die Moldau im Angesicht des Feindes, der seine ganze Macht beysammen hatte, und jetzt den kostbaren Augenblick versäumte, Friedrichs kleines abgesondertes Heer mit überwiegendem Vortheil anzugreifen. Es herrschte eine Eifersucht bey den obersten Befehlshabern der Kaiserlichen Truppen, die sich auf mancherley Art sehr auffallend zeigte; denn Brown war jetzt dem Prinzen Carl von Lothringen untergeordnet, der als oberster Feldherr commandirte. Diese Heerführer ahneten keinen feindlichen Einfall in Böhmen; sie glaubten, Friedrich würde sich in Sachsen zu vertheidigen suchen, daher auch Brown unter dem 9ten April bey Keith um die Rücksendung der im vorigen Jahr aus Böhmen mitgenommenen Geisel anhielt, weil, wie er sagte, die Preußen dies Jahr wol nicht wiederkommen würden. Auf Friedrichs Befehl schrieb Keith zurück, daß Brown recht hätte, und daß die Geiseln nächstens nach Böhmen transportirt werden sollten.

Am 6ten May früh Morgens waren alle Preußische Armeen, über 100,000 Mann stark, in der Gegend von Prag versammelt. Sie vereinigten sich auch in der Nähe dieser Hauptstadt bis auf die von Keith und von Moritz commandirten Truppen, die auf der andern Seite der Moldau blieben; und einige Stunden darauf nahm eine der denkwürdigsten Schlachten ihren Anfang, die in den Jahrbüchern der Kriege aufgezeichnet sind. Das Preußische Heer, das wirklich zum Treffen kam, war 64,000, und das Oesterreichische 76,000 Mann stark. Das letztere stand auf verschanzten Bergen. Die Zugänge waren zum Theil sumpfige Wiesen, abgelassene Teiche, deren Boden voller Schlamm und mit Gras bewachsen war, ferner schmale Dämme, ja Stege, worauf die Soldaten nur einzeln übergehn konnten. Die Oesterreichische Infanterie stand ruhig in diesem festen Lager, und war eben mit Kochen beschäfftigt, und die Cavallerie war ausgeschickt Futter zu hohlen, als Friedrich anrückte; denn man hatte, ohngeachtet aller von den Vorposten eingebrachten Nachrichten, im Kaiserlichen Lager seinen Anmarsch nicht glauben wollen. Der Prinz Carl ließ nun in größter Eil die Fouragirer zurück-

kommen, die auch zum Theil in ihren Kitteln mit den Preußen fochten. Ungeachtet des so sehr übeln Terrains geschah dennoch der Angriff von der Preußischen Infanterie mit einem bewundernswürdigen Muthe. Sie konnten nur rottenweise über die schmalen Dämme gehen, und diejenigen, die durch die Wiesen wadeten, blieben bey jedem Tritt im Schlamme stecken; ja die Regimenter Meierinck und Treskow sanken bis an die Knie in Morast, und nur mit großer Mühe gelang es ihnen sich herauszuarbeiten. Einer half dem andern, und alle sprachen sich einander Muth ein. Mehrere Bataillone mußten bey diesen Umständen ihre Canonen zurücklassen, so nöthig sie solche auch brauchten. Um ein Uhr zu Mittage waren die Hindernisse bekämpft, und die Preußen fingen an sich in Schlachtordnung zu stellen. Ohne sich erst von den schrecklichen Fatiguen zu erhohlen, gingen sie ungestüm auf den Feind los, der sie mit einem entsetzlichen Artillerie-Feuer empfing. Die Preußen stürzten immer rottenweise zu Boden. Das Regiment Winterfeldt griff dennoch eine Batterie an, fand aber großentheils vor derselben sein Grab. Dies hinderte jedoch nicht das Anrücken des Grenadier-Bataillons Wre-

den, das einmüthig schrie: „Kameraden! „laßt uns heran, ihr habt Ehre genug!„ Der König hatte Befehl gegeben, ohne mit Musketen zu schießen, gleich mit gefälltem Bajonet einzudringen; allein das Kartätschen-Feuer der Oesterreicher war so mörderisch, daß die menschliche Natur bey einem augenscheinlichen gewissen Tode endlich der Tapferkeit ein Ziel setzte. Mehrere Regimenter der Preußen wichen zurück.

Indessen war die Cavallerie beider Heere auch ins Handgemenge gerathen; der Prinz von Schöneich, der die Preußische commandirte, griff mit einem Theil derselben die ganze Oesterreichische an, und warf die erste Linie über den Haufen. Er verlohr aber durch Ueberflügelung seine beiden Flanken, und wurde durch die zweyte Linie des Feindes zurückgeschlagen. Die Preußische Reiterey formirte sich jedoch wieder, erhielt Verstärkung, und ging von neuem auf den Feind los, und nun war der Angriff entscheidend. Die Oesterreichische Reiterey wurde ganz auseinander gesprengt, und auf ihre eigne Infanterie geworfen, die sie in Unordnung brachte. Die Preußischen Husaren benutzten diese Gelegenheit, um einzuhauen, und die Verwirrung zu vermehren.

Der Feldmarschall Schwerin war zu eben der Zeit eifrig beschäfftigt, die durch den entsetzlichen Eisenhagel zurückgewichne Infanterie wieder zu formiren, und ließ sie gegen den Feind anrücken. Er stellte sich selbst an die Spitze seines Regiments, stieg vom Pferde, und ergriff mit den Worten: Heran meine Kinder! eine Fahne, die in seiner Hand den Weg des Sieges bezeichnen sollte. Die Preußen fanden auch diesen Weg, allein der edle Wegweiser fiel durch vier Kartätschen-Kugeln zu Boden gestreckt. Das Panier seines Monarchen deckte ihn, und verhüllte seine Todeszüge. Mehrere Preußische Generale folgten diesem Beyspiel, und führten ihre Brigaden zu Fuß an; auch der Prinz Heinrich sprang vom Pferde, und erstieg an der Spitze der Seinigen eine feindliche Batterie. Nun stürzte das ganze zweyte Treffen der Preußen auf die Oesterreicher, die bis zu ihren Zelten getrieben wurden. Man hatte sie stehen lassen, um keine Zeit zu verlieren. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, Friedrichs größte Stütze an diesem blutigen Tage, so wie überhaupt in dem ganzen Kriege, bemerkte indessen den fortdauernden Muth des Feindes, dessen linker Flügel seine Stellung immer noch behauptete.

Er bat den König um Erlaubniß vom Schlachtplan abzuweichen, weil er einen Versuch auf die feindliche Flanke machen wollte. Die Antwort war, er möchte thun, was er am rathsamsten fände. Ferdinand nahm sofort einige Regimenter vom Preußischen rechten Flügel, fiel dem Feind in die Flanke und in den Rücken, und so wurde er von Berg zu Berg getrieben, und sieben mit Oesterreichischen Grenadieren, dem Kern der Kaiserlichen Soldaten, besetzte Schanzen wurden erobert. Die Feinde befanden sich in großer Unordnung, so daß ihre Flügel von einander etwas getrennt waren. Diesen Vortheil benutzte Friedrich sofort. Er rückte in den offenen Raum, und nun war die Trennung vollkommen. Unglücklicher Weise für die Preußen war ihre leichte Cavallerie entfernt, weil sonst der gänzliche Untergang des feindlichen Heeres unvermeidlich gewesen wäre. Dies geschlagene Heer formirte jetzt zwey Armeen, von welchen die kleinste sich auf die Flucht ins weite Feld begab, und die andere sich in Prag warf. Diesen Zufluchtsort wählte man in Eil, ohne die Folgen zu überlegen. Man sahe jedoch das Schreckliche dieser Lage schon in den ersten Stunden ein. Es wurden auch noch den nämlichen Tag einige

obwohl schwache Versuche gemacht, sich wieder herauszuziehn; allein die Preußen hatten, soviel die Dunkelheit der Nacht es nur zuließ, alle Ausgänge der Stadt besetzt, und zwangen die Oesterreicher wieder in ihr Kriegsgefängniß zurückzukehren.

So war die Geschichte dieser denkwürdigen Schlacht, die von Morgens um neun bis Abends um acht Uhr gedauert hatte; eine Schlacht, die in Ansehung der großen streitenden Heere, des vielen vergossenen Bluts, der dabey begangenen großen Fehler von Seiten der Ueberwundenen, des Todes eines erfahrnen Heerführers in Augenblicken der höchsten Unordnung, der von beiden Theilen bewiesenen Tapferkeit, der überstiegenen großen Schwierigkeiten, und der durch die Niederlage erzeugten Bestürzung, der Schlacht von Cannä nicht unähnlich war, wo Hannibal die Römer, wie noch keiner vor ihm, besiegte. Die Römische Schlacht entschied das Schicksal von ganz Italien, Rom allein ausgenommen; und die Deutsche hätte den ganzen Krieg entschieden, und den politischen Zustand von Deutschland umgestaltet, wenn nicht ein sehr unbedeutender Gegenstand, ein paar elende Pontons, das Loos so vieler Nationen be-

stimmt hätte. Die Armee des Prinzen Moritz von Dessau befand sich oberhalb Prag bey Branick, an der andern Seite der Moldau, über die man eine Brücke schlagen wollte, um dem Feind in den Rücken zu kommen. Dieser Fluß aber war angeschwollen; man hatte darauf nicht gerechnet, und einige Pontons fehlten, um die Schiffbrücke zu vollenden. Diese muthigen Preußen blieben also in der Ferne bloße Zuschauer der Schlacht. Ein paar Pontons mehr, und die gänzliche Vernichtung des großen Oesterreichischen Heers, von dem jetzt das Schicksal einer mächtigen Monarchie abhing, war nicht einen Augenblick zweifelhaft. Dieser Tag wäre in der Weltgeschichte unsterblich geworden; sodann keine Schlacht bey Kollin, keine Schlacht bey Hochkirch, kurz eine ganz andere Geschichte, als wie man sie jetzt in den Jahrbüchern des achtzehnten Jahrhunderts liest. Alles, was Moritz in dieser für einen Helden höchst traurigen Lage thun konnte, war, diejenigen geschlagenen Oesterreicher, die sich vor seinen Augen in großer Unordnung zur Daunschen Armee zogen, zu canoniren.

Der Verlust der Preußen an diesem Tage war 16,500 Mann an Todten und Verwundeten; 1550 waren gefangen worden.

Viele ihrer vornehmsten Befehlshaber waren geblieben: außer dem Feldmarschall Schwerin, die Generale, Prinz von Holstein, Prinz von Anhalt, Goltz, Hautcharmoy, und andere, Fouquet und Winterfeld aber waren gefährlich verwundet. Die Oesterreicher zählten 19,000 Todte und Verwundete, dabey büßten sie 5000 Gefangene ein, die nebst 60 Canonen, einer Anzahl Fahnen und Standarten, der Kriegscasse und vieler Bagage, den Siegern in die Hände fielen. Noch vom Wahlplatz schrieb der König an seine Mutter: „Ich bin „mit meinen Brüdern gesund; der Feldzug ist „für die Oesterreicher verlohren, und ich habe „mit 150,000 Mann freye Hände. Wir sind „Meister von einem Königreich, das uns Geld „und Mannschaft geben wird. Ich werde einen Theil meiner Truppen absenden, den „Franzosen ein Compliment zu machen, mit „den übrigen will ich die Oesterreicher verfolgen.„

So blutig indeß auch diese Schlacht war, und so große Erwartungen auch ganz Europa jetzt hatte, so ging doch alles ganz anders; denn diese schreckliche Niederlage ist desto merkwürdiger wegen der Folgen, die sie n i c h t hatte. Alle Welt glaubte, daß die flüchtige Oesterreichische

chische Armee würde verfolgt und aufgerieben, die eingeschlossene aber durch Feuer und Hunger zur Uebergabe gezwungen werden; allein das Kriegsglück vereitelte sehr geschwind die Hoffnungen der Preußen, und flößte ihren Feinden neuen Muth ein. Durch die Schlacht bey Prag verlohr jedes Heer einen vortrefflichen Feldherrn; denn auch der Feldmarschall Brown starb an seinen im Gefecht erhaltenen Wunden. Friedrich betrauerte den Tod Schwerins, seines Lehrers in der Kriegskunst, von dem er zu sagen pflegte: „Er würde ein „vollkommener Feldherr seyn, wenn er nur „jemand neben sich leiden könnte.„ Nach geendigtem Kriege ließ ihm der König in Berlin auf dem Wilhelmsplatz eine marmorne Bildsäule errichten.

Man hat den Tod dieses Heerführers mit der Aufopferung des Decius verglichen. Ohne der heldenmüthigen That des Preußischen Feldherrn etwas von ihrem Werth zu entziehen, ist es augenscheinlich, daß die Vergleichung sehr unpassend ist. Dem Deutschen Heerführer war trotz der Gefahr, in die er sich begab, nicht die Hoffnung benommen sie zu überleben; auch theilten die ihn begleitenden Soldaten solche mit ihm; der Römische aber, indem er sich

mitten unter die Feinde stürzte, weihete sich ohne alle Hoffnung dem Tode, dem er nicht entgehen wollte.

Die letzten Augenblicke des sterbenden Brown wurden ihm durch die Anwesenheit des Heeres in Prag sehr verbittert. Unter den heftigsten Schmerzen rieth er unaufhörlich, daß alle Truppen sogleich herausstürmen, und die Cavallerie sich in der Nacht durchschlagen sollte. Dieser Rath, ohne allen Zeitverlust mit vereinigter Macht ausgeführt, wäre vielleicht von glücklichem Erfolg gewesen. Die Preußen hatten den Sieg theuer erkauft; sie waren von der großen Last des Tages abgemattet, und befanden sich bey der Ungleichheit des Bodens nicht in der besten Schlachtordnung. Der weise Rath des Feldmarschalls aber wurde nicht gehört, und ihm war noch ein trauriges Loos vorbehalten; er mußte noch vor seinem Tode die Jammer-Scenen in Prag mit ansehen.

Diese ungeheure Stadt hatte nun innerhalb ihrer Mauern ein ganzes Kriegsheer. Nebst der Prager Besatzung waren hier über 50,000 Mann beysammen *), worunter sich

*) Nach einem am 10ten Junius dem Prinzen Carl übergebenen Rapport, bestand die Besatzung an die-

alle vornehme Befehlshaber, die Sächsischen Prinzen, der Prinz Friedrich von Zweybrücken, der Erbprinz von Modena, ja selbst der Prinz Carl von Lothringen befanden. Eine so große Kriegsmacht war seit Cäsars Belagerung von Alexia in keiner Stadt unsers Welttheils eingeschlossen gewesen. Alle Nationen in Europa, verbündete und neutrale, erwarteten nun ganz außerordentliche Scenen. Friedrich ließ die Stadt, die beynahe zwey Deutsche Meilen im Umfang hat, unverzüglich berennen, und alle Ausgänge mit Batterien besetzen. Er ließ durch den Obersten Krockow die feindlichen Heerführer auffordern, sich zu ergeben. Die Antwort war, man würde sich bis aufs äußerste vertheidigen. Anfangs glaubte man in Wien, daß eine so gewaltige Armee, wie die eingeschlossene Kaiserliche, die Riegel ihres Kerkers bald zersprengen würde; allein die nachdrücklichsten, oft wiederhohlten Versuche, mit Verzweiflung ausgeführt, waren alle fruchtlos, und die durch zahlreiche Batterien

sem Tage, fünf Wochen nach der Schlacht und nach allen gethanen Ausfällen, noch aus 38,720 Mann Infanterie, 1450 Artilleristen, 5337 Croaten, 3022 theils Dragonern, theils Cuirassier-Reitern, und 1049 Husaren, zusammen aus 49,578 Mann.

zurückgewiesenen Oesterreicher mußten immer wieder zu ihrer Quarantaine von Pferdefleisch zurückkehren. Dieses war die Nahrung der ganzen eingeschlossenen Armee schon in den ersten Wochen; die Pferde der Cavallerie und Artillerie wurden geschlachtet, und das Pfund von ihrem Fleische anfangs für zwey, hernach für vier Kreutzer verkauft. Da man einen so außerordentlichen Vorfall nie vermuthet hatte, so war man darauf gar nicht vorbereitet; die Magazine in der Stadt waren daher schlecht gefüllt, die Truppen litten an allem Mangel, und die 80,000 Einwohner standen in Gefahr Hungers zu sterben.

Die Unordnung unter der Armee in der Stadt war dabey über allen Ausdruck. Um die Preußen aus dem Mansfeldischen Garten zu vertreiben, geschah den 23sten May in der Nacht ein großer Ausfall, den der General Buttlar commandirte. Das Corps bestand aus Freywilligen, aus Grenadieren und aus 1000 Croaten, die voranmarschirten. Diese Truppen sollten eine sieben Fuß hohe Mauer ersteigen, und man gab ihnen keine Leitern; sie sollten feste Thore erbrechen, und sie hatten bey sich weder Zimmerleute noch Aexte. Die Croaten, die ihre körperlichen Fähigkeiten von

Jugend an durch Klettern, Springen, Schwimmen und andere Leibesübungen sehr ausbilden, strengten hier ihre Kräfte an; die Mauer war bald erstiegen, und nun stürzten sie sich unter die Feinde. Der Widerstand der Preußen und der Mangel an Aexten machte jedoch diese Tapferkeit fruchtlos; denn da die Thorwege des Gartens nicht geöffnet wurden, mußten die andern Truppen jenseit der Mauer bleiben. Diese vom General Materni angeführten Soldaten wollten draußen nicht müßig seyn, und ohne Rücksicht auf ihre brave Kriegsgefährten, warfen sie auf Materni's Befehl eine große Menge Grenaden über die Mauer, wodurch einige hundert Croaten theils getödtet, theils verwundet, und den Preußen die Arbeit erleichtert wurde, die überlebenden aus dem Garten zu vertreiben. Nun fielen diese auf ihre Grenadiere zurück, die durch die blaue Kleidung in der Morgendämmerung betrogen, einen zweyten Irrthum begingen, und ihre wackere Mitstreiter mit einem Kugelregen empfingen. Die Croaten wären alle aufgerieben worden, wenn die Preußen ihrer Verfolgung kein Ziel gesetzt hätten. So war die Unordnung und Verwirrung unter dem eingeschlossenen Heer; die schlechten sinnlosen Anstalten dieser Nacht

mußten mißglücken. Um sie aber zu entschuldigen, und sie von den Generalen abzuwälzen, gab man alles Mislungene den sogenannten Gutgesinnten für den König von Preußen Schuld, deren es jedoch weder in der Stadt unter den Bürgern, noch bey der Armee gab.

Die in Prag anwesenden Prinzen hatten alle ihr Quartier im Clementino, einem Jesuiten-Collegio von ungeheurer Größe. Die Lage dieses Gebäudes schützte die Bewohner desselben hinreichend gegen die feindlichen Bomben; dennoch trieb man die Vorsicht so weit, die Fenster mit Mist und Bretern zu verwahren. Diese Abwendung aller nur erdenklichen Gefahr, und die trotz der öffentlichen Noth wohlbesetzten Tafeln, erzeugten bey den jungen Prinzen Langeweile. Um die Zeit zu verkürzen, liefen sie auf den langen Gängen des Collegiums nach dem Ziele. Der Preis des Siegers war ein Handkuß von dem Ueberwundenen; oder sie bekriegten sich mit Handsprißen; oft auch übernahmen sie die Stelle eines Meßdieners, oder Ministranten, beym Meßlesen. Der Erbprinz von Modena nahm jedoch an diesen Ergötzungen keinen Theil. Er war krank, aber dennoch unablässig besorgt, die Leiden seiner Mitmenschen zu mildern. Sein

Vorrath von Wein wurde unter die verwundeten Soldaten vertheilt. Dies Beyspiel blieb ohne Nachahmung; dagegen das andächtige des Prinzen Carl von Lothringen desto häufiger nachgeahmt wurde, der täglich die Messe hörte.

Diese gottesdienstlichen Uebungen und andere Zerstreuungen verringerten die Sorgfalt für die mit allen Arten des Elends kämpfende Armee, und für die von einem mächtigen Feinde bedrängte Stadt, dermaßen, daß die einfachsten Vertheidigungs-Anstalten vernachlässigt wurden. Ein sehr gemeiner Zufall, der Spatziergang eines klugen Mönchs, in den ersten Tagen der Belagerung, rettete Prag und die Monarchie. Dieser in der Litterär-Geschichte nicht unbekannte Mann, Namens Setzling, ward eine Staubsäule gewahr, die sich dem nördlichen Theil der Stadt näherte. Er hielt diese Erscheinung sogleich für eine Colonne Preußen, deren Absicht sey, das Belvedere, eine Anhöhe an der Moldau, zu besetzen. Diese wichtige Anhöhe, so wie das daranstoßende Dorf Buben, befanden sich ohne alle Truppen. Setzlings Vermuthung wurde bestätigt, nachdem er die Sternwarte mit seinem Fernrohr bestiegen hatte. Er eilte die Anzei-

ge zu machen; und erst jetzt mußten einige tausend Croaten Anhöhe und Dorf in Besitz nehmen, wodurch die Absicht der Preußen vereitelt wurde, die sonst längs dem Ufer der Moldau, in den Theil von Prag, die kleine Seite genannt, eingedrungen seyn würden. Die Ueberrumpelung einer mit einem Heer von 50,000 geübten Kriegern besetzten Stadt, und zwar am hellen Tage, in den Jahrbüchern der Kriege nie erhört, und für jeden Soldaten unbegreiflich, wäre von der lebenden Generation kaum geglaubt, und von der Nachwelt als Erdichtung betrachtet worden.

Von diesem Tage an wurde die Sternwarte beständig, nicht mit Officieren, oder wegkundigen Männern, sondern mit vier Husaren besetzt, die mit Fernröhren alles beobachten, und alle Viertelstunden Rapport abstatten mußten.

Prag, ein Ort, als Festung unbedeutend, aber als Brustwehr von 50,000 Mann ein furchtbarer Gegenstand, wurde nun, nachdem das Geschütz aus Dresden angelangt war, förmlich belagert, und enger eingeschlossen. Da man den Endzweck hatte, die Magazine dieser Hauptstadt zu verbrennen, und die dort herrschende große Unruhe zu vermehren, so

warf man Bomben und glühende Kugeln in die Stadt, die viele Häuser in Brand steckten, und eine fortdauernde Feuersbrunst unterhielten. Die Preußen konnten des Nachts das Geschrey und Wehklagen der Einwohner deutlich hören. Zwölftausend derselben wurden aus der Stadt gejagt, um die Hungersnoth zu vermindern; allein die Canonen-Kugeln der Belagerer trieben sie in ihr Elend wieder zurück. Nach einer dreywöchentlichen Belagerung lag die ganze Neustadt und Judenstadt in der Asche; auch einige Vorrathshäuser mit Proviant waren dabey im Rauch aufgegangen. Viele unschuldige wehrlose Menschen, Greise, Weiber und Kinder, wurden durch die Bomben getödtet, oder in den Häusern zerschmettert. Die Unruhe in dieser unglücklichen Stadt war daher unaussprechlich. Alle Straßen waren mit Wagen und Pferden bedeckt, die Kirchen lagen voller Verwundeten und Kranken, und der Tod räumte unter Menschen und Vieh wie bey der Pest auf. Die Geistlichkeit, der Magistrat, die Bürgerschaft, alles flehete den Prinzen Carl um Erbarmen, das er zwar hatte, jedoch hier nicht werkthätig zeigen konnte. Er versuchte zu capituliren, und verlangte einen freyen Abzüg. Friedrich

wollte von diesem nichts hören, und schlug seinerseits Bedingungen vor, die man nicht glaubte annehmen zu können.

Die Preußen hatten indessen außer den Feinden auch die Elemente zu bekämpfen. Ein grausamer Sturm, mit entsetzlichen Regengüssen vergesellschaftet, riß ihre Zelter in Stücken, und überschwemmte das Lager. Wolkenbrüche ergossen sich und schwollen die Moldau so heftig an, daß sie auf hundert Schritt weit aus ihren Ufern trat, wodurch die bey Branick geschlagene Preußische Schiffbrücke zertrümmert, und die Pontons vom Strom fortgerissen wurden. Der Lauf ging den Fluß herab nach Prag zu, wo die Oesterreicher deren vier und zwanzig auffingen; zwanzig andere aber entgingen ihnen, die von den Preußen wieder erhascht wurden. Die Belagerten wurden durch diese Beute nicht gebessert. Ihr Zustand verschlimmerte sich täglich, ja stündlich, und die vielen Feldherren in Prag, die unaufhörlich Kriegsrath hielten, wußten keinen Rath mehr. Die Hoffnung dieser Truppen, sich mit Gewalt den Weg aus der Stadt zu bahnen, war verschwunden, und das Vertrauen auf die Daunsche Armee, die bey Kollin stand, nur sehr geringe. Ein großer durch Kriegswuth gelei-

teter Ausfall, der in der Nacht vom ersten Junius, unter Anführung ihrer besten Generale, von der halben Besatzung geschahe, das heißt, von einer Armee, womit man beide Halbinseln von Indien erobern könnte, war so fruchtlos, wie alle andere. Die Oesterreicher fochten fünf Stunden lang wie Verzweifelte; allein sie mußten wieder zurück. Aber auch selbst das glücklichste Durchbrechen durch die Preußischen Schaaren hätte den Oesterreichern keine Vortheile verschafft, weil es ihnen an Cavallerie, an schwerem Geschütz, und was noch übler wie alles war, bey ausgehungerten Körpern gänzlich an Proviant fehlte. Ein anhaltend glücklicher Marsch bey diesen mangelnden Bedürfnissen, und zwar im Angesicht eines überlegenen, mit allem versehenen, und sehr unternehmenden Feindes, war eine Unmöglichkeit. Nichts blieb also den Eingeschlossenen übrig, als sich dem Schicksal zu überlassen.

So war die kritische Lage der Kaiserin Maria Theresia. Alle Pässe ihres Königreichs Böhmen nach der Lausitz, nach dem Voigtlande, nach Sachsen, und nach Schlesien, im Besitz der Preußen; der Kern ihrer Kriegsmacht und ihre vornehmsten Befehlshaber in Prag eingesperrt, ihre übrigen Trup-

pen geschlagen, muthlos, und in kleine Haufen zerstreut, denen es sogar auf ihrem eignen Boden an Unterhalt fehlte; die Hauptstadt von Böhmen durch Hunger und Feuer aufs äußerste gebracht, das darin eingeschlossene Heer auf dem Punct sich zu Kriegsgefangenen zu ergeben, und das ganze Königreich nebst den daranstoßenden Oesterreichischen Provinzen dem Schicksal nahe, dem Sieger unbedingt unterworfen zu werden. Von Sachsen her war alle Hülfe ganz abgeschnitten, alle Kaiserliche Erbländer offen, und dem Feinde bloßgestellt; ja Wien selbst nicht gegen eine Belagerung gesichert. Man hielt die Preußen, die seit 1741 in acht Schlachten gesiegt, und noch keine einzige verlohren hatten, jetzt für unüberwindlich, und ihrem Könige alles zu thun möglich. Die Bestürzung in dieser Kaiserstadt war daher unaussprechlich; man glaubte den Sieger bereits vor den Thoren dieser Residenz zu sehen, und schon dachte man auf Mittel, ihm mit großen Aufopferungen den Frieden anzutragen.

Diese günstige Glückslage Friedrichs vereitelte er selbst durch einen übereilten Entschluß, den nur die ihm drohende Gefahr entschuldigen konnte. Die Belagerung von Prag zö-

gerte länger, wie er geglaubt hatte; er wußte, daß die Russen, die Schweden, die Franzosen, und die Reichstruppen, sich von allen Seiten seinen Staaten näherten. Jeder Tag war ihm kostbar. Noch nie im Schlachtfelde überwunden, dachte er kaum an die Möglichkeit einer Niederlage. Er ließ daher den größten Theil seines Heers bey Prag stehen, um die Belagerung fortzusetzen, und ging mit 12,000 Mann, um zum Herzog von Bevern zu stoßen, mit ihm den Feldmarschall Daun anzugreifen, und so alle Hoffnungen der Belagerten auf einmal zu vernichten.

Dieser Feldherr war aus Mähren mit 14,000 Mann gekommen, in der Absicht, zu dem großen Kaiserlichen Heer zu stoßen. Am Tage der Prager Schlacht befand er sich nur noch vier Meilen von Prag. Diese Nähe begünstigte die Rettung der vom Schlachtfelde entflohenen Oesterreicher. Die Zahl dieser Flüchtlinge war 16,000. Er zog sie an sich; hiezu stießen mehrere kleine Corps aus den Kaiserlichen Erbländern; selbst die aus drey Bataillons bestehende Besatzung von Wien mußte jetzt nach Böhmen, und überließ einigen Invaliden die Kaiserliche Burg, sonst der Wohnsitz des Stolzes, zu bewachen. Nach

allen diesen Verstärkungen, lagerte sich Daun 60,000 Mann stark auf den Bergen bey Kollin, wo er sich sorgfältig verschanzte. Die diesem General eigne Behutsamkeit, und seine eingeschränkte Fähigkeiten zum Offensiv-Kriege, machen es höchst wahrscheinlich, daß er nichts großes, wenigstens nichts wirksames, zu Befreyung der Belagerten unternommen haben würde, so gemessen auch hierüber die Befehle seines Hofes waren. Hiezu kam, daß seine Truppen muthlos geworden waren, und der Nahme Preuße fürchterlich in ihren Ohren klang. Der Herzog von Bevern, der ihm mit 20,000 Preußen entgegengeschickt war, benutzte diese Vortheile, und nahm gleichsam vor Dauns Augen einige ansehnliche Magazine weg. Die leichten Truppen der Oesterreicher waren jedoch nicht unthätig. Unter andern griffen 4000 Croaten eine Menge Preußischer Proviant-Wagen an, die der Major Billerbeck zur Armee führte. Er hatte nur 200 Infanteristen bey sich; mit diesen aber trotzte er der so sehr überlegenen feindlichen Macht, vertheidigte sich drey Stunden, und langte ohne allen Verlust im Preußischen Lager an. Der König, an der Spitze seiner mitgebrachten Truppen, vereinigte

sich endlich mit der Bevernschen Armee, und nun rückte er den 18ten Junius auf den Feind los.

Daun hatte inzwischen seine Stellung verändert; eine seiner Linien stand auf dem Abhang der Berge, die andere auf dem Gipfel derselben. Vor seiner Fronte waren Dörfer, Hohlwege, und senkrechte Anhöhen, zum Theil unersteiglich; eine zahlreiche Artillerie, die ein erschreckliches Feuer machte, schien vollends allen Angriffen ein Ziel zu setzen. Dennoch geschahe unter Anführung des General Hülsen der Angriff auf den Oesterreichischen rechten Flügel, nachdem der König um diesen Posten herumgegangen war, mit einem Muthe, der von keinem Volke auf Erden je übertroffen worden, und der die Feinde in Erstaunen setzte. Dieser große Tag war des Preußischen Nahmens vollkommen würdig. Vielleicht war seit der Schlacht von Arbela, wo auf Asiens Feldern Griechische Tactik das Schicksal so vieler Königreiche der Vorwelt entschied, nie Heldenmuth und Kriegskunst in einem so hohen Grad vereinigt gewesen. Siebenmal griffen die Preußen den so überaus vortheilhaft postirten Feind an, und wenn der gräßliche Kugelhagel alles über den Haufen warf, und die

Bataillone immer zurückschmetterte, so war dies kein Weichen, sondern bloß eine zurückziehende Bewegung, um sich wieder in Ordnung zu stellen, und von neuem anzugreifen. Voll kriegerischer Wuth, die das Menschengefühl erstickte, kletterte man über die Leichenhügel der Erschlagenen, als ob es Erdhaufen wären. Die Tapferkeit und die Kriegskunst aber entschieden nicht den Ausgang dieses denkwürdigen Tages, sondern Zufälle. Die Preußen hatten schon sehr große Vortheile erlangt; der rechte Flügel des Feindes war geschlagen, und das aus Cavallerie bestehende Corps des General Nadasti vom General Ziethen über den Haufen geworfen, und bis Kollin getrieben, so daß es ganz von Dauns Armee getrennt war, und schon beschloß dieser Feldherr ernstlich den Rückzug; die Adjutanten flogen mit den dahin abzweckenden Befehlen von Flügel zu Flügel. Schon führte man das Geschütz ab, und der geheime Befehl an die Generale, von Dauns eigner Hand mit Bleystift geschrieben, war: „Die Retraite ist nach Suchdol,„ als die Schale, worin die Schicksale der Menschen und der Staaten gewogen werden, auf einmal ganz unerwartet zu Friedrichs Nachtheil stieg.

Des

Des Königs weise Dispositionen wurden nie so schlecht als an diesem Tage befolgt. Der rechte Flügel sollte den linken nicht durch Thätigkeit, sondern durch eine zurückgezogene Stellung unterstützen; eine wirksame Unthätigkeit von Griechischer Erfindung, sinnreich erdacht, und zu den höhern Geheimnissen der Tactik gehörig. Es geschah nicht. Der Prinz Moritz von Dessau, einer seiner vornehmsten Generale, ließ sich durch die Unbesonnenheit des General Manstein verführen, der in den kostbarsten Augenblicken eine Croaten-Jagd vornahm. Moritz brach die Linie durch kriegerische Hitze verleitet, und hielt mit seinen kampfdürstenden Schaaren stille, um Manstein zu unterstützen, zu eben der Zeit, da er sich ohne zu fechten in unzertrennlicher Verbindung mit der zusammenhangenden ungeheuern Schlachtmaschine ruhig fortbewegen sollte. Die ganze Preußische Armee bekam dadurch eine falsche Richtung. Hieraus entstanden Unordnungen aller Art. Man griff da an, wo kein Angriff geschehen sollte.

Die Oesterreicher bezeigten sich überaus tapfer. Das Ungarische Infanterie-Regiment Haller hatte alle Munition verschossen. Es fehlte an Anstalten in der Geschwindigkeit

damit versorgt zu werden. In dieser Lage nahmen die braven Ungarn, die sich nicht zurückziehen wollten, ihre Zuflucht, nicht zum Bajonet, sondern zu dem mehrgewohnten Säbel, wobey sie das Gewehr über die Schultern warfen. So drangen sie mit hellem Haufen in die Preußen, und richteten ein großes Blutbad an, das jedoch einen schrecklichen Ausgang für sie hatte; denn der größte Theil dieses Regiments fiel unter den Schwertstreichen der Preußischen Cavallerie.

Die durch den Kugelhagel sehr verdünnten Preußischen Bataillone formirten kleine Haufen mit großen Oeffnungen, deren sich die Preußischen Cavallerie-Regimenter gelegentlich bedienten, um in den Feind einzuhauen. Die Normannschen Dragoner, eine in allen Preußischen Feldzügen durch die seltenste Tapferkeit ausgezeichnete Kriegsschaar, thaten dies mit vielem Glück, zerstreueten den Feind, sowohl Fußvolk als Reiterey, und eroberten Fahnen. Ein Preußisches Cuirassier-Regiment folgte diesem Beyspiel, gerieth aber unter eine Batterie, die mit Kartätschen die geharnischten Reiter, Mann und Roß so haufenweise zu Boden streckte, daß alles zurückstürzte. Dies verursachte eine erstaunliche Unordnung, wodurch

die hintenstehenden Infanterie-Regimenter, Heinrich und Bevern, über den Haufen geworfen wurden. Die durch mannigfaltige Fehler verletzte Schlacht-Disposition, vermehrte jetzt die Verwirrung, die auf diesem rechten Flügel der Preußen immer weiter um sich griff. Einige Sächsische Regimenter Cavallerie, die sich bey Dauns Heere befanden, und vor Begierde brannten, sich mit den Preußen zu messen, brachen nun ohne erhaltene Ordre los, und stürzten auf den Feind. Der Oberst-Lieutenant Benkendorf, Befehlshaber des Dragoner-Regiments Carl von Sachsen, gab eigenmächtig diesen für den ganzen Krieg entscheidenden Befehl.

Wenn es der Reiterey glückt in Infanterie einzuhauen, so bleibt der letztern nichts übrig als zu fliehen, widrigenfalls ist ihr Loos Tod oder Gefangenschaft. Dies war ein natürlicher Grundsatz bey allen im Kriege berühmten Nationen bis auf die Schlacht von Kollin, wo die hohe Disciplin der Preußen mit ihrer Tapferkeit in gleichem Schritte ging. Man ließ ganze Schwadronen Reiter eindringen, und mitten unter diesem Gewühl von Menschen und Pferden, die den Tod droheten, formirten die Leibwache des Königs, die Regi-

menter Bevern, Heinrich und Hülsen, mit der seltensten Gegenwart des Geistes, geschlossene Vierecke, und feuerten auf den Feind pelotonweise nach dem Reglement, und mit einer so bewundrungswürdigen Ordnung, als ob sie bey einer Musterung gewesen wären. In diesen lebendigen Mauern, die Vernichtung sprüheten, eingesperrt, stürzten Roß und Mann übereinander, und formten Leichenhügel im innern, dem Tode geweiheten, Bezirk. Diese muthigen Reiter hatten sich selbst in diesen magischen Kreis gleichsam gebannt, und sahen keine Möglichkeit zu entrinnen. Es kam aber mehr Cavallerie den Sachsen zu Hülfe, und fiel die Preußen von vorne und im Rücken zugleich an, so daß diese endlich dem ungleichen Kampf unterliegen mußten.

Die Sächsischen Dragoner schnaubten nach Rache. Die zwölf Jahr zuvor in Schlesien in Verbindung mit den Oesterreichern erlittene Niederlage, wo das Loos der Sachsen traurig war, schwebte noch in dieser Krieger Andenken, daher man jetzt viele bey ihren alles zerfleischenden Säbelhieben ausrufen hörte: „Dies ist „für Striegau!„ Alles was diese Reiterey nur erreichen konnte, wurde niedergemetzelt, oder gefangen genommen. Das erstere Schicksal

hatte Friedrichs Leib-Garde, die aus tausend der schönsten Menschen bestand, größtentheils Ausländer, allein in der Potsdamschen Kriegsschule gebildet, und mit militairischem Ehrgeitz gepanzert. Dieser trat hier an die Stelle der Vaterlandsliebe. Sie fochten, da schon alles um sie her das Feld geräumt hatte, bis sie den Geist aufgaben; sodann deckten sie mit ihren schönen Leibern, in Reihen und Gliedern gestreckt, ihren blutigen Schlachtplatz. So wie Pyrrhus, da er zum erstenmahl Roms Legionen bekämpfte, die erschlagenen Römer mit Erstaunen betrachtete, so blickten Theresiens Feldherren auf die mit dem Gesicht gegen den Feind gewandten Leichname der erlegten Preußischen Leib-Trabanten, von denen nur zweyhundert und funfzig diesen Tag überlebten.

Die Preußen überließen den Oesterreichern das Schlachtfeld. Es war neun Uhr des Abends, und der nichts davon ahnende linke Flügel der Preußischen Armee, der gesiegt hatte, unter Commando des General Hülsen, machte sich fertig ein Lager zu beziehen und Victoria zu schießen; ja einige Cavallerie-Regimenter wollten bereits absatteln, als die schreckvolle Nachricht bey ihnen anlangte, daß die Schlacht verlohren sey, und man sich zurück-

ziehen solle. Der Prinz Moritz sprengte in Person herbey den so unerwarteten Befehl zu ertheilen. Dieser sieghafte Theil der Armee formirte eine Linie und trotzte gleichsam dem Feinde. Der Oesterreichische Soldat aber schien es selbst zu fühlen, daß man nicht auf halben Wege stehen bleiben müsse, daher stiegen die Truppen ihres rechten Flügels aus eigener Bewegung von den Anhöhen herab, um die Preußen anzugreifen; sie wurden aber durch ein Zetergeschrey Halt! Halt! zurückgerufen. Die feindlichen Anführer, denen ein Preußischer Abzug vom Schlachtfelde einen ganz neuen Anblick gewährte, sahen diesem unerwarteten Schauspiel ruhig zu, so daß Friedrich mit diesem Theil seines Heeres, das bis in die Nacht den Wahlplatz behauptet hatte, ungestört abmarschiren konnte; ein Rückzug, der mit so viel militairischer Klugheit und Ordnung geschah, daß die großen Thaten des Tages dadurch gekrönt wurden. Sein Verlust an diesem Tage war 8000 Mann seiner besten Infanterie, an Canonen büßte er nur sechzehn ein, die man wegen der todtgeschossenen Pferde nicht fortbringen konnte. Die Oesterreicher zählten 9000 Todte und Verwundete. Die Sachsen hatten auch viel verloh-

ren; ihnen war auch die Ehre des Tags vorzüglich zuzuschreiben; dieser Nation, die also innerhalb Jahresfrist bey Pirna und Kollin, zweymahl die Oesterreichische Monarchie rettete.

Den sieggewohnten Preußen war dies noch nie erlebte Unglück überaus schmerzhaft; es schien ihnen der Vorbote einer traurigen Zukunft zu seyn. Viele hohe und niedrige Befehlshaber, die bisher die von allen Seiten anrückenden Feinde wenig geachtet hatten, weil sie das Glück an Friedrichs Triumphwagen gefesselt zu seyn glaubten, wurden jetzt bestürzt; sie erinnerten sich des eben so durch Glück und steten Sieg ausgezeichneten Carls des zwölften, der, ohne die Schaaren seiner Feinde zu zählen, neun Jahre lang alles seinem Muth unterwarf, bis ihm an einem unglücklichen Tage diese blinde Göttin auf einmahl den Rücken zuwandte, und ihn auf ewig verließ. Hierauf machten sie die schreckliche Anwendung, und sagten: „Dies ist unser Pultawa.„

In Nimburg sammelte der König seine zerstreueten Truppen. So wie der aus der Römischen Welt verbannte Marius auf den Ruinen von Carthago saß, und sein Schicksal überdachte, so saß Friedrich hier auf einer

Brunnenröhre tiefdenkend, heftete unverwandt seine Blicke auf den Boden, und zirkelte mit dem Stock Figuren in den Sand. Die Zukunft zeigte ihm schreckbare Bilder. Endlich sprang er auf, und ertheilte den ankommenden Soldaten mit heiterer Miene seine Befehle. Er musterte mit tiefgebeugtem Herzen den kleinen Rest seiner Leibwache. Alle Soldaten dieser auserlesenen Schaar waren ihm persönlich bekannt; er wußte ihre Nahmen, ihr Alter, ihr Vaterland, ihre Schicksale. Viele hattet er mit seiner Zuneigung beehrt, und ihr Glück zu machen beschlossen. Alle diese Bekannten, die täglichen Gegenstände seines Anblicks und huldreicher Gespräche, waren nicht mehr. In wenig Stunden hatte sie der Todesengel gewürgt; sie hatten wie Helden gefochten, und für ihn waren sie gestorben. Nie, bey keinem Unglück seines Lebens, wurden Friedrichs Augen naß; diese Betrachtungen aber preßten ihm Thränen aus.

Die Freude in Wien war über allen Ausdruck. Es wurden glänzende Feste gegeben, große Geschenke ausgetheilt, und Medaillen geschlagen; alle Officiere, die der Schlacht beygewohnt, erhielten einen monatlichen Sold, die Unterofficiere und Gemeinen funfzehn Kreu-

tzer, alle Verwundete aber einen zweymonatlichen Sold; ja um das Andenken dieses Erlösungs-Tages den Oesterreichischen Kriegern immer gegenwärtig zu machen, so wurde der Theresien-Orden gestiftet, in dessen Statuten es ausdrücklich gesagt ist, daß er die Erinnerung an den 18ten Junius der Nachwelt überliefern, ja daß dieser Tag als der eigentliche Stiftungstag des Ordens betrachtet werden soll.

Friedrich schrieb bald nach dieser Schlacht an seinen Freund den Lord Marshall einen merkwürdigen Brief, der seine damahligen Empfindungen bezeichnet. Er sagte darin: „Das „Glück, mein lieber Lord! flößt uns oft ein „schädliches Selbstvertrauen ein. Drey und „zwanzig Bataillone waren nicht hinreichend, „sechzigtausend Mann aus einem vortheilhaf„ten Posten zu vertreiben. Ein andermahl wol„len wir unsere Sache besser machen. Das „Glück hat mir diesen Tag den Rücken zuge„kehrt. Ich hätte es vermuthen sollen; es ist „ein Frauenzimmer, und ich bin nicht galant. „Es erklärt sich für die Damen, die mit mir „Krieg führen. Was sagen Sie von diesem „Bündniß wider den Markgrafen von Bran„denburg? Wie sehr würde der große Frie„drich Wilhelm erstaunen, wenn er seinen En-

„kel mit den Russen, den Oesterreichern, fast „ganz Deutschland, und hunderttausend Fran„zosen, im Handgemenge sehen sollte? Ich „weiß nicht, ob es mir eine Schande seyn „wird, zu unterliegen; aber das weiß ich, daß „es keine Ehre seyn wird, mich zu über„winden.„

Diese philosophische Denkungsart bey einem so veränderten Glück entkräftete die Tadler, verminderte seine unbewaffneten Feinde, und vermehrte seine Bewunderer. Friedrichs Lage war durch diesen einzigen Tag schrecklich geworden; seine glücklichen Aussichten waren auf einmal verschwunden, und sein Untergang schien nun unvermeidlich. Ja, als wenn ihn das Unglück auf alle Art verfolgen wollte, so erhielt er wenig Tage nach der Schlacht die traurige Nachricht von dem Tode seiner zärtlich geliebten Mutter, die aus Gram wegen der Zukunft sich seit dem Anfang des Kriegs abgehärmt hatte, und jetzt durch die Niederlage der Preußen den Todesstreich empfing.

Die Schlacht von Kollin entschied das Schicksal von Prag, und von dem hier eingeschlossenen Heere, dem durch diesen Sieg gleichsam der Stein vom Grabe gewälzt wurde, so daß es wieder auferstehen konnte. Die Bela-

gerung wurde nun sogleich aufgehoben. Dies geschah schon am 20sten Junius früh Morgens, am zweyten Tage nach der Schlacht, nach einer vier und vierzigtägigen Einschließung. Man hatte 8535 Bomben, 75,039 Haubitz-Grenaden und 93,025 Canonenkugeln auf die Stadt geschossen, wodurch, die eingeschlossene Armee ungerechnet, 8000 Einwohner getödtet, oder unter den Trümmern der einstürzenden Häuser begraben, und 9000 verwundet worden waren. Der Abzug der Preußen von Prag geschah jedoch mit großer Ordnung, und nicht heimlich. Sie verließen die Laufgräben und verschanzten Posten, mit klingendem Spiel, obgleich nicht ohne Verlust. Eine Anzahl verwundeter Soldaten und einiges Geschütz mußte den Feinden überlassen werden, die nun aus ihrem Gefängniß eilten, und über die Abziehenden herfielen. Die mißliche Lage der letztern wurde aber durch Friedrichs Disposition sehr gebessert. Der König vertheilte sehr weislich seine Macht, in viele abgesonderte Corps, und machte dadurch die Feinde irre. Dies erleichterte vorzüglich den Ausmarsch aus dem gebirgigen Böhmen. Hiezu kam die immer fortdauernde Nachlässigkeit der Oesterreichischen Befehlshaber im Angesicht eines wach-

samen sehr thätigen Feindes, der alle Gelegenheiten und alle Fehler seiner Gegner benutzte. So erhielten die Preußen ganz unerwartet den größten Theil ihrer zurückgelassenen Canonen wieder. Diese befanden sich in dem nahe bey Prag liegenden Dorf Tuchomierziz. Der Dorfrichter zeigte es sogleich nach aufgehobener Belagerung an; allein erst drey Tage nachher wollte man sich dieser Beute bemächtigen. Nun aber war es zu spät. Die Bauern kamen dem abgeschickten Commando mit Wehklagen entgegen; denn die Arriere-Garde der Preußen hatte in diesem Zwischenraum nicht allein das Geschütz nachgehohlt, sondern auch alles Vieh aus dem Dorf und der umliegenden Gegend weggetrieben.

Des Königs Blick war nunmehr auf seine eigne Provinzen gerichtet, die gedeckt werden mußten; denn Kollin war die Losung für Franzosen, Russen, Schweden und Reichstruppen, die Preußischen Staaten jetzt mit allem Eifer anzufallen; auch der Reichs-Hofrath erklärte nun förmlich den König für einen Reichsfeind. Die Russen drangen über 100,000 Mann stark ins Königreich Preußen ein, das der Feldmarschall Lehwald mit 30,000 Mann zu vertheidigen versuchte. Die Haupt-

Armee der Franzosen hatte fast ganz Westphalen in Besitz genommen. Eine andere Französische Armee vereinigte sich mit den Reichsvölkern, um in Sachsen einzudringen, und die Schweden schifften übers Baltische Meer, Pommern anzufallen.

Die Preußischen Unterthanen, die bey allen diesen schrecklichen Aussichten an ihres Königs Glück nicht verzweifelten, die an dem Ruhm seiner großen Thaten Theil nahmen, und seinen Ruin als den ihrigen betrachteten, beschlossen ihn mit Nachdruck zu unterstützen. Friedrich hatte sie bisher mit Milde beherrscht, ihnen viele weise Gesetze gegeben, und andere nicht gewöhnliche Königliche Wohlthaten erzeigt; denn damahls dachte man in den Preußischen Staaten noch an kein Französisches Finanz-System. Diese Liebe zu ihrem Könige, so wie ihren Patriotismus, wollten sie der Welt vor Augen legen. Die Landstände in Pommern versammelten sich eigenmächtig, und beschlossen 5000 Mann Land-Miliz auf ihre Kosten zu errichten, und zu unterhalten. Diesem Beyspiel folgten die Landstände der Mark Brandenburg, die auch 5000 Mann, und die Landstände von Magdeburg und Halberstadt, die 2000 Mann lieferten; sämmtlich Soldaten,

die nicht zu den Militair-Cantons gehörten. Alle diese Provinzen warben auch eine Anzahl Husaren an, die den Nahmen Provinzial-Husaren führten, den ganzen Krieg durch dienten, und sich unter den Generalen Werner und Belling sehr auszeichneten. Eine große Schwierigkeit aber schien diesen mannigfaltigen Truppen-Formirungen im Wege zu stehn. Es fehlte nämlich allen diesen verschiedenen Corps an Officieren; ein Mangel, der jedoch bald ersetzt wurde. Edelleute, die in den Waffen grau geworden, und auf ihren Gütern in Ruhe lebten, eilten herbey, um in höhern oder niedern Graden zu dienen. In Stettin wurde eine kleine Marine errichtet, die aus zwey Fregatten von zwanzig, drey Galeeren von zehn, und neun andern Fahrzeugen von sechs Canonen bestand.

Dieser Patriotismus zeigte sich in der ganzen Monarchie. Um die Königlichen Stutereyen in Preußen zu retten, wurden die Pferde unter die Bauern vertheilt. In den Westphälischen Provinzen Minden und Ravensberg, die sich in feindlichen Händen befanden, war die Thätigkeit der Einwohner zwar durch ihre Lage begränzt, allein sie zeigten doch ihre Gesinnungen dadurch hinreichend, daß sie, wo

sie nur immer konnten, die Königlichen Einkünfte dem Feinde verbargen, um sie ihrem Monarchen zuzusenden. Dies that man auch in allen andern von Feinden besetzten Provinzen; ferner wollten die Einwohner des Preußischen Westphalens durchaus keine Deserteure von den Armeen ihres Königs bey sich dulden, obgleich diese sich unter Französischem Schutz sicher glaubten; sie wurden mit Spott und Schande aus dem Lande gejagt, und gezwungen zu ihren Regimentern zurückzukehren. Nach der Schlacht bey Kollin fehlte es der Preußischen Cavallerie an Pferden. Der Präsident Blumenthal, jetziger Staats-Minister, vermochte die Einwohner von Magdeburg und Halberstadt, dem König ihre Pferde zu liefern. Der Adel, die Domherren, die Bürger, die Bauern, alle beeiferten sich um die Wette, ihrem Monarchen dies Opfer zu bringen; man entspannte Wagen und Carossen, entsagte auf eine Zeitlang dieser Bequemlichkeit, und sandte die Pferde, vier tausend an der Zahl, zum Dienst der Reiterey.

Der Feldmarschall Brown war nun todt, und die Oesterreichischen Heere standen jetzt unter den Befehlen des Prinzen Carl und Dauns. Diese Feldherren hatten nun nach dem Abzug

Friedrichs aus Böhmen wieder Kräfte gesammelt, und wollten seine Entfernung benutzen; sie drangen in die Lausitz, die der Prinz von Preußen, der älteste Bruder des Königs, an den Böhmischen Gränzen mit einem starken Corps deckte. Es wurden aber Preußischerseits bey demselben in Märschen und Stellungen einige große Fehler gemacht, wodurch der Paß von Gabel verlohren ging. Der General Puttkammer vertheidigte ihn mit vier Bataillons gegen 20,000 Oesterreicher drey Tage lang aufs hartnäckigste, mußte aber endlich der Menge unterliegen, da er keine Unterstützung erhielt. Nach diesem Unfall verließen die Preußen Böhmen, und zogen nach der Lausitz, nicht ohne Verlust ihrer Bagage und Pontons, die in den Hohlwegen und zwischen den steilen felsigen Gebirgen in Stücken brachen. Bey Bautzen stieß der König endlich zu diesem Corps, äußerst unzufrieden mit dem Vorgefallenen. Er empfing die unter seinem Bruder commandirenden Generale sehr übel, und bediente sich des Ausdrucks, sie hätten verdient die Köpfe zu verlieren, wobey er nur allein den General Winterfeld ausnahm; dem Prinzen aber, dessen Fehler Unentschlossenheit gewesen war, zeigte er ein so ernsthaftes Gesicht,

daß

daß sich dieser sogleich von der Armee entfernte, und nach Berlin ging, allwo er im folgenden Jahre starb.

Die Daunsche Armee belagerte indessen Zittau, eine der blühendsten Manufactur-Städte in Deutschland, worin sich ein Preußisches Magazin befand. Die Wuth der Feinde ging so weit, daß sie, um diesen offenen, mit einigen Bataillons besetzten, und einem Bundsgenossen gehörigen Ort zu haben, Bomben und glühende Kugeln in großer Menge in die Stadt warfen, so daß diese zierliche, reiche, mit arbeitsamen Menschen vollgepfropfte Stadt, in wenig Stunden einen bloßen Aschenhaufen darstellte; eine Barbarey, wozu sie durch den anwesenden Prinzen Xavier von Sachsen, der die Einwohner der Oesterreichischen Sache nicht geneigt zu seyn glaubte, selbst aufgemuntert wurden. Ueber dreyhundert Bürger wurden unter den Ruinen der Häuser begraben, von denen nur sechzig stehen blieben. Der Verlust des so muthwillig verheerten Eigenthums war ungeheuer; er betrug an zehn Millionen Reichsthaler. Die Preußische Besatzung schlug sich durch die sie umringenden Feinde, und nur ein kleiner Theil derselben, der wegen der wüthenden Flammen nicht zu den andern stoßen

konnte, wurde gefangen. Alle diese Unfälle riefen den König zur äußersten Thätigkeit auf. Er wollte den ungleich stärkern sehr verschanzten Feind durchaus angreifen, und rückte daher ganz nahe an dessen Lager bey Ostritz. Einige Generale aber, deren Gutachten er wider seine Gewohnheit verlangte, stellten ihm die Gefahr und das Fruchtlose dieser wahrhaft verwegenen Unternehmung so ernstlich vor, daß er seinen Vorsatz aufgab.

Der nachher so berühmt gewordene Laudon trat jetzt an der Spitze von 2000 Croaten zuerst auf, postirte sich am Fuß der Böhmischen Gebirge, und machte die nach Sachsen führende Landstraße unsicher. Diese Croaten stießen auf den mit Wunden bedeckten General Manstein, der die Niederlage von Kollin verursacht hatte, und sich jetzt von 200 Recruten escortirt nach Sachsen begeben wollte. Laudon griff ihn an und zerstreute die Bedeckung. Der mit Bandagen umhüllte Manstein sprang aus dem Wagen, wehrte sich wie ein Verzweifelter, und ungeachtet man seines Lebens schonen wollte, so war er doch taub gegen alles Zurufen, und so wurde er niedergemacht. Laudon wurde nach diesem glücklichen Vorfall zum General ernannt. Das ihm von Wien über=

sandte Patent fiel den Preußischen Husaren in die Hände. Der König schickte es aber durch einen Trompeter an Laudon, und ließ ihm zu seiner Erhebung Glück wünschen.

Friedrich ging nun auf Daun los, der ein sehr festes Lager an der Neiße bezogen hatte. Hier wurde er von den Preußischen leichten Truppen sehr beunruhigt. Der Preußische General Werner, der sich in diesem Kriege so sehr ausgezeichnet hat, ein gebohrner Ungar und Protestant, führte besonders dies Geschäfft mit Eifer aus. Er hatte den Kaiserlichen Dienst verlassen, wo man mehr auf seine Religion, als auf seine Verdienste sah, und seine Beförderung verzögerte. Zu dieser Zurücksetzung kam der ihn verfolgende Haß des Generals Nadasti, und nun ging Werner in Preußische Dienste, wo ihn der König mit Vergnügen aufnahm. Ehrgeitz, Haß und Rache, vereinigten sich jetzt bey diesem General, um den Feinden Preußens, die nun auch die seinigen waren, seinen Werth und ihren Verlust zu zeigen. Vorzüglich war Nadasti sein Augenmerk; ihn gefangen zu nehmen, war der größte seiner Wünsche. Rastlos verfolgte er ihn auf Märschen und in Quartieren, wo er ihm oft in der Nacht auf ungebahnten Wegen im Rücken er-

schien, und ihn unaufhörlich beunruhigte, ja mehr als einmahl auf dem Puuct war, seinen großen Wunsch erfüllt zu sehn. So auch jetzt. Er entkam mit Mühe; seine ganze Bagage aber, und deren Bedeckung, fiel in Werners Hände. Man fand darunter Briefe von der Königin von Pohlen, worin sie diesem General allerhand Nachrichten gab, und Ueberfallungs-Entwürfe mittheilte. Man hatte schon vorher mehrere dergleichen Briefe von dieser Prinzessin aufgefangen, worin sie, zu eben der Zeit, da sie den König alle Morgen durch ihren Ober-Hofmeister Questenberg complimentiren ließ, die Sächsischen Regimenter im Preußischen Sold zur Revolte, die andern Soldaten aber unter der Hand zur Desertion aufmuntern ließ. Finck, der Preußische Commandant in Dresden, mußte diese jetzt aufgefangenen Original-Briefe der Königin vorzeigen, und es wurden nun, um die fernere dem König so nachtheilige Correspondenz einzuschränken, ernstliche Maaßregeln genommen, die einem Verhaft nicht unähnlich waren. Der Schreiber der Briefe, der Kammerjunker Schönberg, der hier bloß Königliche Befehle befolgt hatte, wurde jedoch festgenommen, und nach Spandau gebracht, wo er den ganzen Krieg über aus-

halten mußte, durch einen Separat-Friedens-Artikel loskam, und sodann für sein Leiden von seinem Hofe einen großmüthigen Ersatz erhielt.

Daun blieb unbeweglich in seinem festen Lager. So sehr der König eine Schlacht wünschte, so sorgfältig vermied sie der Kaiserliche Feldherr, der nie geneigt war, sich mit den Preußen im freyen Felde zu schlagen; am wenigsten jetzt, da verbündete Armeen aus allen Himmels-Gegenden im Anzuge waren. Ein Französisches Corps war schon bis Erfurth gekommen, und andere Armeen dieses Volks folgten aus Westen nach; die Reichstruppen rückten aus Süden, die Russen aus Osten, und die Schweden, die schon in Pommern angelangt waren, aus Norden heran.

Drittes Buch.

In Frankreich hatte man indessen die ernstlichsten Beschlüsse genommen, den Krieg mit Nachdruck anzufangen. Immer noch verdrängten hier so wie in Oesterreich die Privat-Leidenschaften die Politik. Die durch die Kaiserin Theresia geschmeichelte Pompadour, der auf die Ausdehnung seiner Autorität eifersüchtige Kriegs-Minister Argenson, die Thränen der untröstlichen um Hülfe rufenden Dauphine, und endlich der auf Friedrichs Größe neidische König Ludwig selbst, alle stimmten dahin, durch Aufbiethung der ganzen Französischen Macht den Preußischen Monarchen zu stürzen. Der Neid Ludwigs war überdem durch einige ihn betreffende witzige Reden Friedrichs mit Haß gepaart worden. Hierzu kam das äußerst contrastirende Leben zwischen dem Sardanapal in Versailles und dem Weisen in Sans souci, und nun wurden keine Staatsgründe mehr angehört, die der vom Könige so wie von dessen Buhlerin geliebte, und dem Krieg abgeneigte, Cardinal Bernis, mit so viel Klugheit als Beredsamkeit vortrug. Vergebens be-

zog er sich auf die unleugbarsten Dinge: auf die durch eine lange Erfahrung bewährten weisen Maximen des Hofes in Ansehung der auswärtigen Angelegenheiten, auf die politischen Verhältnisse in Deutschland, auf den schlechten Zustand der Französischen Finanzen, und auf den Mangel an Feldherren. Man setzte diesen Gründen die mächtigen Bundsgenossen und die dadurch unbezweifelte Leichtigkeit und Geschwindigkeit des Sieges entgegen; dabey bezog man sich auf die gewisse Hoffnung, das dem Englischen Monarchen so theure Churfürstenthum Hannover in wenig Monaten zu erobern, sodann durch dessen Rückgabe alle Friedens-Bedingungen zu erzwingen, und auf diese Weise zugleich über Groß-Britannien und Preußen den Stab zu brechen.

Ein großes Französisches Heer setzte sich nun in Bewegung. Der Anführer desselben war der Marschall Etrées, ein Enkel des unter Ludwig dem vierzehnten berühmten Ministers Louvois. Er hatte sich durch militairische Talente in den Niederlanden ausgezeichnet, und wurde damahls von dem großen Marschall von Sachsen für den besten Französischen General gehalten. Er zeigte sich auch dieses Ruhms nicht unwürdig. Er ging über den Rhein und die

Weser, nahm die von den Preußen verlaßne Festung Wesel, die Herzogthümer Cleve und Ostfriesland in Besitz, durchstrich ganz Westphalen, eroberte die von Truppen entblößten Casselschen Länder, und setzte Hannover in Contribution.

Man war hier zum Widerstand nur unvollkommen vorbereitet. Es hatte sich zwar schon im Frühling eine Observations-Armee zusammengezogen, die aus Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern und einigen Bataillons Gothaer und Bückeburger Truppen bestand, wozu noch einige tausend Preußen stießen; allein diese vereinigte Truppen formirten nur ein Herr von 40,000 Mann und waren folglich zu schwach, der über 100,000 Mann starken Französischen Macht die Spitze zu bieten. Was diese nachtheilige Lage der Deutschen Krieger vermehrte, war ihr schlechter Anführer, der Herzog von Cumberland; ein Prinz, der geringe Kriegs-Talente besaß, und den man wegen seines Sieges bey Culloden gegen die Schottischen Rebellen für einen erfahrnen Feldherrn hielt, dessen größtes Verdienst aber eigentlich darin bestand, ein Sohn Georgs des zweyten zu seyn. Das Hannöverische Ministerium hatte ohne alle Kriegskenntniß einen ganz

zweckwidrigen Operations-Plan entworfen, womit der Herzog von Cumberland einstimmte, der den König von Preußen nicht liebte. Vergebens sandte Friedrich dem Brittischen Monarchen seinen tief durchdachten, und für die gemeinschaftliche Sache auffallend vortheilhaften Plan. Georg, obgleich er der Schlacht bey Dettingen beygewohnt hatte, verstand doch nichts vom Kriege, und da er hier zwischen dem Entwurf eines großen Feldherrn, und dem von einigen Juristen gemachten, die vielleicht nie ein Lager gesehn hatten, entscheiden sollte, so gab er diesem letztern, der sich bloß auf die Vertheidigung der Weser einschränkte, den Vorzug; wobey er die Hannöverischen und Hessischen Truppen, die damahls das so übelbestellte Englische Ministerium gleich im Anfange des Krieges aus lächerlicher Besorgniß zur Beschützung der Englischen Küsten hatte nach England kommen lassen, wieder nach Deutschland zurücksandte. Friedrich machte nun den letzten Versuch, und schickte den General Schmettau nach Hannover, der bey seiner Kriegs-Erfahrung das Talent wohl zu reden in einem hohen Grade besaß; allein auch seine Beredsamkeit war bey den Hannöverschen Ministern verlohren; denn sie blie-

ben ihrem Plan getreu, betrogen durch die Versprechungen der Franzosen, die den Preis der Neutralität auf ihre Unthätigkeit gesetzt hatten.

Der von den Franzosen gedrängte Herzog von Cumberland zog sich mit seiner Armee immer zurück. Endlich kam es am 26sten Julius bey dem Dorfe Hastenbeeck ohnweit Hameln zwischen beiden Heeren zu einem Treffen. Die alliirte Armee stand auf Anhöhen zwischen der Weser und einem Gehölze. Hier wurde sie von den Franzosen angegriffen, die nach einem sehr lebhaften Gefecht einige Batterien wegnahmen, und sich einer Anhöhe bemeisterten. Cumberland verlohr sowohl den Muth als die Besonnenheit; er verließ höchst übereilt das Schlachtfeld, und zog sich nach Hameln zurück, als der Sieg wieder anfing sich auf seine Seite zu lenken; zu eben der Zeit, wo der Erbprinz von Braunschweig dem Feinde eine eroberte Haupt-Batterie wieder abgenommen, und wo der Hannöversche Oberste Breitenbach die größten Vortheile errungen hatte, der auch den Wahlplatz bis in die Nacht behauptete, und sodann mit erbeuteten Canonen und Fahnen zu dem geflohenen Herzog stieß. Dieser Feldherr weinte jetzt aus Verzweiflung, wegen

seines begangenen Fehlers, deren Liste bald noch vermehrt wurde. Sein Verlust bestand in 327 Todten, 907 Verwundeten und 220 Gefangenen.

Die erlangten Vortheile hatten die Franzosen größtentheils dem General Chevert zu verdanken, der den unter ihm commandirenden Marquis Bréhaut vor dem Angriff bey der Hand faßte und mit heroischem Enthusiasmus zu ihm sagte: „Schwören Sie mir auf die „Ehre eines braven Mannes, Sich und Ihr „Regiment eher todtschießen zu lassen, als zu „weichen.„ Bréhaut schwur und hielt Wort. Dieser Officier war Oberster des Regiments von Picardie. Ludwig der funfzehnte, um sein ausgezeichnetes Verhalten zu belohnen, wies ihm eine Pension von 2000 Livres an. Bréhaut antwortete, daß er nie Geld-Belohnungen gewünscht habe; er bat diese Pension unter solche Officiers seines Regiments zu vertheilen, die es am meisten bedürften. Man verlangte nun von ihm die Nahmen derjenigen, die sich im Treffen vorzüglich hervorgethan hätten. Seine Antwort war: „Keiner von uns „hat sich hervorgethan. Alle haben tapfer „gefochten, und alle sind bereit wieder anzufangen. Ich bin daher genöthigt die

„Nahmen aller nach der Regiments-Liste „abzuschreiben.„

Der Sieg war jedoch höchst unbedeutend, und wäre von keinen erheblichen Folgen gewesen, wenn nicht die Besorgniß für das Hannöversche Archiv und andre Dinge von Werth, die man nach Stade in Verwahrung gebracht, den Herzog zu dem entscheidenden Schritt vermocht hätte, sich, unerachtet aller Vorstellungen seiner Generale, mit seiner Armee nordwärts zu ziehn, um diese Stadt zu decken. Die Folgen dieses Rückzugs zeigten sich sehr bald: das mit einer Menge Proviant und Munition versehene Hameln ergab sich nach der ersten Aufforderung, Minden verlangte zu capituliren, und die Stadt Hannover schickte Abgeordnete, um die Contributionen zu reguliren; auch Friedrich rief seine Truppen von der alliirten Armee ab. Der betäubte Herzog von Cumberland wurde aber bald von den Franzosen eingeschlossen, von der Elbe abgeschnitten, sein Terrain immer mehr beschränkt, und überhaupt in eine Lage versetzt, wo ihm nichts als eine Capitulation übrig blieb. Diese wurde den 8ten September bey Kloster-Seeven unter der Garantie des Königs von Dännemark geschlossen. Der Hauptartikel derselben war,

daß die an Hessen, an Braunschweig, an Gotha und an Bückeburg gehörigen Truppen auseinander gehen, die Hannoveraner aber in der Gegend von Stade verbleiben sollten.

Der Dänische Gesandte, Graf Lynar, war Vermittler dieser sonderbaren Convention, bey welcher die Staatskunst des achtzehnten Jahrhunderts nicht sichtbar war; auch schrieb Lynar den Erfolg nicht seinen Staatskenntnissen, sondern einer himmlischen Eingebung zu. In einem bekannt gewordenen Briefe überließ er die Ehre dieses politischen Meisterwerks ganz dem heiligen Geist, der, seinem Ausdruck zufolge, ihm die Kraft gegeben hätte, die Französische Armee aufzuhalten, so wie Josua einst die Sonne aufhielt.

Der Marschall Etrées hatte jedoch nicht die Ehre diese Capitulation zu erringen, denn kurz zuvor war ihm das Commando durch die Hof-Intriguen des Prinzen Soubise genommen worden. Dieser Prinz, nicht allein eine Creatur, sondern ein Günstling der Marquisin Pompadour, war vom Hofe ernannt, ein zwar vom Marschall abhängiges, aber von der Haupt-Armee abgesondertes Corps zu commandiren. Die Zwistigkeiten zwischen diesen beiden Feldherren blieben indeß nicht lange

aus, und Etrées wurde davon das Opfer. Nur allein die Furcht alle Marschälle wider sich zu empören, hielt die herrschende Maitresse ab, ihrem geliebten Soubise das Haupt-Commando zu übertragen. Sie ließ sich durch den Minister du Verney überreden, es dem Herzog von Richelieu zu ertheilen, obgleich sie ihn haßte, der aber nun, um sie zu gewinnen, ihr die Ernennung aller Commissarien bey den Heeren zugestanden hatte; ein Antrag, der auch seine Wirkung that. Dieser Feldherr fand bey der Armee alles zu seinem Triumph vorbereitet, und nichts war leichter als die von seinem Gegner auf dem Felde der Ehre angebauten und jetzt reifen Früchte zu genießen.

In dem kurzen Zeitraum von eilf Monaten war dies nun die zweyte wohldisciplinirte aus tapfern Soldaten bestehende Armee, die gezwungen war für ihre Existenz zu capituliren. Man verfuhr jedoch bey Pirna und Kloster-Seeven auf eine ganz verschiedne Weise. Friedrich ließ die erlösten Sächsischen Krieger beysammen, um für ihn zu fechten. Richelieu, der statt des Marschalls Etrées jetzt commandirte, that ein gleiches mit den Hannoveranern und Braunschweigern, aber ohne ihr künftiges Schicksal zu bestimmen. Sie wur-

den nicht als Kriegsgefangene betrachtet, nicht verabschiedet, nicht beurlaubt, auch nicht entwaffnet; man regulirte den Marsch dieser Truppen, aber nicht ihren künftigen Unterhalt, nicht die Art ihrer Vertheilung, ja nicht einmahl die Oerter ihres Aufenthalts. So groß war der Leichtsinn des Französischen Heerführers, daß er glaubte, viele tausend bewaffnete deutsche Krieger, die sein Volk haßten, durch seinen bloßen Befehl in Unthätigkeit zu erhalten. Zu allen diesen Fehlern kam noch, daß Richelieu, der die Convention als eine militairische festbestimmte Capitulation, betrachten konnte, sie in eine ungewisse politische Negociation verwandelte, die den Höfen überlassen wurde.

Von allen westlichen Provinzen und Städten des Königs von Preußen, war allein Geldern noch nicht im Besitz seiner Feinde. Die Franzosen unter Anführung des Grafen Beausobre hielten diese Festung blokirt. Eine Belagerung zeigte wegen der Flüsse und eines Grabens große Schwierigkeiten. Man wollte daher einen Ueberfall versuchen, wozu auch sonderbare Anstalten gemacht wurden. Eine Anzahl Französischer Soldaten mußten sich täglich im Schwimmen und Untertauchen üben;

desgleichen mußten sie lernen mit Ordnung und Behendigkeit ins Wasser herein und herausspringen. Der Plan war, daß diese Taucher die mit Truppen beladenen Fahrzeuge, ohne Geräusch, schwimmend, durch Stricke bis an die Mauern der Festung ziehen sollten. Es befanden sich hier eine Menge sowohl Französischer als Oesterreichischer Ueberläufer, und andere sehr unzufriedne Soldaten, auch sehr viele Bürger murrten, denen die Blokade zu lange dauerte. Um die ersten durch Pardon und die letztern durch Versprechungen zum Aufruhr zu gewinnen, ließ Beausobre in Lüttich ein ungeheures Sprachrohr verfertigen, womit er zu gleicher Zeit mit der Garnison reden, und seinen Truppen Befehle ertheilen wollte. Der Preußische Commandant, General Salmuth, wartete jedoch diesen Versuch nicht ab. Er hatte funfzehn Wochen lang die Blokade ohne Hoffnung eines Entsatzes ausgehalten, außerhalb die Feinde beobachtet, und innerhalb mit Meutereyen gekämpft. Jetzt war es aufs äußerste gekommen, und nun capitulirte er. Die aus 800 Mann bestehende Besatzung erhielt einen freyen Abzug mit allen Ehrenzeichen, worauf diese Festung von Französischen Truppen besetzt wurde.

Durch

Durch diese Convention verlohr Friedrich auf einmahl eine Hülfsarmee, die bisher die Franzosen im Felde beschäfftigt hatte, und nun konnten diese ihre ganze Macht wider ihn allein wenden. Friedrich, den die Folgen der Schlacht bey Kollin noch hart drückten, war durch diese Betrachtungen so bewegt, daß er dem König von England in einem Briefe über seine vorhabende Neutralität bittere Vorwürfe machte. Es hieß darin: „Nie würde ich „die Allianz mit Frankreich aufgegeben haben, „wenn mich die vielen schönen Versprechungen „Ew. Majestät nicht dazu vermocht hätten. „Ich bereue den geschlossenen Tractat nicht, „aber Sire! überlassen Sie mich nicht aus „Kleinmuth der Gnade meiner Feinde, nachdem Sie ganz Europa wider mich aufgebracht haben.„ Dieser Brief blieb ohne Antwort. Georg ließ ihm Subsidien antragen; Friedrich verwarf das Geld, und verlangte Englische Soldaten, zu deren Absendung das Brittische Ministerium sich damahls noch nicht entschließen konnte.

Hannover war jetzt von den Franzosen besetzt, desgleichen das von den Preußen geräumte Herzogthum Cleve, dessen Civil-Administration aber den Oesterreichern überlas-

sen wurde. Man gab sich die Miene, es als ein verlassenes Land zu betrachten, das keinen Herrn hätte. Dem Operations-Plan gemäß sollte der Herzog von Orleans mit einer Armee von 24,000 Mann Cassel belagern, und überhaupt die Hessischen Länder erobern; auf die Nachricht aber, daß man sich ohne Widerstand unterwerfen wolle, hielt er die bloße Besitznehmung seines Ruhms unwürdig; er übergab daher dem Marquis Contades das Commando. Dieser General bemächtigte sich nun des Landes, und ließ den Hessischen Ministern, die auf eine Capitulation antrugen, melden, daß ein unbedingter Gehorsam gegen die Befehle seines Monarchen das einzige Mittel sey, dessen Gewogenheit und Gnade zu erlangen. Die Residenz-Stadt Cassel wurde den 15ten Julius förmlich den Franzosen übergeben, die hier ein Magazin und ein Feld-Hospital anlegten. Durch diese freywillige Unterwerfung gewannen die Hessen doch nichts; denn sie wurden gleich als Feinde behandelt. Man schrieb ohne Verzug Lieferungen aller Art aus, die die Kräfte dieses ohnehin nicht reichen Landes in der Geschwindigkeit erschöpften. Unter andern mußten in Zeit von vierzehn Tagen 24,000 Säcke Weitzen, 24,000

Säcke Roggen, und 1,200,000 Rationen an Heu und Hafer, wie auch 1,200,000 Bund Stroh geschafft werden. Den Auftrag zu diesen Erpressungen hatte der Ober-Kriegs-Commissarius Foulon, eben derjenige, der bey der Französischen Revolution von dem in Wuth gesetzten Volk hingerichtet wurde. Dieser nach Raub dürstende Mann herrschte in Cassel wie ein Groß-Vezier. Der Landgraf, um kein Augenzeuge dieser Tyranney in seiner eigenen Residenz zu seyn, hatte sich nach Hamburg begeben, wo er auch den größten Theil des Kriegs blieb.

Die Civil-Proceduren der Franzosen waren jedoch noch gemäßigt gewesen, so lange der Marschall Etrées das Ober-Commando geführt hatte. Er zeigte bey allen Vorfällen seinen Edelmuth sowohl als seine Kriegs-Talente; auch ertheilte er der Universität Göttingen seinen Schutz in einem Schreiben, eben so ehrenvoll für den Feldherrn, als für diese berühmte Academie. Seine Ungnade erzeugte jedoch bey Hofe einige Besorgniß. Man fürchtete das Geschrey der Nation, ihn ohne eine scheinbare Ursache mitten im Lauf seiner Siege zurück zu rufen; es war daher ein Mittel erforderlich ihn zu vermögen, eigenwillig die

Armee zu verlassen. Etrées erhielt also ein Königliches Schreiben aus Versailles, worin ihm anbefohlen ward, das Commando dem Herzog von Richelieu zu übergeben; dabey aber hieß es, daß der König es gern sehen würde, wenn der Marschall demungeachtet bey der Armee bliebe. Etrées gehorchte dem Befehl, allein ohne Ludwigs Wunsch zu erfüllen. So bald sein Nachfolger eingetroffen war, reiste er ab, unter dem Vorwand, die Bäder in Aachen zu brauchen. Man hörte von ihm keine Klagen, überhaupt war sein Betragen in dieser Lage so edel, daß jedermann, selbst Richelieu, davon gerührt wurde, und seinem König schrieb, Etrées habe ihm seine Kriegs-Entwürfe und Dispositionen als ein Staatsbürger und Freund mitgetheilt, das Commando aber als ein Held übergeben.

Richelieu zog also den Nutzen von den klugen Maaßregeln seines Vorgängers, da er die bedrängten Alliirten zu der vorgedachten Capitulation nöthigte. Nie aber wurde ein so großer Glücksstreich im Kriege schlechter benutzt. Der Tag von Pirna entschied das Schicksal von Sachsen während sieben blutigen Jahren; so wie der Tag von Saratoga das nord-östliche America zur Republik machte. Der Ver-

trag von Kloster-Seeven aber, von den Mächtigern den Schwächern dictirt, der die Cabinette von London und Berlin erschütterte, und die Minister in Hannover, in Cassel und in Braunschweig fast zur Verzweiflung brachte, gewährte ganz und gar keine Vortheile, die unbedeutenden des Augenblicks ausgenommen. Eine der ersten Operationen des Richelieu war nun, Braunschweig und Hannover in Besitz zu nehmen. Beide Länder hatten sich, so wie Hessen, unterworfen, und da die Franzosen die Städte Braunschweig und Wolfenbüttel besetzten, so wurde dem Herzog zu seiner Residenz die Stadt Blankenburg überlassen, die man neutral erklärte. Dahin ging dieser Fürst sofort mit seiner Familie, und empfahl durch eine öffentliche Erklärung seinen Unterthanen, die Franzosen als ihre Freunde zu betrachten. Richelieu zog in Hannover wie im Triumph ein. Von hieraus schickte er viele seiner besten Truppen, worunter auch die Gens d'armes waren, zur Armee des Prinzen Soubise, der nun in Verbindung mit den Reichs-Völkern auf Sachsen losrückte. Dieser Feldherr hatte gleich beym Anfang seines Marsches, mit den bey sich habenden Schweitzer-Regimentern einen unangenehmen Auftritt gehabt. Sie weiger-

ten sich über den Rhein zu gehn; besonders setz-te sich das Regiment Lochmann dagegen, und da der aufgebrachte Soubise den General Lochmann fragte, wozu sie denn dienten, antwortete dieser Schweizer: „Um Ihren Rückzug „zu decken.„ Endlich bewilligten die Schweitzer-Cantons, daß ihre Truppen mit nach Deutschland marschiren konnten, und ein großer Theil derselben befand sich also bey der Armee des Soubise, die Sachsen befreyen wollte. Richelieu selbst fiel mit seinem Heer in die Preußischen Provinzen ein, und bedrohete Magdeburg mit einer Belagerung. Friedrich hatte die Garnison dieser Hauptfestung mit den sechs Bataillons verstärkt, die bey Cumberlands Armee gestanden, aber kurz vor der berüchtigten Convention abgerufen worden waren, da der König bey den höchst unüberlegten Maaßregeln dieses Feldherrn die Unfälle in Hannover voraussah.

Der Krieg hatte nun ein Jahr gedauert; allein ungeachtet der so sehr verschiedenen Nationen und Völkerschaften, die den Kampfplatz mit ihren Schaaren bezogen, war er noch nicht durch Grausamkeit bezeichnet worden. Richelieu aber gab jetzt hiezu die erste Losung. Er ließ die Städte und Dörfer entweder ausplün-

dern und verheeren, oder bedrohte sie mit Feuer und Schwert, um von den wehrlosen Einwohnern unerschwingliche Contributionen zu erpressen. Die Excesse dieser jetzt nicht mehr im Zaum gehaltenen Franzosen waren so groß, daß sie fast den Greueln der Cosaken gleichkamen. Reiche Leute wurden auf ausdrücklichen Befehl vornehmer Officiere jämmerlich geprügelt, um Brandschatzungen für ihre Mitbürger zu bezahlen; man schändete Weiber und Mädchen, und spielte gleichsam mit dem Leben der Menschen. Nichts war bey diesen Truppen gewöhnlicher, als unschuldige Personen aus ungegründetem Verdacht, ohne einen Schatten von Beweis, als Spione aufzuhenken. Viele hundert Deutsche, ohne Rücksicht auf Geburt, Stand, Alter und Verhältnisse, hatten im Laufe des Kriegs dieses Schicksal.

Das Losungswort des neuen Französischen Feldherrn war: Erpressungen; nicht sowohl für den Dienst seines Königs, als für sich selbst. Geschützt durch die Königliche Maitresse erlaubte er sich die unedelsten Handlungen, und ordnete nicht selten die Kriegs-Operationen so, wie es sein Privatnutzen erforderte. Von allen Heerführern, die in diesem

Kriege commandirten, bereicherte sich auch keiner von irgend einer Nation so, wie Richelieu. Er verbarg es auch so wenig, daß er sich noch vor geendigtem Kriege, in Frankreichs Hauptstadt einen prächtigen Pallast bauen ließ, den die Pariser le Pavillon d' Hannovre nannten.

Es trat noch ein neuer Feind gegen den König auf, der ihm nicht gleichgültig seyn konnte. Dies war der Herzog von Würtemberg, Beherrscher eines schönen von einem kriegerischen Volk bewohnten Landes. Nicht zufrieden, sein Contingent an Soldaten zur Reichs-Armee zu senden, hatte er alle seine Truppen in Französischen Sold gegeben, um für Oesterreich zu fechten. Diese Soldaten aber, die als Protestanten gewohnt waren, den König von Preußen als den Beschützer ihrer Religion zu betrachten, zeigten große Unzufriedenheit mit den Maaßregeln ihres Herzogs. Ihr Murren brach endlich in Meuterey aus, als 4000 Mann im Monat Junius vor dem Französischen Commissarius in Stuttgard die Musterung passiren sollten. Sie schrien laut, man hätte sie verkauft, forcirten die Thore, feuerten auf die Officiere, die sie aufhalten wollten, und gingen haufenweise am

hellen Tage davon. Nur 1000 Mann blieben zurück. Der Herzog, der sich bey der Oesterreichischen Armee befand, eilte nach Stuttgard, ließ neue Truppen werben, und besänftigte die alten durch das Versprechen, sie selbst in Person zu commandiren, und so führte er im August dem Kaiserlichen Heer 6000 Mann zu. Diese Vermehrung von bewaffneten Schaaren, die von allen Seiten herbeyzogen, geschah zu einer Zeit, da die Preußischen Truppen durch Schlachten und zahlreiche Gefechte sehr vermindert waren.

Friedrich theilte sein Heer nun in viele Corps, um den verschiedenen Armeen, die auf Sachsen und den Mittelpunct seiner Staaten anrückten, Hindernisse in den Weg zu legen. Da er sein Hauptheer unter dem Herzog von Bevern zur Deckung Schlesiens bestimmte, so behielt er selbst nur 18000 Mann bey sich, und auch diese kleine Armee wurde durch Detachements beständig geschwächt, so daß er bey Erfurt in der Nähe des Französischen Heeres nicht 10,000 Mann bey sich hatte. Um nun die große Schwäche dem Feinde zu verbergen, ließ der König seine Truppen nicht lagern, sondern in Dörfern cantonniren, und oft die Quartiere wechseln, wobey die Nahmen der Regimen-

ter, um die Spione zu betriegen, jedesmahl verändert wurden. Er schränkte sich jedoch nicht bloß auf Vertheidigung ein, sondern ging allenthalben, wo sich die Gelegenheit vortheilhaft zeigte, angreifend zu Werke. Der Oberst Mayer war schon gleich nach der Bataille von Prag mit 2000 Mann nach Franken geschickt worden, um sowohl die Reichsstände in Furcht zu setzen, als auch die Vereinigung der aus allen Gegenden Süd-Deutschlands sich zusammenziehenden Reichs-Truppen zu verzögern, und den in Regensburg tobenden Reichstags-Männern den unternehmenden Geist der Preußen zu zeigen. Er fiel ins Bisthum Bamberg ein, sammelte Contributionen, durchstrich den Fränkischen Kreis, und drang in die Ober-Pfalz. Diese unerwartete rasche Operation wirkte auf die Reichs-Versammlung so sehr, daß viele der Abgeordneten, die sich wider Preußen am heftigsten erklärt hatten, sich jetzt in größter Eil zu retten suchten.

Auch der Churfürst von Bayern nebst andern Reichsfürsten, die jetzt die Preußen zu allem fähig hielten, geriethen in Unruhe, behaupteten, sie hätten keinen Krieg mit dem Könige, und wünschten mit Friedrich in Un-

terhandlung zu treten. Der Zeitpunct war nahe, wo man ernsthaft daran dachte, das mit Theresia gemachte Reichs-Bündniß zu vernichten; allein die Niederlage von Kollin veränderte alles. Mayer bedrohete indeß Nürnberg. Die bedrängte Stadt wandte sich in der Angst an die Kreis-Versammlung, und bat um Schutz. Der Fränkische Areopagus zeigte seine Weisheit bey diesem Vorfall. Man verlangte von dem Kriegs-Obersten Mayer, er sollte sich wegen des Einfalls in Franken legitimiren, und allen Schaden ersetzen. Der Preußische Befehlshaber war nicht mit Pergamenten, wohl aber mit Pulver und Kugeln versehn, und von beutedürstenden Kriegern begleitet. Er wies daher lächelnd den Abgeordneten seine bewaffneten Soldaten, und fragte, ob sie noch eine bessere Legitimation wünschten? Mayer verlangte die Neutralität der Stadt, die auch zugestanden wurde; ja der ganze Kreis hätte sich neutral erklärt, wenn das Preußische Corps nur etwas stärker gewesen wäre. Die Schwäche desselben reitzte zu Vertheidigungs-Anstalten, und zu dem Entwurf, den Preußen den Rückweg abzuschneiden. Man zog von allen Seiten Truppen zusammen, die Mayer nicht ab-

warten wollte. Nachdem er also den vorgesetzten Endzweck erreicht hatte, marschirte er zurück, ließ die Brücken hinter sich abbrechen, schlug sich durch ein Corps Würzburger und Bamberger Truppen, die ihn aufhalten wollten, und so kam er endlich nach Böhmen. Er hatte bey seinem Abzuge aus Franken Geisel mitgenommen, worunter sich auch zwey Nürnberger Patricier befanden. Der Wiener Hof bediente sich sehr geschickt dieser Gelegenheit, um den Reichsständen die Beschleunigung ihrer Kriegs-Maaßregeln zu empfehlen. Die Kaiserliche Ermahnung war auch nicht fruchtlos. Mayer wurde darin für einen Bösewicht, und seine Truppen für Landstreicher erklärt, die man zu haschen suchen müßte, um sie als Mordbrenner zu bestrafen.

Die Kaiserlichen benutzten indeß die Zerstreuung der Preußischen Armeen, und der General Haddick wagte sich mit 4000 Mann bis an die Thore von Berlin. Diese Residenz, ohne Wall, zum Theil ohne Mauern, und nur mit Pallisaden versehn, war damahls mit 2000 Mann Land-Miliz besetzt, wozu einige hundert Recruten und andre von den Feldtruppen zurückgelassene Soldaten kamen. Die Königliche Familie hatte sich gleich nach eingegan-

gener Nachricht von der Annäherung der Feinde nach Spandau begeben. Man hatte also in dieser Lage nichts von einem fliegenden Corps zu befürchten, das aller Mittel beraubt war, die Königsstadt zu ängstigen, und in steter Sorge stand abgeschnitten zu werden. Haddick ließ die Stadt auffordern, und griff fast zu gleicher Zeit das Schlesische und Cottbusser Thor an. Die Pallisaden am erstern wurden niedergeschossen, und nun drangen die Oesterreicher mit hellem Haufen in die dort befindliche Vorstadt ein. Die Einwohner zeigten sich des Brandenburgischen Nahmens würdig. Ganze Gewerke wollten sich vereinigen, und erboten sich die Feinde zu verjagen; allein die geringe Kriegs-Erfahrung, und der Kleinmuth des Commandanten, General Rochau, der auch deshalb von den Weibern und Gassenbuben verspottet wurde, wollte keine Versuche dieser Art gestatten. Es kam bloß in der Cöpenicker Vorstadt zwischen einem Commando Preußischer Soldaten und den Oesterreichern zu einem unbedeutenden Scharmützel, wodurch nichts entschieden wurde.

Die Nachricht von der Annäherung des Fürsten Moritz von Anhalt-Dessau beunruhigte jedoch die Feinde bey Berlin außerordent-

lich. Haddick, der die Gefahr des Verzugs kannte, war mäßig in seinen Forderungen, und diese wurden endlich zugestanden, nicht sowohl aus Furcht, sondern um der Unruhe geschwind ein Ende zu machen. Die anfangs geforderten 600,000 Reichsthaler, wurden auf 200,000 herabgesetzt. Haddick erhielt dabey für sich ein Geschenk von 12,000, und sein Adjutant, der Oberst Ried, ein anderes von 3000 Reichsthalern an Gelde, nebst allerhand Kleinodien; dafür bekam die Stadt einen von Haddick unterzeichneten Revers, daß die Oesterreichischen Truppen nie wieder Berlin auf diese Weise heimsuchen sollten. Nachdem alles verabredet war, bat sich Haddick vom Magistrat zwey Dutzend mit dem Stadt-Wappen gestempelte Damen-Handschuh aus, womit er seiner Kaiserin ein Geschenk machen wollte. Man brachte ihm die Gelder und die Handschuh, und nun marschirte er in größter Eil ab. Er hatte auch keinen Augenblick zu verlieren; denn wenig Stunden nachher traf der General Seydlitz mit 3000 Mann in Berlin ein, dem am folgenden Tage das ganze Corps des Prinzen Moritz von Dessau folgte. Auch der König hatte sich in Bewegung gesetzt, um dem verwegenen Haddick den Rückzug abzuschneiden,

der aber das Glück zum Führer hatte, von der Landstraße entfernt, auf Abwegen mit forcirten Märschen davon floh, und so seinen Feinden entging.

Im Königreich Preußen war indessen auch die Kriegsscene von den Russen auf eine schreckliche Weise eröffnet worden. Das Ministerium in Petersburg war zwar dem Englischen Hofe ergeben, besonders hing der im Cabinet alles vermögende Groß-Kanzler Bestuchef, durch Guineen gewonnen, ganz von den Britten ab; allein die bestimmte Willensmeinung der Kaiserin Elisabeth, die als Weib beleidigt war, und sich als Monarchin rächen wollte, vereitelte alle Bemühungen der Engländer und den guten Willen des Groß-Kanzlers, Rußland von Oesterreich zu trennen. Friedrichs Demüthigung und die Eroberung des Königreichs Preußen waren die Grundsäulen des jetzigen Russischen Systems, dessen standhafte Befolgung im Cabinet zu Petersburg unwiederruflich beschlossen wurde.

Die Russen kamen daher im Monat Junius, unter Anführung des Feldmarschalls Apraxin, über 100,000 Mann stark in Preußen an. Nach einem fünftägigen Bombardement wurde Memel eingenommen. Die 800 Mann

starke Besatzung sollte vermöge der Capitulation freyen Abzug erhalten; man brach aber diesen militairischen Ehren-Vertrag, und die meisten dieser betrogenen Preußischen Soldaten waren gezwungen, entweder in Russische Dienste zu treten, oder nach Rußland zu wandern. Dies letztere Schicksal hatten auch eine Menge friedfertiger Einwohner von Preußen, besonders Fabricanten und Ackersleute. Die Russen schleppten sie nebst ihren Weibern und Kindern fort. Das Wehklagen der Unglücklichen half nichts; sie mußten die väterliche Erde verlassen, um die öden Provinzen einer barbarischen Nation zu bevölkern. Diese Grausamkeiten waren der Menschheit zum Spott von Manifesten voller Mäßigung begleitet. Man rechtfertigte darin die Feindseligkeiten durch die zwischen den beiden Kaiserinnen bestehende Freundschaft. Eines dieser Manifeste war eine förmliche Einladung an alle Einwohner des Königreichs, ohne Unterschied des Standes und der Religion, nach Rußland zu ziehn, wo man ihnen große Vortheile versprach. Im Gegen-Manifest zeigte der König, wie sehr dies Verfahren mit dem in Europa angenommenen Kriegs- und Völkerrecht stritte; er entwarf das Bild der sanften Preußischen Regie-

gierung, und stellte es neben dem Bilde der harten Russischen, unter welcher blutige Zerfleischungen und Verbannungen in Wüsten zu den gewöhnlichen Strafen für leichte Vergehungen gehörten, und nun ließ er seinen Unterthanen die Wahl, ob sie für diesen Preis meineidig an ihrem Landesvater werden wollten.

Die leichten Truppen der Russen, 12,000 Mann stark, Cosaken, Calmucken und Tatarn, verheerten indessen das Land mit Feuer und Schwert, und zwar auf eine Art, die seit den Zeiten der Hunnen nicht in Europa erlebt worden war. Diese Unmenschen mordeten oder verstümmelten unbewaffnete Leute aus satanischer Lust. Man hing sie an Bäume auf, oder schnitt ihnen Nasen und Ohren ab; andern wurden die Beine abgehauen, der Bauch aufgeschnitten, und das Herz herausgerissen. Sie zündeten aus rasendem Muthwillen Dörfer und Flecken an, und um die Menschen mit lebendig zu verbrennen, schlossen sie manchmahl einen Kreis um den zur Verheerung geweiheten Ort, ehe sie ihn in Brand setzten. Die Gräber wurden zerstört, und die Gebeine umhergestreut, Edelleute und Prediger mit Kantschuhen zerfleischt, nackend auf glühende Kohlen gelegt und auf allerhand Art gemar-

tert. Man nahm den Aeltern ihre Kinder weg, oder ermordete sie vor ihren Augen. Mädchen und Weiber wurden geschändet. Viele Frauenspersonen brachten sich ums Leben, um der Brutalität dieser Henker zu entgehn. Eine Menge Menschen flüchtete nach Danzig, wohin auch das Königliche Archiv aus Königsberg gebracht wurde.

Friedrich erhielt diese trostlosen Nachrichten zu einer Zeit, da jeder Tag für ihn mit Unglück schwanger war. Eben so sehr wie er sein Schwert gegen seine Feinde brauchte, bediente er sich auch seiner Feder. Ueberhaupt war die seltsame Mischung von zahlreichen Manifesten und Mord-Scenen eine der Eigenheiten dieses außerordentlichen Krieges. Man bot gegen einander alles auf, was körperliche und Geistes-Kräfte zu leisten vermochten. Nie wurden in einem Kriege so viel Schlachten geliefert, aber auch nie so viel Manifeste herausgegeben, als in diesen Tagen des allgemeinen Jammers. Große Monarchen wollten dadurch ihre auffallende Handlungen vor allen Nationen rechtfertigen, um die Achtung selbst solcher Völker nicht zu verlieren, deren Beyfall sie leicht entbehren konnten. Dies war der Triumph der Aufklärung, die in die-

sen Zeiten anfing ihr wohlthätiges Licht über Europa zu verbreiten.

Der in Preußen commandirende Feldmarschall Lehwald, dem Friedrich freye Hand gelassen hatte, nach den Umständen zu verfahren, konnte den Feinden nur 24,000 Mann entgegenstellen. Mit diesen aber griff er sie den 30sten August bey Groß-Jägersdorf in ihren Verschanzungen an. Das Glück erklärte sich anfangs ganz für das kleinere Heer, das diesmahl nicht um den Ehrgeitz eines Monarchen zu befriedigen, sondern gegen barbarische Völker, für seinen eigenen Herd, für Leben und Wohlfahrt stritt. Die Preußen fochten wie die Löwen; selbst ihre Dragoner und Husaren bestürmten die feindlichen Batterien, und wetteiferten mit der Infanterie, die trotz des sehr nachtheiligen Terrains alles besiegte. Diese brave Truppen hatten schon viele Russische Canonen erobert, die feindliche Cavallerie übern Haufen geworfen, ein Russisches Grenadier-Corps in einem Walde aufgerieben, und einen Flügel der Haupt-Armee ganz geschlagen, als ihnen der Sieg auf einmahl entrissen wurde. Die Russen hatten einige auf dem Schlachtfelde liegende Dörfer in Brand gesteckt; der Rauch und Dampf derselben führte die Preußen irre; sie geriethen

in Unordnung, und nun wurden sie von dem mehr als dreyfach stärkeren feindlichen Heer überflügelt, da sie denn in der größten Ordnung, von ihren Dragonern und Husaren gedeckt, zurückmarschirten. Das zweyte Treffen der Preußen feuerte, durch den Rauch betrogen, auf das erste, und nun wurde die Verwirrung außerordentlich. Lehwald hatte jetzt eben das gute Glück, wie Friedrich bey Kollin. Man ließ ihn ungestört abziehn. Sein Verlust in dieser Schlacht, die zehn Stunden gedauert hatte, war an Todten, Verwundeten und Gefangenen, nur 1400 Mann nebst dreyzehn Canonen. Die Russen hingegen hatten über 7000 Mann verlohren. Ihr Sieg aber brachte ihnen keinen Nutzen. Sie hatten keine Hoffnung, für ihre ungeheure Armee in dem zur Einödde gemachten Preußen Unterhalt zu finden. Apraxin wurde überdem durch Befehle aus Petersburg zum Rückzuge vermocht.

Der Groß-Kanzler Bestuchef, so sehr er auch den Engländern ergeben war und der nähern Russischen Verbindung mit Oesterreich Schwierigkeiten in den Weg legte, sahe doch den Krieg mit Preußen nicht ungern, weil er den König haßte, der ihn durch Spöttereyen beleidigt hatte; ein eigner Characterzug die-

ses Monarchen, der seinem Witz und seiner Laune immer freyen Lauf ließ, und vielvermögende Minister großer Höfe nicht selten mit lauter Verachtung behandelte, es mochte ein Fleury, oder ein Choiseul, ein Bestuchef, oder ein Brühl seyn. Der Haß des Russischen Groß-Kanzlers wich aber dem Englischen Golde, und Apraxin mußte Preußen verlassen. Er ließ daher nur 10,000 Mann zur Besatzung von Memel zurück, und marschirte wenig Tage nach der Schlacht mit allen übrigen Truppen davon. Dieser Rückzug war ganz einer Flucht ähnlich, und geschah so übereilt, daß 15,000 Verwundete und Kranke, achtzig Canonen, und sehr viel Kriegs-Geräthschaften zurückbleiben mußten. Der Zug ging in zwey Colonnen, und beide Marschrouten wurden durch Feuer, Plünderung, und alle nur ersinnliche Grausamkeiten bezeichnet. Alle Städte, Flecken und Dörfer, wo diese höllische Schwärme hinkamen, gingen in Rauch auf, und die Landstraßen waren mit Leichnamen von Menschen und Pferden bedeckt. Die zur äußersten Verzweiflung getriebenen Preußischen Bauern wehrten sich, und machten dadurch ihr Unglück noch größer. Die geschlagenen, aber nicht überwundenen Preußen,

verfolgten die Russen bis an die Gränze von Friedrichs Staaten.

Bey diesem Abzuge ereignete sich ein besonderer Zufall. Der König von Preußen erhielt einen Alliirten, auf den er wohl nie hätte denken können, der ihm hier einige tausend Calmucken gänzlich vom Halse schaffte. Dieser thätige Bundsgenosse waren die Blattern. Die Calmucken, die ohne diese schreckliche Seuche in ihrem Lande gelebt hatten, lernten sie hier zu ihrem Erstaunen kennen. Sie fand sich auch unter diesen Halbwilden ein, und viele wurden davon das Opfer. Selbst ihr Anführer wurde damit befallen, und nun war nichts fähig sie länger aufzuhalten. Die ganze Kriegsschaar dieses wilden Volks ging nach ihrer Heimath zurück, ohne je den deutschen Boden betreten zu haben. Die Russischen Feldherren ließen sie in Ruhe ziehn. Sie waren froh, diese Unholde los zu werden, die noch ärger wie die Cosaken waren, und gar nicht gebändigt werden konnten. Nur einige wenige Kalmucken, bey denen die Raubsucht alle andre Betrachtungen unterdrückte, verließen ihre Landsleute, blieben bey der Russischen Armee, und kamen mit nach Deutschland.

Diese Nation, die jetzt zum erstenmahl gegen die Deutschen zu Felde zog, war von allen Feinden Friedrichs die wildeste, eben so unwürdig wider einen cultivirten Staat geführt zu werden, als ein disciplinirtes Heer zu unterstützen. Unfähig, durch ihre Waffen dem Heere Siege zu erleichtern, mußte dieses vielmehr durch ihre Verwüstungen leiden, und den Schandfleck der begangenen Greuel mit diesen Horden theilen, die dem Stande der Wildheit näher als dem Stande der Barbarey sind. Diese Calmucken wohnen am Caspischen Meer und dem Flusse Wolga. Sie sind ein freyes Volk, stehen aber unter Russischem Schutze, wofür sie, wenn die Beherrscher dieses Reichs es verlangen, zu Felde ziehen müssen. Sie bekommen keinen Sold, allein jeder erhält jährlich einen Rubel, und einen Pelz von Schaaffellen. Sie sind eigentlich Nomaden, und haben weder Städte noch Dörfer. Ihre Wohnungen sind Zelte von Filz. Mit diesen ziehn sie beständig herum, je nachdem sie an einem Orte für ihr vieles Vieh, worin ihr ganzer Reichthum besteht, Fütterung finden. Sie sind außerordentlich häßlich, und sehen alle einander so ähnlich, daß es sehr schwer ist einen von dem andern zu unterscheiden. Ihr

Gesicht ist platt, und beynahe viereckig. Die Augen sind gleich den Chinesern sehr klein, und liegen tief im Kopf. Die Nase ist breit gedrückt, der Mund so wie die Ohren außerordentlich groß, und letztere vom Kopfe abstehend. Sie führen Bogen und Pfeile, mit denen sie unglaublich weit und gewiß schießen. Ihre Religion ist die Dalailamische.

Die Cosaken sind von den Calmucken sehr unterschieden. Man berechnet alle ihre Völkerschaften auf 700,000 streitbare Männer. Es ist eigentlich eine Gränz-Miliz, und ihre Bestimmung ist, den südlichen Theil des Russischen Reichs gegen die Anfälle der Tatarn und andrer wilden Völker zu decken. Ihre Kleidung ist Pohlnisch, aber gewöhnlich zerlumpt, und ihre Waffen sind ein halbgekrümmter Säbel, eine Kugelbüchse, ein Paar Pistolen, und eine zehn bis zwölf Fuß lange mit einem spitzigen Eisen versehene Lanze. Ihre Religion und Sprache ist Russisch. Sie haben nur einen einzigen Stand, und sind folglich alle gleich; auch machen sie einen eigenen Staat aus, und genießen gewisse Vorrechte, die mit der Russischen Sclaverey seltsam contrastiren, und die man selbst in Europa groß nennen würde. Sie wohnen in großen

Dörfern, wobey sie etwas Ackerbau, vornehmlich aber Viehzucht treiben, und mit Pferden handeln. Diese sind zwar nur klein, aber dauerhaft, wohlgeübt, und schnell. Ein jeder Cosak hat deren zwey im Felde. Auch militairische Ehre herrscht bey dieser Nation, daher sich kein Cosak mit Stockprügeln bestrafen läßt, dagegen aber Peitschenhiebe als eine ehrenhafte Züchtigung geduldig erträgt.

Diese Völker beherrschte die Kaiserin Elisabeth, eine Dame, die ihre Zeit zwischen der Liebe und der Andacht theilte, und den Ministern die Regierungs-Geschäffte ganz überließ. Bey den unablässigen Opfern, die sie der Venus brachte, war ihr Character voller Sanftmuth und Menschenliebe. Sie liebte auch daher den Krieg nicht, und bloß der gekränkte Stolz und die durch Hofkünste angefeuerte Rache konnte sie zu einer Erklärung gegen den König von Preußen vermögen. Die von Oesterreich und Frankreich gewonnenen Minister besiegten noch überdem ihre Gutmüthigkeit durch Gründe der Religion, die es ihr, wie sie sagten, zur Pflicht machte, dem unterdrückten Könige von Pohlen beyzustehn. Hiezu kamen die Versicherungen, daß der Krieg von den Russen ohne viel Blutvergießen geführt,

und von sehr kurzer Dauer seyn würde, weil der von allen Seiten bestürmte König von Preußen durchaus bald nachgeben müßte. So sprach der Graf Schuwalow, der begünstigte Liebhaber der Kaiserin, und Bestuchef, der zwar ganz den Engländern ergeben war, allein durch viele Gründe berechtigt, ihre Verbindung mit Friedrich beym Anfang des Kriegs nicht für sehr ernstlich hielt. Er gab daher seinem Haß gegen Preußen nach, und nun war über dies unglückliche Königreich das Loos geworfen.

Bestuchef hatte jedoch zu dem Rückzug der Russischen Armee außer dem Englischen Golde noch einen andern Grund. Friedrich hatte einen mächtigen Freund in Petersburg. Dies war der Groß-Fürst Peter, der Thronfolger des Reichs, der den Krieg höchst ungern sah, der den König von Preußen verehrte, und die Dänen haßte. Er fürchtete, daß der bedrängte Held sich mit diesen seinen Feinden verbinden möchte, und versprach ihm alle nur möglicherweise zu leistende Hülfe, wenn er kein Bündniß dieser Art machen wollte. Friedrich sagte es zu, und nun gewann Peter den Groß-Kanzler Bestuchef, welcher, um sich den künftigen Herrscher zu verbinden, der ihn haßte,

für den Feldmarschall Apraxin den Operations-Plan entwarf. Das Räthsel des Rückzugs der Russen aus Preußen wurde dadurch aufgelöst. Die in Petersburg befindlichen Gesandten von Frankreich und Oesterreich aber entdeckten die Umstände dieser Parteylichkeit des Groß-Kanzlers, der von der erzürnten Elisabeth sogleich aller seiner Würden entsetzt wurde; auch Apraxin verlohr seinen Posten als Befehlshaber der Armee, und wurde als ein Gefangener nach Narva gebracht.

Friedrich, der die Russen auf immer entfernt glaubte, rief nun den Feldmarschall Lehwald aus Preußen ab, mit Befehl, gegen die Schweden zu marschiren. Diese Nation hatte endlich die Larve abgezogen. Es waren von Zeit zu Zeit Truppen nach Stralsund geschickt worden. Auf die Anfrage des Preußischen Gesandten in Stockholm, Grafen Solms, hatte man durch Ausflüchte geantwortet, und die Versicherung hinzugefügt, daß man nicht einen Mann gegen den König von Preußen marschiren lassen würde. Nachdem aber die ganze Schwedische Armee nach Deutschland übergeschifft war, so ging sie den 13ten September über die Peene, einen kleinen Fluß, der Preußisch-Pommern von dem Schwedi-

schen Antheil absondert, und nahm Besitz von Anclam, Demmin, Pasewalk und andern Städten, die sämmtlich keine Besatzungen hatten. Ihr großes Augenmerk war jedoch auf Stettin gerichtet, auf diese wichtige mit Truppen wenig versehene Stadt, die eine leichte Eroberung versprach. Die Schweden gaben nun Manifeste heraus, worin sie als Eroberer des Preußischen Vor-Pommerns sprachen, die Unterthanen von ihrem dem König von Preußen geleisteten Eide lossagten, und sie einluden, sich mit ihnen zu verbinden; dabey behaupteten sie, daß Schweden als Garant des Westphälischen Friedens, an diesem Kriege nothwendig Theil nehmen müsse.

Diese Französische Bundesgenossen waren damahls 22,000 Mann stark, worunter sich 4000 Mann Cavallerie befanden. Der Krieg war ganz wider die Constitution des Schwedischen Reichs unternommen, da nur allein auf einem Reichstage ein Krieg beschlossen werden konnte. Der Französische Bothschafter Havrincourt aber spielte jetzt die erhabene Rolle eines Beherrschers von Schweden, und lenkte den Senat ganz nach seinem Willen. Der Krieg war nun von dieser Nation angefangen, und ihr Gesandter hatte Berlin, so wie der

Preußische Stockholm verlassen. Dem ungeachtet wollte der Schwedische Senat einen Agenten in der Preußischen Residenz-Stadt behalten, um desto bequemer alles zu den Operationen nöthige zu erfahren; eine fast unglaubliche politische Unverschämtheit. Der Legations-Secretair, Baron Nolken, wurde zu diesem Geschäffte bestimmt. Friedrich aber, den ein so seltsamer Versuch sehr befremdete, schrieb, der Secretair möchte sich entfernen, weil er nach ausgebrochenem Kriege keine Spione in seiner Hauptstadt leiden würde. Nolken widersetzte sich, berief sich auf Befehle seines Hofes, und wollte durchaus in Berlin bleiben, da man denn gezwungen war, ihn durch Soldaten über die Preußische Gränze bringen zu lassen. Alles dies geschah in eben dem Monat, da die Convention bey Kloster-Seeven geschlossen war, so daß Friedrich zu der Zeit, da er seine Deutschen Alliirten verlohr, an den Schweden, mit denen sich seine gekrönten Vorfahren so oft gemessen hatten, einen neuen Feind erhielt.

Der kriegerische Muth dieses Volks drohete den Preußen einen fürchterlichen Feind. Allein nie wurde wohl die Ehre einer Krone und der Ruhm braver Truppen so vorsetzlich

aufs Spiel gesetzt, als bey dieser Gelegenheit. Die Ausrüstung der Schwedischen Armee in allen ihren Theilen, so wie sie damahls in Deutschland anlangte, war eine wahre Satyre auf die neuere Kriegskunst. Soldaten, in Reih und Glied gestellt, wohlgeübt und voll Begierde zu fechten, waren da, allein sonst fehlte auch alles. Kein Feld-Commissariat; keine Feld-Bäckerey; keine Magazine; keine Pontons; keine leichte Truppen, und keine Subordination. Hiezu kamen Anführer, die nicht unerfahren in der Kriegskunst, denen aber jeder Schritt vom Schwedischen Reichsrath genau vorgeschrieben war; Generale, die unter einander nicht harmonirten, und denen man bey jeder Unternehmung mit Verantwortung der Folgen drohete. Auf diese Weise ist es erklärbar, wie die Krieger eines Volks, das mehr als einmahl das Schicksal von Deutschland mit dem Schwert entschied, und im Westphälischen Frieden Europa Gesetze gab, ohne ihre kriegerische Tugenden verlohren zu haben, nach fünf Feldzügen, ruhmlos und verspottet wieder nach ihrer Heimath zogen.

Der Mangel an leichten Truppen war Ursach, daß die Schweden oft die besten Entwürfe aufgeben mußten; denn die Preußen

neckten sie mit einer Hand voll Leute auf allen Seiten, und schnitten ihnen beständig die Zufuhren ab. Tief in die Preußischen Staaten konnten sie wegen fehlender Magazine und Pontons nicht eindringen, und ihrer Vereinigung mit den Französischen, Russischen oder Oesterreichischen Armeen, woran immerfort gearbeitet wurde, standen so mancherley Hindernisse im Wege, daß sie auch nicht ein einziges mahl versucht wurde. Das Schwedische Kriegs-Theater war daher in einen kleinen Winkel von Nord-Deutschland eingeschränkt. Diese Truppen tummelten sich in Pommern und einem Theil der Mark herum, ohne irgend etwas großes zu unternehmen, und hiebey blieb es den ganzen Krieg durch, worin sie eigentlich nur figurirten. Indeß thaten sie großen Schaden. Eine ihrer ersten Unternehmungen war ein Einfall in die Ukermark; eine arme, aus sechs kleinen Städten und 180 Dörfern bestehende Provinz, die ihnen innerhalb sechs Wochen an Contribution über 200,000 Reichsthaler zahlen mußte. Dies war doppelt so viel, als Friedrich in einem ganzen Jahre daraus zog. Die Erpressungen sollten fortgesetzt werden, allein ein Zufall befreyte dies Ländchen von den Feinden. Eini-

ge hundert Schweden, die von Prenzlow zum Fouragiren ausgeschickt des Nachts durch ein Gebüsche marschirten, wurden von fünf Preußischen als Husaren verkleideten Postillons mit Pistolen-Schüssen begrüßt, wodurch einige Schweden verwundet wurden. Die Feinde glaubten, ganze Regimenter Husaren wären im Anzuge; sie eilten daher nach Prenzlow zurück, und am folgenden Tage verließen alle Schweden die Provinz. Bald nachher trieb sie Lehwald unter die Canonen von Stralsund; aber auch hier glaubten sie sich nicht sicher, sondern flohen nach der Insel Rügen. Ein großer Frost, der die dahin führende Meeres-Arme mit Eis belegte, lud die Preußen zu einer glorreichen Unternehmung ein, deren glücklicher Erfolg nicht zweifelhaft war; allein der achtzigjährige Lehwald wollte nichts von kühnen Versuchen hören, sondern begnügte sich mit den erlangten Vortheilen und 3000 Schwedischen Gefangenen, die in wenig Wochen in seine Hände gefallen waren.

Der Herzog von Richelieu verwüstete indessen mit den Französischen Truppen die Staaten von Hannover und Hessen. Seine Ausschreibungen hatten weder Maaß noch Ziel, und geschahen bloß nach Willkühr, ohne daß man

man würdigte den Ertrag der Länder-Producte in Erwägung zu ziehn. Hessen sollte allein 100,000 Säcke Weitzen, und 50,000 Säcke Roggen liefern. Diese wilde Verfahrungsart mit Verachtung aller Local-Notizen zog dem Feldherrn Vorwürfe aus Versailles zu, die selbst sein Freund, der Staats-Minister du Verney ihm nicht vorenthielt. Ueberhaupt war man am Französischen Hofe mit seinen langsamen Operationen sehr mißvergnügt, da man von dem Vertheidiger von Genua und dem Eroberer von Minorca schnelle Siege erwartete. Richelieu entschuldigte sich mit den leeren Magazinen, und schrieb den 23sten August: „Wir haben Backofen in Menge, aber das „zum Backen nöthige Mehl fehlt.„ Dabey äußerte er immer seine Besorgnisse, daß der König von Preußen sich auch gegen die Franzosen wenden dürfte. Der bekannt gewordene Briefwechsel zwischen dem Feldherrn und dem Minister zeigt, daß man diese Idee wegen der so sehr geschwächten Armee Friedrichs und der zahlreichen Oesterreichischen Heere in Versailles als lächerlich betrachtete; ja man hatte bey Hofe schon den Monat May des folgenden Jahres zur Belagerung von Magdeburg fest bestimmt.

Es kränkte Friedrich, die Franzosen, die er so sehr liebte, als seine Feinde zu betrachten. Dieser Gedanke war vielleicht bey ihm stärker als seine Besorgnisse sie zu besiegen. Er wünschte daher sehnlich den Frieden mit dieser Nation, und schrieb deshalb unter dem 6ten September an Richelieu folgenden Brief:

„Ich sehe wohl ein, Herr Herzog! daß „Sie nicht um Unterhandlungen zu pflegen „an Ihren jetzigen Posten gestellt sind. Indessen bin ich sehr überzeugt, daß der Neffe „des großen Cardinals Richelieu so gut gemacht ist Tractaten zu unterzeichnen, als „Schlachten zu gewinnen. Ich wende mich „an Sie aus Hochachtung, die Sie selbst denen einflößen, die Sie nicht persönlich kennen. Es ist nur von einer Kleinigkeit die „Rede, mein Herr! nämlich Friede zu machen, „wenn man dazu geneigt ist. Ihre Instructionen sind mir zwar nicht bekannt; da es „aber seyn kann, daß der König, Ihr Herr, „von der Schnelligkeit Ihrer Progressen zum „voraus versichert, Ihnen auch Vollmacht gegeben haben könnte, an der Ruhe Deutschlands zu arbeiten, so sende ich Ihnen hier „den Herrn von Elchetet, dem Sie sich völlig „anvertrauen können. Obgleich die Vorfälle

„dieses Jahres mir keine Hoffnung machen
„sollten, daß Ihr Hof noch irgend eine gün-
„stige Achtung für mein Interesse haben könn-
„te, so kann ich mich doch nicht überreden,
„daß eine sechzehn Jahr lang gedauerte freund-
„schaftliche Verbindung nicht einige Spuren
„in den Gemüthern zurückgelassen haben soll-
„te. Vielleicht urtheile ich von andern nach
„meiner Empfindung. Dem sey aber wie ihm
„wolle, so wünsche ich mein Interesse lieber
„dem König Ihrem Herrn, als irgend einem
„andern anzuvertrauen. Haben Sie, mein
„Herr! keine Instruction zur Unterhandlung,
„so bitte ich solche von Ihrem Hof zu verlan-
„gen, und mir den Umfang derselben anzu-
„zeigen. Derjenige, der sich in Genua Bild-
„säulen erworben, derjenige, der ungeachtet
„der ungeheuren Hindernisse die Insel Mi-
„norca erobert hat, derjenige, der auf dem
„Punct ist, Nieder-Sachsen zu unter-
„jochen, für den kann nichts glorreicher seyn,
„als an dem Frieden von Europa zu arbei-
„ten. Gewiß wird dieser der schönste Ihrer
„Lorbeern seyn. Arbeiten Sie daran, mein
„Herr, mit derjenigen Lebhaftigkeit, die Ih-
„re Progressen bezeichnet hat, und seyn Sie
„versichert, daß niemand Ihnen dafür mehr

„verbunden seyn wird, als Ihr getreuer
„Freund„ Friedrich.

Richelieu beantwortete diesen Brief durch ähnliche Complimente, und da er keine Vollmacht zu unterhandeln hatte, so schickte er sogleich einen Courier nach Versailles um Verhaltungs-Befehle zu hohlen. Man war jedoch hier weit entfernt an Unterhandlungen zu denken. Der Antrag blieb daher ohne Antwort.

Der König, der jetzt alle Hoffnung zu einem gütlichen Vergleich aufgab, beschloß durch seine Thaten sich an der Seine Achtung zu erzwingen. Er suchte die vereinigten Franzosen und Reichsvölker zu einer Schlacht zu bringen, und rückte ihnen entgegen. Seine Lage war in der That schrecklich. In der Nähe und in der Ferne Feinde, die sich beständig mehrten. Vergebens waren seine Siege, und vergebens floß das Blut seiner tapfern Krieger. Die gigantische Macht der Gegner wuchs beständig, und trotzte den Niederlagen. Es war das Haupt der Hydra. Hatte er eine Armee geschlagen, so rückten ihm zwey entgegen. Ein Reichs-Schluß hatte ihn als einen Feind des Germanischen Reichs, den man vernichten müßte, ausgezeichnet. Der Vorsatz und die Macht ihn zu Boden zu drücken, war stärker als jemahls,

und seine Hoffnung nie schwächer. Dennoch war die Heiterkeit seines Geistes in eben diesem Zeitpunct so groß, daß er sein Testament in Französischen Versen machen konnte. So gerecht aber auch seine Besorgniß war, der Menge unterzuliegen, so nahm er doch alle Maaßregeln zu überwinden. Seine durch so viele Treffen geschwächte Armee war nur 22,000, die jetzt vor sich habenden Feinde aber 60,000 Mann stark. Sie hatten schon in der Mitte des Septembers eine Probe der Preußischen Thätigkeit bey Gotha erfahren. Die ganze Generalität der Franzosen mit ihrem Heerführer Soubise an der Spitze, und 8000 Mann hatten diese Stadt zu ihrem Recreations-Ort ausersehn, um sich von den Strapazen des Kriegs etwas zu erhohlen. Es war beym Herzoglichen Hofe große Cour, und auf dem Schlosse hatte man gewaltige Zubereitungen gemacht, die bewaffneten hohen Gäste wohl zu bewirthen. Es war eben Mittagszeit, die Tafeln waren gedeckt, und die Franzosen zeigten den besten Appetit, als der Preußische General Seydlitz mit 1500 Reitern vor den Thoren von Gotha erschien. Die 8000 Franzosen dachten an keinen Widerstand; sie verließen die rauchenden Schüsseln und

blinkenden Schenktische, und eilten aus der Stadt. Seydlitz, der an die Verfolgung der Feinde wegen seiner äußerst ermüdeten Truppen nicht denken konnte, nahm nun mit seinen Officieren die Plätze an der Herzoglichen Tafel ein; eine sonderbare, vielleicht einzige Begebenheit, daß ein großes Hof-Gastmahl von Kriegs-Befehlshabern der einen Partey angefangen, und von denen der andern Partey geendigt wurde. Nur wenige Soldaten von den Franzosen wurden zu Gefangenen gemacht, aber desto mehr Kammerdiener, Lakeyen, Köche, Friseurs, Maitressen, Feld-Paters und Comödianten, die von einer Französischen Armee unzertrennlich sind. Die Equipage vieler Generale fiel den Preußen in die Hände, worunter man ganze Kisten von wohlriechenden Wassern und Pomaden, desgleichen eine Menge Pudermäntel, Haarbeutel, Sonnenschirme, Schlafröcke und Papagoyen fand. Seydlitz überließ seinen Husaren diese Toiletten-Beute, den galanten Troß aber schickte er ohne Lösegeld zurück.

Die Franzosen waren so zufrieden, als ob sie ein Treffen gewonnen hätten, da sie sich wieder in dem Besitz ihrer verlohrnen dringenden Bedürfnisse befanden. Der Prinz Sou-

bise brannte vor Begierde sich zu rächen; besonders nachdem er erfahren, daß Seydlitz diese Unternehmung bloß mit zwey Regimentern gewagt hatte. Der Prinz von Hildburgshausen, der als Reichs-Feldmarschall eben zu den Franzosen gestoßen war, schlug sogleich vor, die Preußen wieder aus Gotha zu vertreiben. Man wählte zu dieser Expedition den Kern beider Armeen, alle Grenadiere und alle leichte Truppen, wozu noch die Oesterreichische Cavallerie, und Laudon mit seinen Croaten, stießen. Diese anrückende Armee aber sah zu ihrem großen Befremden, daß Seydlitz in Schlachtordnung stand; dabey war seine Stellung so künstlich, daß die Feinde glaubten, die ganze Preußische Armee vor sich zu haben, daher sie sich ohne zu schlagen zurückzogen.

Wurde je in einem Kriege der mit Frohlocken verbundene Nahme Hülfsvölker entehrt, so war es in diesen blutigen Feldzügen, wo man nicht die geringste Rücksicht auf Bundsgenossen nahm, vielmehr sie verspottend ihr Elend vermehrte. Die Franzosen behandelten Sachsen wie ein feindliches Land. Fourage, Proviant, Mahlzeiten für die Soldaten mit Ueberfluß verbunden, ja selbst Geld an die Befehlshaber, wurde von diesen Alliir-

ten mit Gewalt erpreßt, wobey man drohte, im Weigerungsfall Städte und Dörfer zu verheeren. Es geschah ohnehin. Ganze Gegenden wurden rein ausgeplündert. Unter andern hatten die in der Nähe von Freyburg liegenden Dörfer, Branderode, Bolgstädt, Scheiplig, Gröst, Zanchfeldt, und andre, zwanzig an der Zahl, dies harte Schicksal. Im erstern Dorfe wurde das Schloß des Edelmanns, Namens Bose, auf Cosaken-Art verwüstet. Die kostbaren Meublen, die zu schwer waren fortzubringen, wurden zerhauen, zerschnitten, die Weinfässer zerschlagen, und die Documente und Briefschaften aus rasender Bosheit in Stücken zerrissen. Auch die Kirchen blieben nicht verschont. Altäre, Kirchstühle und Kanzeln wurden zertrümmert, und die metallenen Kelche, die für die Räuber keinen Werth hatten, durch die unfläthigsten Handlungen geschändet. Bey vielen Dörfern sahe man Bäume und Felder mit den Federn der zerschnittenen Betten bedeckt. Da diese Franzosen nicht alles noch lebende Vieh essen, oder mit sich schleppen konnten, so hieben sie diese Thiere lebendig in Stücken, und warfen sie hin als eine Beute für Raubvögel. Diese von einem aufgeklärten Volke im achtzehnten Jahr-

hundert an Bundsgenossen verübten Greuel geschahen in Sachsen gegen Ende des Octobers, einige Wochen vor der Schlacht bey Roßbach, und zwar zeichneten sich dabey am meisten aus: die Französischen Regimenter Picmont, Beauvoisis, Fitzjames und Deux-Pont, ferner die bey dieser Armee befindlichen Croaten, Warasdiner und Pfälzer, ja selbst einige Schweitzer-Regimenter.

So bald Friedrich seine Stellung bey Erfurt verlassen hatte, um nach Sachsen zu gehn, ging Soubise über die Saale, und näherte sich Leipzig, mit der Aeußerung, daß er durchaus Sachsen von den Preußen befreyen wollte. Der König rückte dem Feinde entgegen, der so übel postirt war, daß die Preußischen Husaren bis mitten ins Französische Lager drangen, Pferde herausholten, die Soldaten aus ihren Zeltern rissen, und mit fortschleppten. Obgleich diese Verwegenheit genugsam bewies, daß sie mit keinem furchtsamen Feinde zu thun hatten, so war doch der Muth zu fechten bey den Franzosen sehr groß; sie hatten nur die einzige Besorgniß, daß der König ihnen entrinnen möchte. Einige seiner Märsche und Stellungen bestätigten diese Vermuthung. Sie kannten seine schnellen Bewegungen, seine Manö-

vres und seine Kriegskunst überhaupt bisher bloß aus Erzählungen, die aber so wenig Eindruck auf sie gemacht hatten, daß sie es wagten ihn auf einem Terrain anzugreifen, wo er seine tactischen Künste entwickeln konnte. Ihre Hoffnung war nicht bloß ihn zu schlagen, sondern seine ganze Armee aufzuheben. Man warf jedoch im Französischen Lager die Frage auf: ob es einer großen Armee auch Ehre bringe, sich mit einer so kleinen zu schlagen? Nie war ein kriegerischer Eigendünkel lächerlicher, und nie wurde er besser bestraft.

Es war am 5ten November bey dem Dorfe Roßbach in Sachsen, eine Meile von Lützen, wo Gustav Adolph für Deutschlands Freyheit schlug und starb, daß eine der sonderbarsten Schlachten geliefert wurde. Die mit den Reichstruppen verbundenen Franzosen stellten eine Armee von 60,000 Mann dar, die Preußen waren nur 22,000 Mann stark. Der König lockte die Franzosen durch eine zurückziehende Bewegung aus ihrer vortheilhaften Stellung. Sie glaubten, er suchte sich aus ihren Händen zu retten, und bemüheten sich daher ihm in den Rücken zu kommen. Bey diesem Marsch ertönte ihre ganze Kriegsmusik siegesmäßig. Die Preußen ergötzten sich daran,

und wünschten nichts mehr, als sich sogleich zu schlagen; allein es war jetzt besser, der Französischen Lebhaftigkeit das Deutsche Phlegma entgegen zu stellen. Während daß ein Theil der Französischen Armee dem Preußischen Lager gegen über stehen blieb, bemüheten sich die übrigen Truppen, Franzosen und Reichsvölker, dem Könige in die rechte und linke Flanke zu kommen. Friedrich, der sich wieder gelagert hatte, verließ sich auf die Geschwindigkeit, womit seine Truppen in Schlachtordnung konnten gestellt werden; er sahe daher den Bewegungen der Feinde gelassen zu, und ließ seine Linien nicht einmahl ausrücken. Das Preußische Lager stand unbeweglich, und da es eben Mittag war, waren die Soldaten mit ihren Mahlzeiten beschäfftigt. Die Franzosen, die dies in der Ferne sahen, konnten ihren Sinnen kaum trauen; sie hielten es für dumpfe Verzweiflung, wo man selbst auf alle Vertheidigung Verzicht thut. Erst um zwey Uhr nach Mittag brachen die Preußen ihre Zelter ab, und setzten sich in Marsch, wobey der General Seydlitz mit der Cavallerie vorherzog. Die aufs höchste gespannte Erwartung der Franzosen, die so schnell und für sie unbegreiflich vereitelt wurde, war die eigentliche Ursache

des so geringen Widerstandes, und des panischen Schreckens, das diesen Tag so denkwürdig macht.

Seydlitz, dieser große Feldherr, der durch sonderbare Kunst einen Theil der Cavallerie zu Centauren gebildet hatte, da Mann und Pferd sich als **ein** Körper bewegten, und durch Verbindung mit der ganzen Masse Reiterey erstaunenswürdige Evolutionen ausführten, entwickelte hier die Vortrefflichkeit seiner Erfindungen. Nachdem er, unter Begünstigung einiger Hügel, die das Manövre verdeckten, den rechten Flügel der Franzosen turnirt hatte, kam er mit der Preußischen Reiterey auf einmahl hervor, und stürzte wie ein Donnerwetter mit künstlichen Evolutionen auf den hoffnungstrunkenen Feind los, noch ehe dieser Zeit hatte sich zum Schlagen zu formiren. Was vielleicht nie auf einem Schlachtfelde gesehen war, geschah hier; die leichte Reiterey griff die schwere Cavallerie an, und warf sie über den Haufen. Die Husaren mit ihren behenden Pferden waren verwegen genug, die Französische Gens d'Armerie anzufallen. Weder der angestammte Muth dieses edlen Corps, noch ihre colossalischen Rosse konnten hier entscheiden; sie wurden wie

Spreu aus einander gestäubt. Es waren bey der Französischen Armee auch zwey Oesterreichische Cavallerie-Regimenter; diese versuchten einige Augenblicke Stand zu halten, aber vergebens. Alles wurde zurückgeworfen. Soubise ließ das Reserve-Corps vorrücken; allein kaum zeigte es sich, so wurde es auch aus dem Felde geschlagen. In eben dieser Zeit rückte die vorher so ruhig gebliebene Preußische Infanterie plötzlich in Schlachtordnung an, und empfing die Französische mit einem entsetzlichen Canonen-Feuer. Hierauf folgte ein regelmäßiges Musketen-Feuer, wie bey Musterungen.

Die Französische Infanterie sah sich nun von ihrer Cavallerie verlassen, und von den Preußen vermöge einer geschwinden Schwenkung in die rechte Flanke angegriffen. In dieser bedrängten Lage hielt sie nur ein dreymahliges Feuer von den Preußen aus, und nun warf sie sich mit Ungestüm auf ihren linken Flügel, der einen in der höchsten Unordnung befindlichen ungeheuren Menschenklumpen darstellte. In dies Chaos stürzten einige Preußische Cavallerie-Regimenter, und wütheten entsetzlich. Ein sonderbarer Umstand gab hiezu die Veranlassung. Man hatte diesen Reitern, die größtentheils in der Mark Brandenburg

zu Hause gehörten, den Tag zuvor erzählt, daß die Franzosen sich vorgesetzt hätten, ihre Winter-Quartiere in Brandenburg zu nehmen. Die Idee eines solchen Besuchs war für sie empörend. Als daher in der Schlacht die vor der Cavallerie fliehenden Franzosen Quartier! riefen, und dies nach Deutscher Mundart aussprachen, hielten die Preußen dies Bittwort um ihr Leben für ein Gespötte, und deuteten es auf die erwähnten Winter-Quartiere in ihrem Vaterlande; sie schrien daher bey ihren Schwertstreichen: „Ja wir wollen euch „Quartier geben!„ Viele verlohren durch dies Mißverständniß ihr Leben, bis andre, mit der Deutschen Sprache bekannt, und durch die Erwiederung belehrt, endlich das Wort Pardon brauchten, das denn auch bey den Reitern seine Wirkung that.

Es war sechs Uhr des Abends, und schon ganz dunkel. Diese wohlthätige Finsterniß rettete den Rest dieser sonst dem Untergang gewidmeten großen Menschenschaar. Vergebens versuchte Soubise Französische auf falscher Theorie beruhende Experimente. Seine Folardschen Colonnen wurden mit leichter Mühe aus einander gesprengt, und nichts blieb übrig als eine allgemeine Flucht. Die Fran-

zosen so wohl als die Reichs-Soldaten warfen ihre Gewehre weg, um sich desto geschwinder retten zu können. Nur einige Schweitzer-Regimenter fochten noch eine Zeitlang, und waren die letzten auf dem Schlachtfelde.

Die so furchtbare Französische Artillerie war auch an diesem merkwürdigen Tage sehr unthätig gewesen, ungeachtet sich ihr Chef, der berühmte Graf Aumale, und der ebenfalls berühmte Oberst Briot, persönlich bey dieser Armee befanden. Sie hatten hundert Officiere, und mehr als tausend Artilleristen bey sich, womit sie Wunder zu thun versprachen; denn sie rühmten sich, daß, wenn auch ihre große Armee die Schlacht verlöhre, sie solche mit ihrem Canonen-Feuer allein wieder gewinnen wollten. Der Sieg war indessen so geschwind entschieden, daß selbst die Ueberwundenen nicht einmahl auf die Ehre eines starken Widerstandes Anspruch machten, sondern sich mit einem panischen Schrecken entschuldigten; dabey unterließen die Franzosen jedoch nicht den Reichs-Truppen alle Schuld beyzumessen.

Nur sieben Bataillons Preußen konnten dem Feinde ihr Feuer zeigen. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der den rechten

Flügel commandirte, und zehn Bataillons bey sich hatte, kam gar nicht zum Schlagen; denn die gegen ihm über stehenden Reichs-Truppen liefen gleich bey den ersten Canonen-Schüssen davon. Durch diese mit Schande bezeichnete Flucht wichen sie der Schlacht aus, und überließen die Ehre oder Unehre dieses Tages ganz den Franzosen, die, auch abgesondert von ihren Bundsgenossen, allein fast doppelt so stark wie die Preußen waren. Die Schlacht dauerte nur anderthalb Stunden, und kostete den Franzosen 10,000 Mann, von denen auf dem Schlachtfelde 7000 zu Gefangenen gemacht wurden. Einige tausend andre fielen auf der Flucht in Preußische Hände, oder wurden niedergesäbelt. Viele sprangen in die Saale, um den sie verfolgenden Husaren zu entkommen. Das panische Schrecken war unter ihnen so groß, daß sich ganze Haufen einzelnen Reitern ergaben. In Reichartswerben nahmen zwey Dragoner über hundert Mann gefangen, die sich in einem Garten verborgen hatten. Die fliehende Cavallerie warf ihre Cuirasse und großen Reiterstiefeln von sich, so daß man damit die Straße nach Erfurt wie besäet fand. Der Französische Hof, der dem Marschall Etrees nach seinem Siege bey

Hasten-

Hastenbeck das Commando genommen hatte, machte das Sonderbare dieses Tages dadurch vollkommen, daß er dem Prinzen Soubise für seine Niederlage bey Roßbach den Marschallstab ertheilte.

Schwerin starb einige Monate zu früh, und war also nicht so glücklich diesen Preußischen Triumph zu erleben. Nach seiner oft geäußerten Meinung, die zum Theil auf alten Vorurtheilen beruhte, war es nur ein Sieg gegen die Franzosen, der den kriegerischen Ruhm der Preußen krönen konnte. Viele einzelne Züge vermehren die Merkwürdigkeit dieses Tages. Der König fand auf dem Wahlplatz einen Französischen Grenadier, der sich gegen drey Preußische Reiter wie ein Rasender vertheidigte, und sich nicht ergeben wollte. Friedrichs Befehl machte diesem ungleichen Kampf ein Ende. Er fragte den Grenadier, ob er sich denn unüberwindlich glaube. Dieser antwortete: „Ja, Sire, unter Ihrer „Anführung.„ Der König ging auf dem Schlachtfelde herum, und tröstete die verwundeten Französischen Officiere, von denen er viele dem Nahmen nach kannte. Er sagte unter den schmeichelhaftesten Lobreden auf ihre Nation: „Ich kann mich nicht daran gewöh-

„nen, die Franzosen als meine Feinde zu be„trachten.„ Mehr bedurfte es nicht, den Edelmuth der unglücklichen Krieger zu beleben, die, gerührt durch diese Herablassung, ihn als den vollkommensten Eroberer begrüßten, der nicht zufrieden ihre Körper bezwungen zu haben, nun auch ihre Herzen erobert hätte. Die Beute der Preußen war sehr groß. Unter andern fielen eine Menge Ludwigs-Kreutze den Preußischen Husaren in die Hände, die sich damit schmückten. Es wurden drey und sechzig Canonen, und zwey und zwanzig theils Fahnen theils Standarten erobert. Die vereinigten Armeen hatten 3560 Todte und Verwundete, die Preußen aber nur 91 Todte und 274 Verwundete. Unter den letztern befanden sich auch der Prinz Heinrich von Preußen, und der General Seydlitz, welcher letztere seine Person nie schonte; und so sehr wirkte das Beyspiel dieses Feldherrn, daß selbst der Feldprediger seines Regiments, Balke, mit in den Feind einhieb. Ein so wohlfeiler und dabey so vollkommener Sieg gegen ein kriegerisches Volk war in der neuern Geschichte ohne Beyspiel. Die Kürze des Tages in dieser Jahreszeit rettete das fliehende Heer vom gänzlichen Untergange; denn es war kein Rückzug,

sondern eine Flucht in der höchstmöglichsten Verwirrung.

Alle Deutsche Völkerschaften, groß und klein, ohne Rücksicht auf Partey, Reichs-Beschlüsse und eignes Interesse, waren mit diesem Siege gegen die Franzosen zufrieden, den man als einen National-Triumph ansah. Der zwischen benachbarten Völkern durch Verschiedenheit der Regierungsformen, der Gesetze und Sitten, durch zahllose Eigenheiten, und noch mehr durch beständige Kriege gewöhnliche Haß, war nicht allein die Ursache dieser Volksstimmung, die mehr oder weniger allen Europäischen Nationen ohne Ausnahme, selbst den von Frankreich entlegenen, eigen ist. Die Deutschen aber hatten außer den Gründen, die andre Völker dazu vermochten, noch weit mehr Bewegungsgründe zu diesem National-Haß. Die den Franzosen gewöhnliche laute Verachtung des Deutschen Nahmens, des Deutschen Verdienstes, des Deutschen Genies, und der Deutschen Sprache; die Bethörung Deutscher Herrscher, groß und klein, von unwissenden Französischen Schwätzern, die sich in die Cabinette der Fürsten drangen, ihre Rathgeber, und dadurch nur zu oft die Geißel der Staaten wurden; dies hatte seit einigen Genera-

tionen den fruchtbaren Saamen des Hasses ausgestreut, der selbst bey den sanftmüthigsten edelsten Menschen tiefe Wurzel fassen mußte. Denn nichts war gewöhnlicher, als Deutsche Staatsdiener jedes Ranges zurückgesetzt zu sehn, um Französischen der Landessprache unkundigen Landstreichern Platz zu machen, die ihre Lumpen geschwind ablegten, sich bereicherten, und dann, die Deutschen verspottend, nach Hause zogen. Traten verdienstvolle Deutsche Gelehrte und Künstler mit den Producten ihres Fleißes auf, so wurden sie von Deutschlands Fürsten mit einem kalten Dank, höchstens mit einer Schaumünze, am gewöhnlichsten aber mit gar nichts belohnt, dahingegen man minder wichtige Werke dieser Art von Franzosen mit Bewunderung aufnahm, und mit ansehnlichen Geldsummen erwiederte; Französische Gaukler aber erhielten für ihre Possen Diamanten. Selbst geitzige Fürsten waren hier verschwenderisch. Auch so gar bey den Heeren eines Volks, das seit Jahrtausenden ohne fremden Beystand zu siegen wußte, und allein von allen je vorhandenen großen Nationen der Erde nie überwunden ward, hatten die Franzosen sehr oft den Vorzug. Der Deutsche Pöbel, mit den Verdiensten der

Französischen Nation unbekannt, nahm nur allein Rücksicht auf diese Vorliebe ihrer Herrscher, auf die von den ihrigen abweichenden Sitten der Franzosen, und auf die allgemeinen Klagen aller Provinzen Deutschlands. Daraus entstand natürlich ein mit der größten Verachtung gepaarter Haß. Bey den aufgeklärten Deutschen aller Stände hingegen, nach dem Maaß, daß sie unterrichtet waren, fand man nichts von dieser Verachtung, vielmehr eine entschiedene Hochachtung für die hohe Cultur dieses großen Volks; desto tiefer aber fühlten diese den Schmerz, von den Franzosen so unverdient herabgewürdigt zu werden, und dies war mehr wie alles andre die Quelle ihres Hasses. So dachten in allen Kreisen Deutschlands hohe und niedrige Stände, nur eine Anzahl nachäffender Höflinge ausgenommen, obgleich sie selbst der Hauptgegenstand des Spottes Französischer Witzlinge waren. Diese Volksstimmung äußerte sich allenthalben, und erstickte oft alle andre Betrachtungen. Man sahe ein merkwürdiges Beyspiel davon selbst auf dem Schlachtfelde bey Roßbach. Ein Preußischer Reiter, im Begriff einen Französischen gefangen zu nehmen, erblickt in dem Augenblick, da er die Hand anlegen will, einen

Oesterreichischen Cuirassier hinter sich mit dem Schwert über seinen Kopf. „Bruder Deut„scher! ruft ihm der Preuße zu, laß mir den „Franzosen.„ „Nimm ihn;„ antwortete der Oesterreicher, und eilte davon.

Unter allen menschlichen Handlungen ist keine ernsthafter als eine Schlacht, wo Menschen einander zu tausenden morden; und überdies haben alle civilisirte Völker längst den Grundsatz angenommen, selbst bey ihren Feinden, das Unglück im Kriege, für welches weder vortreffliche Heerführer, noch tapfre Krieger sichern, ohne Spott zu betrachten. Die Schlacht bey Roßbach aber wurde von Freunden und Feinden wie eine lustige Farce betrachtet, und die Franzosen selbst waren hiebey nicht die letzten, nachdem die erste Betäubung vorüber war und die Hofleute ihre Verlegenheit, die Günstlinge ihre Schaam, und alle gute Bürger ihren Unwillen gezeigt hatten. Soubise, den man zu Versailles auf Kosten seiner Truppen rechtfertigen wollte, erhielt sogar vom König Ludwig ein Trostschreiben, dennoch wurde er öffentlich verspottet, und die Pariser Witzlinge hörten nicht auf, Epigrammen und Gassenlieder auf ihn und seine Soldaten zu machen. Jedoch andre Vorfälle in

dieser nach neuen Gegenständen dürstenden Hauptstadt Frankreichs verschafften dem gedemüthigten Feldherrn endlich wieder Luft. Man vergaß in Paris nach und nach die lächerliche Niederlage. In Deutschland aber blieb sie in frischem Andenken, und das Wort Roßbach tönte noch viele Jahre nachher, vom Baltischen Meer bis zu den Alpen, ohne Ansehn des Standes allen Franzosen entgegen, die man beschimpfen wollte.

Die große Vorliebe Friedrichs gegen dieses Volk, die sich bey dieser Gelegenheit so auffallend zeigte, konnte den Spott nicht schwächen. Es waren einige hundert Französische Officiere gefangen worden; diesen wurde Berlin zum Aufenthalt angewiesen, wobey man ihnen gestattete nach Hofe zu kommen. Nur sehr wenige unter ihnen hatten den Hof von Versailles in der Nähe kennen lernen; die meisten befanden sich daher auf dem Königlichen Schlosse zu Berlin in einer ihnen völlig fremden Region. Hiezu kam die Idee eines Marquis de Brandenbourg, dem man nach dem Ausdruck der galanten Pariser die Ehre that, de faire une espece de guerre (eine Art von Krieg mit ihm zu führen). Dies verursachte, daß die Französischen Officiere Roßbach

und ihre Gefangenschaft vergaßen, und sich so unanständig in der Residenz betrugen, daß man genöthigt war, sie bald von da fortzuschaffen. Sie wurden nach Magdeburg gebracht.

Hieher gehört folgender Zug: Eine Preußische Hofdame, die in dem Apartement der Königin einen Französischen Obersten unterhielt, fragte ihn, was er von Berlin dächte. Die Antwort des Franzosen war: „Ich betrachte es wie ein großes Dorf.„ Die durch diese so unerwartete Grobheit beleidigte Dame hatte Gegenwart des Geistes genug, um folgende schöne Antwort zu geben: „Sie haben wohl Recht, mein Herr, seitdem die „Französischen Bauern in Berlin sind, hat „es mit einem Dorfe viel ähnliches, sonst aber „ist es eine recht gute Stadt.„

Andre Französische Officiere von feinen Sitten litten bey dieser Aufführung ihrer Landsleute, so daß ihr eignes artiges, zum Theil edles Betragen den widrigen Eindruck nicht auslöschen konnte. Würdige Männer dieser Nation wurden jedoch von den Preußen mit Auszeichnung behandelt. Friedrich selbst gab ein großes Beyspiel davon, da er auf einem Durchmarsch durch Leipzig den schwer verwundeten

Französischen General Cüstine besuchte, und ihm sein Mitleiden auf eine so rührende Art zu erkennen gab, daß der halb todte Cüstine sich im Bette emporrichtend ausrief: „Ach „Sire! Sie sind größer als Alexander; er „quälte seine Gefangenen, Sie aber gießen „Oehl in ihre Wunden.„

Die Nachricht von der Schlacht bey Roßbach trug nicht wenig bey, den Gram der Königin von Pohlen, in deren Seele die stärksten Leidenschaften wütheten, aufs höchste zu bringen. Er brach ihr kummervolles Herz, und wenig Tage nachher fand man sie todt im Bette. Schon lange war sie kränklich gewesen, allein nicht so, daß man ein nahes Ende befürchtete. Sie hatte den Abend zuvor ihre Hofleute voll des tiefsten Grams entlassen, und da diese am nächsten Morgen sich wieder einstellten, war sie nicht mehr. Friedrich verlohr an ihr eine unversöhnliche Feindin, die, durch falsche Religions-Begriffe verleitet, nicht wenig an dem großen Kriege Schuld war, der ihre Unterthanen so unglücklich machte, und die alles gern ihrem Fanatismus aufgeopfert hätte.

Von den geschlagenen Französischen und Reichs-Truppen, von denen die Thüringer

Bauern noch eine Menge Gefangene einbrachten, war auch keine Spur mehr in Sachsen und den angränzenden Provinzen zu sehn. Sie zerstörten alle Brücken, um nicht verfolgt zu werden, und zerstreuten sich dabey so außerordentlich, daß viele Haufen von ihnen nicht eher als am Rhein Halt machten. Sie glaubten immer den König hinter sich zu haben. Dieser aber wurde durch die glücklichen Fortschritte der Oesterreicher nach Schlesien gerufen, wohin er mit neunzehn durch so viele Schlachten geschwächten Bataillons und acht und zwanzig Schwadronen eilte. Er ließ zwar die Französische Armee unter dem Marschall Richelieu an den Gränzen seiner Staaten zurück; allein in der Hoffnung, den Französischen Operationen bald durch eine Armee Einhalt zu thun, die sich auf eine unerwartete Art anfing zu formiren.

Pitt, einer der außerordentlichsten Menschen, die je das Ruder eines mächtigen Staats führten, war jetzt ins Brittische Ministerium getreten, das er durch seinen alles umfassenden Geist, eben so wie das Unter-Parlament, ganz nach seinem Willen lenkte. Er hielt die Convention bey Kloster-Seeven für einen Schandfleck der Englischen Nation,

der vernichtet werden müßte. Er rieth dem Könige Georg, seine Verbindungen mit den Deutschen Fürsten genau zu erfüllen, eine Brittische Armee nach Deutschland zu schicken, sich von Friedrich einen Heerführer auszubitten, und diesen Monarchen auch durch Subsidien zu unterstützen. Alles dies geschah.

Die Franzosen gaben König Georg dem zweyten selbst die beste Gelegenheit, diese berüchtigte Convention zu brechen, die ohnehin weder von ihm, noch vom Könige von Frankreich ratificirt worden war. Es hieß überdem, daß, da sie ohne Wissen und ohne alle Theilnahme des Englischen Cabinets geschlossen worden, sie nicht als eine Acte der Krone angesehen werden könnte. Man hatte sich nach diesem Vergleich in Hannover mit einer Art Neutralität geschmeichelt, allein man fand sich sehr betrogen. Das Land wurde ganz wie eine eroberte Provinz behandelt, und auch so in den Französischen Edicten betitelt. Richelieu erpreßte nicht allein große Brandschatzungen und Lieferungen aller Art für seine Truppen, und ungeheure Summen für sich selbst, sondern man schickte sogar einen General-Pächter aus Paris, um das ganze Churfürstenthum Hannover nach Französischer Art in Pacht zu neh-

men, und methodisch auszuplündern. Dieser Pächter war zugleich zum Pacht-Meister der andern Deutschen Länder bestimmt, die man noch erobern würde. Ein sonderbares Königlich-Französisches Edict vom 18ten October 1757 zeigte diese Bestimmung an, der zu Folge der Franzose Gautier seine Pachtbude in Hannover aufschlug. Alle diese Vorfälle trieben die Hannoveraner fast zur Verzweiflung. George liebte sein Churfürstenthum mehr, wie seine Königreiche; die Großmuth des Brittischen Parlaments kam ihm zu Hülfe, und nun wurden nachdrückliche Entschließungen genommen.

Man hatte immer in England die Convention als gebrochen betrachtet. Die Schlacht bey Roßbach gab der Sache vollends den Ausschlag. Die bisher zerstreuten Hannöverschen Truppen wurden nun zusammengezogen, und der eine Zeitlang unschlüssig gewesene Landgraf von Hessen endlich vermocht, seine Armee zu ihnen stoßen zu lassen, da die Franzosen ihm zu außerordentlichen Beschwerden Anlaß gaben. Er wollte anfangs der Convention von Kloster-Seeven getreu bleiben, und rief seine Truppen zurück. Auch war ihre Marsch-Route schon angeordnet, allein Richelieu's Forderung

veränderte seinen Entschluß. Er wollte nämlich diese Truppen durchaus entwaffnet wissen, und weigerte sich, ohne diese Bedingung, ihnen den Abzug zu gestatten. Vergebens berief sich der Landgraf darauf, daß seine Soldaten frey, bewaffnet, und mit allem versehn, nicht als Kriegsgefangene zu betrachten wären, denen man ihre Waffen nach Willkühr nehmen könnte. Der Herzog von Cumberland schrieb deshalb auch an den Französischen Feldherrn, und der Dänische Gesandte, Graf Lynar, unter dessen Vermittelung die besagte Convention geschlossen war, begab sich selbst ins Französische Haupt-Quartier. Er schlug vor, daß zur Beruhigung des Französischen Hofes die Hessischen Truppen in Holstein, als einem neutralen Lande, verlegt werden sollten. Der Landgraf war damit zufrieden, und Richelieu schrieb deshalb nach Versailles; allein die Französischen Minister schlugen diese Auskunft rund ab, und bestanden auf die Entwaffnung.

Der Englische Hof machte diesem Streit durch die Erklärung ein Ende, daß er sich von dem fernern Unterhalt der Hessischen Truppen gänzlich lossagte, wenn der Landgraf sie nicht der Disposition des Königs von Groß-Bri-

tannien sofort überlassen wollte. Die Franzosen hoben endlich alle noch übrige Bedenklichkeiten, da sie die Weigerung, die Hessischen Truppen zu entwaffnen, einen Bruch der Convention nannten; sie schrieben daher Contributionen in Hessen aus, und machten ein Inventarium von allen dem Landgrafen zugehörigen Pallästen, Gebäuden, Landgütern, ja selbst von den Mobilien; ferner mußte ihnen ein Verzeichniß aller Landes-Einkünfte übergeben werden, wobey der Herzog von Ayen, als commandirender Französischer General, ausdrücklich erklärte, daß man sich an keine Verträge weiter binden würde, und daß nichts als das Recht des Stärkern allein gelten sollte. Dieses Recht hatten die Franzosen hier längst ausgeübt, und dennoch trieb der in Marburg commandirende General, Graf Vauban, seinen Spott so weit, daß er in einer Erklärung unter dem 22sten August sich der Worte bediente: „Die Hessen haben Ursache, mit der Art, „wie man mit dem Lande zu verfahren gütig genug ist, zufrieden zu „seyn.„ Die demüthigsten Vorstellungen von Seiten der Regierung erbitterten diesen General so sehr, daß er erklärte, er müsse die Mi-

nister in Cassel als Rebellen seines Königs betrachten; ja er nannte sie in seinen gedruckten Erklärungen höchst strafwürdig, weil sie am heiligen Ludwigs-Feste ihm keine Abgeordneten zum Glückwunsch geschickt hatten.

Der Landgraf zögerte nun nicht lange, er überließ seine 12,000 Hessen Georgs Willkühr, und stellte sich dadurch ganz der Wuth der Franzosen bloß. Es wurde ein Courier aus dem Französischen Haupt-Quartier mit den fürchterlichsten Drohungen an ihn abgeschickt, die man erfüllen wollte, wenn die Zurückziehung nicht sogleich erfolgte. Es hieß: „das „Residenz-Schloß in Cassel sollte in die Luft „gesprengt, die Stadt in Brand gesteckt, und „das ganze Land mit Feuer und Schwert so „verwüstet werden, daß es Jahrhunderte lang „eine Einöde darstellen würde.„ Der Landgraf verachtete diese Drohungen, und entfernte sich; und nun nahmen die entsetzlichen Erpressungen ihren Anfang. Es war dabey äußerst befremdend, daß auch ein Oesterreichischer Commissarius, Nahmens Christiani, in Cassel eintraf, um die Contributionen mit dem Französischen Commissariat zu theilen. Es wurden sogar Befehle gegeben, daß jedermann innerhalb vier und zwanzig Stunden alles im Besitz habende ge-

münzte Gold und Silber ausliefern sollte. Die Zeughäuser wurden ausgeräumt, und die darin befindlichen Fahnen, Pauken und andere Siegeszeichen, die die braven Hessen in ihren mannigfaltigen Kriegen unter so vielen Himmelsstrichen erbeutet hatten, zu Asche verbrannt.

Die Convention von Kloster-Seeven, die nur zehn Wochen gedauert hatte, wurde nun förmlich für nichtig erklärt. Indessen formirte sich die alliirte Armee. Zu den Hannoveranern und Hessen waren nun auch Braunschweigische Truppen gekommen. Da die Reiterey mit dem Fußvolk in keinem rechten Verhältniß stand, so stießen noch einige Regimenter Preußischer Cavallerie dazu. Friedrich konnte nur wenige Soldaten zu dieser Armee hergeben, allein er gab ihr einen Anführer, der ein ganzes Heer werth war. Dies war der Herzog Ferdinand von Braunschweig, einer von denen außerordentlichen Menschen, die erhabene Talente, Größe des Geistes und Edelmuth des Herzens in einem seltenen Grade vereinigen, und das Menschengeschlecht verherrlichen. Er langte gegen Ende des Novembers in Stade an. Hier fand er alles in großer Verwirrung; die Armee war klein, und hatte Mangel an vielen Kriegsbedürfnissen; der

Muth

Muth der Soldaten war gesunken, die Hessen zerstreut, die Braunschweiger auf dem Punct sich zu entfernen, und in Französischen Sold zu treten. Dies war der Wille des für sein Land besorgten Herzogs, der erst in ihre Entwaffnung, hernach aus drängender Furcht selbst in die Allianz mit Frankreich gewilligt hatte. Der Beystand des Herzogs war daher immer noch sehr schwankend; denn die bestimmtesten Befehle zum Abmarsch seiner Truppen waren bereits gegeben, allein die Soldaten hatten nicht große Lust zu gehorchen, am wenigsten der Erbprinz, dem es gleich schrecklich war, von der Bahn der Ehre abgerufen zu werden, oder für die Franzosen zu fechten. Er entschuldigte sich gegen den aufs höchste erbitterten Vater, der durchaus seine Truppen und seinen Sohn verlangte. Seine commandirenden Generale, Imhof und Behr, die des Herzogs Ungnade fürchteten, und daher ernstlich auf die Zurückführung der Braunschweigischen Truppen dachten, wurden in Verhaft genommen, und der Marsch unterblieb. Der Herzog wurde endlich besänftigt, wozu Friedrichs Siege das meiste beytrugen; denn die 7000 Franzosen, die sich im Braunschweigischen Lande befanden, marschirten jetzt ab.

Diese Auferstehung einer fast vernichteten Armee war den Franzosen höchst unerwartet. Die bisher genossene Ruhe hörte auf einmahl auf. Vergebens drohte Richelieu, ganz Hannover in einen Schutthaufen zu verwandeln, und selbst die Königlichen Palläste zu verheeren, wenn man den geringsten feindseligen Schritt unternehmen würde. Ferdinand antwortete sehr laconisch, daß er die Folgen erwarten, und an der Spitze seiner Armee ihm nähere Erläuterung geben würde. Die Operationen der Alliirten nahmen gleich darauf ihren Anfang. Einige Französische Corps wurden sogleich zurückgetrieben, Lüneburg besetzt, und Harburg nach einer tapfern Gegenwehr erobert. Richelieu ward wüthend, und befahl die Stadt Zelle zu plündern, und die Vorstädte in Brand zu stecken. Man flehete um Verschonung des Waisenhauses, umsonst! Es wurde mit in Asche verwandelt. Die Strenge der Jahreszeit nöthigte endlich beide Theile die Winter-Quartiere zu beziehn.

Friedrich war indessen nach Schlesien geeilt. Der Herzog von Bevern, der diese Provinz mit 50,000 Mann zu decken versuchte, war unvermögend gewesen der ganzen Macht Oesterreichs zu widerstehn, die sich zur Erobe-

rung dieses Landes vereinigt hatte. Ein Preußisches Corps, womit der General Winterfeld die Gemeinschaft zwischen Sachsen und Schlesien offen hielt, das ohnweit Görlitz in der Nähe der Bevernschen Armee postirt war, hatte im September nach einem sehr hitzigen Gefecht mit dem weit überlegenen Corps des Generals Nadasti seinen Posten verlassen, und sich zurückgezogen. Die Veranlassung dieses Gefechts war die Ankunft des Kaiserlichen Staats-Ministers, Grafen Kaunitz bey der Oesterreichischen Haupt-Armee im Lager bey Außig, um mit den Feldherren, Prinz Carl von Lothringen und Daun, die fernern Operations-Plane zu entwerfen. Der General Nadasti, um dem Minister seine Thätigkeit zu zeigen, benutzte die Abwesenheit Winterfelds, der sich in das eine halbe Meile entfernte Bevernsche Lager begeben hatte, und griff dessen Corps mit sehr überlegener Macht an. Winterfeld eilte seinen Truppen zu Hülfe, die sich verzweifelt wehrten; die Preußen mußten aber endlich den Posten verlassen, und verlohren 1200 Mann. Was diesen Unfall erhöhete, war die tödtliche Wunde des edlen Heerführers, der Friedrichs größter Liebling, und ein Mann von seltenen Talenten war. Noch

beym letzten Abschiede sprang der König vom Pferde, umarmte seinen geliebten Feldherrn, und sagte: „Bald hätte ich vergessen Ihm sei„ne Instruction zu geben. Nur diese weiß „ich für Ihn: erhalte Er sich mir.„ Winterfeld besaß dabey ein edles Herz, womit er allen vornehmen Neidern trotzte, die ihm eine so ausgezeichnete Königliche Gunst nicht verzeihen konnten. Sein gekrönter Freund, das Heer, und die ganze Preußische Monarchie, alles trauerte um ihn, und betrachtete seinen Tod als einen National-Verlust. Er war es auch, besonders in dieser critischen Lage. Denn Bevern verlohr den Muth, vernachlässigte die zweckmäßigsten Läger zur Deckung Schlesiens, schwächte seine Armee um 15,000 Mann, womit er verschiedene Plätze besetzte, und nun zog er sich beständig zurück, mehr als einmahl in Gefahr vom Feinde mit großem Vortheil angegriffen zu werden. Er ging jedoch ohne Verlust über die Oder. Die Oesterreicher folgten diesen Preußen mit ihrer ganzen Macht auf dem Fuße durch Sachsen und Schlesien, und so ging es bis an die Thore von Breslau. In der Nähe dieser Stadt nahm der Preußische Feldherr sein Lager.

Der General Nadasti, zu dem jetzt Bayersche und Würtembergische Truppen in Theresiens Sold gestoßen waren, ging nun auf Schweidnitz los, weil die Kaiserlichen ohne den Besitz einer Festung an keine Winter-Quartiere in Schlesien denken konnten. Das durch kein Truppen-Corps bedeckte Schweidnitz zeigte überdem keine schwere Eroberung; auch nahm Nadasti diese Festung, die der Herzog von Bevern sich nicht zu entsetzen getraute, nach einer sechzehntägigen Belagerung, vermittelst eines auf fünf Forts zugleich gerichteten General-Sturms, ein; wobey zwey Redouten erobert wurden, und nun schritt der Commandant, General Seers, gleich zur Capitulation. Die Besatzung von 5841 Mann, und vier Generale wurden zu Kriegsgefangenen gemacht; dabey fiel eine große Menge von Bedürfnissen aller Art, Geschütz und Kriegsgeräthe, nebst einer Kriegscasse von 355,576 Gulden an baarem Gelde den Kaiserlichen in die Hände. Die Eroberung dieser Festung, die nun mit 8000 Mann besetzt wurde, erleichterte die Communication der Oesterreicher in Böhmen, und nun stieß Nadasti zu dem großen Heer bey Breslau.

Hier hatten sich die Preußen gelagert. Es schien den Oesterreichischen Feldherren rathsam, sie vor der Ankunft des Königs anzugreifen, der mit seiner siegreichen Armee im Anzuge war. Die Schlacht geschah den 22sten November. Das verschanzte Preußische Lager wurde wie eine Festung mit schwerer Artillerie beschossen, die man in Schweidnitz erbeutet hatte, und an fünf Orten zugleich angegriffen. Man focht von beiden Seiten mit großer Tapferkeit. Die Nacht brach ein. Das Schicksal des Tages war unentschieden. Der Herzog, der seit Winterfelds Tode große Unentschlossenheit gezeigt, und immer Fehler mit Fehlern gehäuft hatte, war besonders jetzt voller Unruhe. Er verwarf den Rath eines nächtlichen Ueberfalls, so wahrscheinlich auch der glückliche Erfolg war; denn die Oesterreicher befanden sich in der größten Unordnung, die sie in der Nacht nicht abhelfen konnten; die Preußen aber, die wohl von Verlust, aber von keiner Niederlage etwas wußten, waren in Ordnung, und wünschten sehnlich den Schlachtkampf zu erneuern. Bey dem ganz betäubten Herzog hingegen siegte, nicht die Feigherzigkeit, sondern die politische Furchtsamkeit. Er erwartete mit der Morgenröthe neue Angriffe, für

deren Erfolg er bey der großen Ueberlegenheit des Feindes besorgt war. Er ging daher in der Nacht durch Breslau, dessen Besatzung er verstärkte, und überließ dem Prinzen Carl von Lothringen, Ober-Heerführer der Oesterreicher, ganz unerwartet das Schlachtfeld. Das Heer dieser letztern war am Tage der Schlacht über 80,000 Mann stark. Die Preußische Armee aber nur 25,000 Mann. Diese zählte 6200 an Todten und Verwundeten, die Oesterreicher 18,000. Von den Preußen waren 3600 gefangen worden, dabey hatten sie achtzig Canonen verlohren. Zwey Tage nachher wurde der Herzog von Bevern selbst beym Recognosciren gefangen. Er hatte keine Bedeckung bey sich, daher ein großer Verdacht auf ihm ruht, daß er sich dieses Schicksal freywillig zugezogen hatte, um der unmittelbaren Verantwortung wegen des Vorgefallenen zu entgehn.

Die Oesterreicher betrauerten unter ihren Todten am meisten den Obersten, Baron Veltez, einen Mann von großem Genie. Sein Verlust gab dem Feldmarschall Daun Gelegenheit einen beym Militair höchst seltenen Edelmuth zu zeigen, der eine große Seele characterisirt. Bey der Nachricht von Veltez Tode rief dieser Feldherr wehmuthsvoll aus: „Wir ha-

„ben einen Mann verlohren, der zur Anfüh„rung von Armeen gebohren war; und ich „schäme mich nicht zu sagen, daß er mir am „Tage der Kolliner Schlacht seinen Rath er„theilt, und ein glückliches Werkzeug meines „Sieges gewesen ist.„

Der General Kyau übernahm nun das Commando der Preußen, und führte die Reste der geschlagenen Armee dem Könige entgegen. Die Folge dieses Rückzugs war die Einnahme von Breslau. Der Commandant, General Lestwitz, hielt jetzt alles für verlohren, und betrachtete daher eine gute Capitulation als ein Glück. Die Stadt wurde also ganz ohne Vertheidigung übergeben, und der 3000 Mann starken Preußischen Besatzung ein freyer Abzug gestattet; die meisten dieser Soldaten aber traten gleich in Kaiserliche Dienste. Friedrich war mit dem Verhalten des Commandanten, der sich sonst als ein tapferer Befehlshaber gezeigt hatte, so übel zufrieden, daß er ihn mit Festungsarrest bestrafte. Die Kaiserlichen machten hier eine ungeheure Beute an Proviant und Geschütz, vorzüglich aber an Munition; denn Zeughäuser und Magazine waren hier angefüllt bis zum Ueberfluß, den der kurze Aufenthalt der Bevern-

schen Armee in dieser Gegend nicht sehr vermindert hatte.

Schlesien schien nun für den König von Preußen so gut wie verlohren zu seyn. Nie, in allen Preußischen Feldzügen, hatte Oesterreichs Glück auf solcher Höhe gestanden. Die Kaiserlichen glaubten sich jetzt zu den größten Erwartungen berechtigt; sie hatten eine Schlacht gewonnen, zwey Festungen erobert, die Hauptstadt des Landes im Besitz, eine ungeheure Armee, um das Eroberte zu behaupten, und daher die besten Aussichten den Krieg in kurzer Zeit nach Wunsch zu endigen. So war die Glückslage der Oesterreicher am Ende des Novembers. Der eingebrochene Winter schien allen ferneren Operationen der Preußen ein Ziel zu setzen, und man dachte schon ernstlich auf Winter-Quartiere, als sich die ganze Scene auf einmahl zum Erstaunen von ganz Europa veränderte. Das Anrücken Friedrichs wurde von den Kaiserlichen als der letzte ohnmächtige Versuch eines Verzweiflungsvollen betrachtet, und seine kleine Armee von ihnen mit dem Nahmen der Berliner Wachtparade bezeichnet. Die Preußisch gesinnten Schlesier waren ganz ohne alle Hoffnung, und die Oesterreichisch gesinnten ohne alle Besorgniß.

Von dieser Volksmeinung gab der Fürst Schafgotsch, Bischof von Breslau, selbst ein auffallendes Beyspiel. Friedrich hatte diesen Priester zum Fürsten erhoben, zum Bischof ernannt, und überhaupt mit Wohlthaten überhäuft. Er war in Potsdam sehr oft ein Gesellschafter des Monarchen gewesen, und hatte den schwarzen Adler-Orden erhalten, womit Friedrich von seinen ersten Regierungsjahren an bis an seinen Tod nichts weniger als freygebig war. Alles dieses vergaß der Undankbare, der seinen Wohlthäter ganz für verlohren hielt, und sich bey seinen Feinden einschmeicheln wollte. Die gemeinsten Regeln der Klugheit und Anständigkeit wurden dabey von ihm aus den Augen gesetzt. Er schimpfte auf den König, riß sich den Adler-Orden ab, und trat ihn mit Füßen; eine Handlung, die die Kaiserlichen Generale selbst empörte, und ihm die verächtlichsten Verweise zuzog. Er flüchtete bald nachher nach den Böhmischen Gebirgen, um dort seine Schande zu verbergen. Nachher begab er sich nach Wien, wo ihm die Großen mit Verachtung begegneten, und Theresia sowohl als der Kaiser Franz, die seine Verfahrungsart höchst mißbilligten, ihm nicht einmahl eine Audienz gestatteten. In Rom, wo

er wegen seiner freyen Sitten längst verhaßt war, fand er auch weder Schutz noch Mitleiden, und so durchlebte er den traurigen Rest seiner Tage, bis er sie vor einigen Jahren in Böhmen als ein Verbannter endigte.

Die Jesuiten betrugen sich klüger; sie schienen von Friedrichs Glück eine bessere Meinung zu haben; denn die in der Schlacht verwundeten Preußen fanden in ihnen thätige Freunde. Sie nahmen die Unglücklichen in ihr ungeheures Collegium auf, das Tausende fassen konnte, und pflegten sie mit Sorgfalt; eine Handlung, die die Politik erzeugte, hier aber unter der Larve der Menschenliebe ausgeübt wurde. Auch hatte diese Großmuth ihre Gränzen und wurde daher von Friedrich wenig geachtet.

Es waren von den Eroberern schon viele Verordnungen zur Regierung des Landes gemacht worden. Gefangene Preußische Soldaten, die gebohrne Schlesier waren, hatte man frey nach Hause gehen lassen, und eine Menge Beamten hatten schon der Kaiserin Maria Theresia gehuldigt, als die nach dem Ausdruck der Oesterreicher so genannte Berliner Wachtparade sich der Hauptstadt Schlesiens näherte.

Die immer zunehmende Kälte im Anfang des Decembers zeigte die schleunige Nothwendigkeit in die Winter-Quartiere zu gehn. Ein andrer Feldherr, als der Sieger von Roßbach, hätte sich bey dieser rauhen Jahreszeit in Erwartung des künftigen Feldzugs begnügt, das rechte Ufer der Oder zu behaupten, Glogau zu beschützen, und Sachsen zu decken. Friedrichs Entwürfe aber waren ganz anders. Er wollte durchaus ohne Verzug Schlesien befreyen. In zwölf Tagen war er von Leipzig bis an die Oder marschirt, und hatte hier die geflohene Bevernsche Armee auf dem Marsch an sich gezogen. Man kam dem Feinde immer näher, der sich bey Breslau verschanzt hatte. Entschlossen ihn anzugreifen, wenn er auch auf dem Gipfel der höchsten Gebirge gelagert seyn sollte, rief der König nun die Generale und Stabs-Officiere zusammen, und hielt eine kurze, aber sehr nachdrückliche Rede. Er stellte ihnen seine unglückliche Lage vor, erinnerte sie an die Tapferkeit ihrer Vorfahren, an das Blut der gefallenen Krieger ihres Volks, das sie rächen müßten, und an den Ruhm des Preußischen Nahmens; dabey äußerte er sein festes Vertrauen auf ihren Muth, ihren Diensteifer, und ihre Vaterlandsliebe, da er den

Feind jetzt angreifen, und ihm seine erhaltene Vortheile wieder entreißen wollte. Durch diese feyerliche Rede flammte er den Geist seiner Krieger bis zum Enthusiasmus an; einigen stürzten die Thränen aus den Augen; alle wurden gerührt. Die vornehmsten Generale antworteten im Nahmen des heroischen Haufens, und versprachen dem König mit kurzen aber viel bedeutenden Worten, zu siegen oder zu sterben. Diese Stimmung des Geistes verbreitete sich bald durch die ganze Preußische Armee; und da man nun überdem hörte, daß die Oesterreicher ihre höchst vortheilhafte Stellung, deren Angriff nur Verzweiflung rechtfertigen konnte, verlassen hätten, und den Preußen entgegen kämen, so hielten diese den Feind schon so gut als besiegt.

Dies Entgegenrücken wurde von den Oesterreichischen Feldherren in einem großen Kriegsrath beschlossen. Daun und Serbelloni hielten ein behutsames Verfahren, um die vielen wirklich erlangten Vortheile zu behaupten, jetzt nöthiger als jemahls. Die Sicherheit, die ein überaus festes Lager an der Seite einer reichlich versehenen Festung gegen eine sehr geschwächte darbende Armee gewährte, stand mit dem ungewissen Ausgang einer

Schlacht im freyen Felde in keinem Verhältniß. Es war kein Kampf erforderlich, das Erlangte wenigstens diesen Winter zu behaupten. Nichts nöthigte zu einer Schlacht. Der Stolz der andern Generale aber überstimmte diese Klugheit. Sie sagten: „Es ist unter „der Würde unsrer siegreichen Waffen, stehn „zu bleiben.„ Zu ihnen gesellten sich die Schmeichler, die dem Prinzen von Lothringen vorstellten, daß es nur von ihm abhinge, durch eine Schlacht, deren glücklicher Erfolg gar nicht bezweifelt werden könnte, den Krieg auf einmahl zu endigen. Diese Meinung, die besonders Luchesi, einer der vornehmsten Generale, vertheidigte, behielt die Oberhand, und so groß war die Sicherheit des Prinzen und der andern erfahrnen Feldherren, daß man die Feldbäckerey nicht, wie gewöhnlich, im Rücken der Armee, sondern vorwärts nach der Stadt Neumark verlegte, und sie also dem König im eigentlichsten Verstande entgegen schickte. Friedrich, der schon bey Parchwitz das kleine Corps des Kaiserlichen Generals Gersdorf angegriffen und zerstreut hatte, war bey seiner Ankunft in Neumark über diese Avant-Garde von Bäckerey erstaunt. Um keine Zeit zu verlieren, mußten die vorherziehenden Dra-

goner und Husaren absitzen, und die Stadt bestürmen, deren man sich auch bald bemächtigte, und 800 Gefangene machte, und nun rückte Friedrich vorwärts.

Es war am 5ten December, als bey dem Dorfe Leuthen diese Schlacht, die größte unsers Jahrhunderts, geliefert wurde. Alles war bey beiden Heeren verschieden. Die von Friedrich angeführten Preußen waren 33,000, die Oesterreicher unter Carl dem Lothringer 90,000 Mann stark. Die letztern voll Vertrauen auf ihre gewaltige Macht, auf ihr colossalisches Bündniß, und auf den Besitz des schon halb eroberten Schlesiens; die erstern aber voll Zuversicht auf ihre tactischen Künste, und auf ihren großen Anführer. Bey der einen Armee, durch die Magazine in Breslau, und die ungehinderten Zufuhren aus Böhmen unterstützt, herrschte Ueberfluß; bey der andern war Mangel an vielen Bedürfnissen. Die eine hatte lange Ruhe genossen, die andre hingegen war von angestrengten Märschen in der rauhen Witterung abgemattet. Die Oesterreicher waren an diesem denkwürdigen Tage nur mit gewöhnlichem Kriegsmuth ausgerüstet, die Preußen bis zur Begeisterung gestimmt.

So trafen beide Heere auf einander in einer meilenlangen Ebene, die Friedrich nicht besser hätte wünschen können. Die Oesterreicher, die jetzt zum erstenmahl das freye Feld zu einer Schlacht gewählt hatten, standen in unübersehbaren ungeheuren Linien, und konnten kaum ihren Sinnen trauen, als sie die kleine Armee der Preußen zum Angriff anrücken sahen. Nun aber zeigte sich das große Genie Friedrichs. Er wählte die schiefe Schlachtordnung, die den Griechen so manchen Sieg verschaffte, und vermittelst welcher Epaminondas die bis dahin fast unbezwingbaren Spartaner überwand; eine Stellung, die zu den Meisterwerken der Kriegskunst gehört, und auf dem Grundsatz beruht, einen großen Theil der gegenseitigen Truppen in Unthätigkeit zu erhalten, sie in Verlegenheit zu setzen, mehr Soldaten auf den Hauptpunct des Angriffs zu bringen als der Feind, und dadurch gleichsam den Sieg zu erzwingen. Friedrich machte verstellte Bewegungen gegen den rechten Flügel des Feindes, während daß seine Absicht auf den linken gerichtet war. Er befahl einem Theil der Linie, ein besonderes Manövre zu machen, welches man zwar bey andern Truppen nachgeahmt hat, das aber bis auf den heu-

tigen

tigen Tag nur allein von den Preußen mit der erforderlichen Ordnung und Geschwindigkeit ausgeführt werden kann. Die Art dieser Evolution ist, eine Linie in viele Haufen zu theilen, diese Haufen dicht auf einander zu schieben, und so die gedrängte Menschenmasse sich bewegen zu lassen. Friedrich erfand diese Stellungsart; sie war durch ihre sehr geschlossenen Glieder, durch ihre Tiefe, und durch die Art der Truppen-Bewegung, die nur auf großen Flächen geschehen kann, der Macedonischen Phalanx nicht unähnlich, die in sechzehn Gliedern marschirte und stritt, viele Menschenalter lang für unüberwindlich gehalten wurde, bis das Schwert der Römischen Legionen sie vertilgte, und von ihr nichts als der Nahme übrig blieb. Dieser so gestellte Soldaten-Körper nimmt verhältnißweise nur einen sehr geringen Raum ein, und zeigt in der Ferne wegen der vermischten Uniformen und Fahnen einen höchst unordentlichen auf einander gehäuften Menschenklumpen. Allein es bedarf nur einen Wink des Heerführers, so entwickelt sich dieser lebendige Knaul in der größten Ordnung, und mit einer solchen Schnelligkeit, die einem reißenden Strom ähnlich ist.

So griff Friedrich den linken Flügel der Oesterreicher an, und zwar zu eben der Zeit, wo die mit den Preußischen Evolutionen unbekannten Kaiserlichen Feldherren die Bewegungen der Preußen für einen Rückzug ansahen, daher auch Daun zum Prinzen von Lothringen sagte: „sie marschiren fort; wir wol„len sie abziehn lassen.„ Mehrere Regimenter trugen sicherheitsvoll ihr kleines Feldgeräthe, ihre Brotsäcke, ja selbst die mit ihren Habseligkeiten angefüllten Tornister hinter die Fronte, und legten sie in Haufen zusammen, um sich, nach ihrer Meinung, auf einige Stunden von einer unnützen Last zu befreyen. Die Täuschung aber verschwand bald, und man sahe mit Schrecken die kunstvolle Annäherung der Preußen, die beide feindliche Flügel zugleich bedroheten. Luchesi, der auf dem rechten Flügel die Kaiserliche Cavallerie commandirte, uneingedenk seiner Prahlereyen im Kriegsrath, verlohr den Muth; er glaubte, daß hier der Hauptangriff geschehn würde, und bat dringend um Unterstützung. Daun wollte diese nicht vor der Zeit ertheilen, und erst nachdem Luchesi sich von aller Verantwortung bey einem unglücklichen Ausgang der Schlacht lossagte, wurde ihm ein großer Theil

Cavallerie vom linken Flügel im vollen Trabe zu Hülfe gesandt, und Daun selbst eilte mit dem Reserve-Corps dahin. Nadasti, der erfahrenste Feldherr des Heers, der den linken Flügel der Oesterreicher commandirte, war bald überzeugt, daß sein Flügel das Ziel des Preußischen Angriffs war, und daß die Bewegungen gegen den rechten nur militairische Fechterkünste wären. Mehr als zehn hinter einander abgeschickte Officiere mußten dem Prinzen Carl die augenscheinliche Gefahr melden. Carl befand sich in der größten Verlegenheit, da die Berichte von zwey seiner vornehmsten Feldherren einander gerade entgegengesetzt waren. Er entschied jedoch für Luchesi, der bald seinen Tod auf dem Schlachtfelde fand, und Nadasti wurde erst gehört, da es zu spät war.

Indessen geschah der Angriff der Preußen mit solcher Kriegswuth, daß alles auf dem linken Flügel über den Haufen geworfen wurde. Frische Regimenter kamen den geworfenen zu Hülfe, allein man ließ sie nicht einmahl formiren; kaum zeigten sie sich, so wurden sie auch zurückgeschlagen. Ein Oesterreichisches Regiment fiel aufs andre, die Linie wurde aus einander gesprengt, und die Unordnung war un-

ausſprechlich. Die Kaiſerlichen Cuiraſſiere ſtellten ſich in Schlachtordnung, allein eine Preußiſche Haupt-Batterie brachte ſie bald aus einander, da denn die Preußiſche Cavallerie auf ſie fiel, und ſie gänzlich aus dem Felde ſchlug. Viele tauſend von den Kaiſerlichen Truppen konnteu zu keinem Schuß kommen, ſie mußten mit dem Strom fort. Der ſtärkſte Widerſtand geſchah in dem Dorf Leuthen, das mit vielen Kaiſerlichen Truppen und Artillerie beſetzt war. Hiezu kamen große Haufen Flüchtlinge, die alle Häuſer, alle Gärten, und alle Winkel des Orts anfüllten, und ſich verzweifelt wehrten. Endlich aber mußten ſie doch weichen. So erſchrecklich aber auch die Unordnung bey der geſchlagenen Armee war, ſo verſuchten dennoch ihre beſten Truppen noch einmahl unter Begünſtigung des Terrains Stand zu halten; allein die Preußiſche Artillerie ſchlug ſie bald in die Flucht, und die Preußiſche Cavallerie, die auf allen Flügeln einhieb, machte immer Gefangene zu Tauſenden. Das Dragoner-Regiment von Baireuth nahm auf einmahl zwey ganze Infanterie-Regimenter mit allen Officieren, Fahnen und Canonen gefangen. Die Oeſterreichiſche Infanterie machte noch einen letzten Verſuch,

sich auf einer Anhöhe zu formiren; allein der Preußische General Wedel griff sie in der Flanke und im Rücken zugleich an, und nun hatte alle Vertheidigung ein Ende. Nur die einbrechende Nacht, und die guten Anstalten des Nadasti, der den Rückzug des linken Flügels deckte, und die Preußen abhielt, sich, ehe es dunkel wurde, der Brücken über das Schweidnitzer Wasser zu bemächtigen, rettete den Rest des Heers vom gänzlichen Untergange. Bey Kollin war es nicht Kriegskunst noch Tapferkeit, sondern die eisenspeyenden Maschinen auf unzugangbaren Höhen gestellt, die großentheils das Schicksal des Tages bestimmten; bey Leuthen aber entschied Tactik und Tapferkeit allein den Sieg. Man machte auf dem Schlachtfelde 21,500 Gefangene, worunter 307 Officiere waren, und eroberte 134 Canonen nebst 59 Fahnen. Von den Oesterreichern waren 6500 todt oder verwundet, und 6000 Deserteure gingen nach der Schlacht zu den Siegern über. Der Preußische Verlust war 2660 Todte und Verwundete.

Zu der Geschichte dieses Tages gehören einige Züge, die die Stimmung der Preußen bezeichnen, und dem von allen Völkern und Zungen bewunderten Heldengeist der Griechen

und Römer nichts nachgeben. Der Bayersche General, Graf Kreit, damahls Volontär bey der Kaiserlichen Armee, stieß auf einen Preußischen Grenadier, dem beide Füße abgeschossen waren, der auf der Erde lag, und so in seinem Blute schwimmend ganz gelassen Tabak rauchte. Der erstaunte General rief ihm zu: „Kriegscamerad! wie ist es möglich, daß „ihr in eurem schrecklichen Zustande noch ruhig „Tabak rauchen könnt? Der Tod ist euch ja „nahe.„ Der Grenadier nahm seine Pfeife aus dem Munde, und erwiederte kaltblütig: „Was ist daran gelegen! sterb ich doch für mei„nen König!„ Einem andern Preußischen Grenadier wurde beym Aufmarsch ein Bein abgeschossen. Er rafft sich von der Erde auf, stützt sich auf sein Gewehr wie auf eine Krücke, und so schleppt er sich zu einem Standplatz, wo die Colonnen vorbey mußten, von wo er mit lauter Stimme den Soldaten zurief: „Brüder! „fechtet wie brave Preußen! Siegt, oder „sterbt für euren König!„

Die unmittelbare Folge dieser Schlacht war die Belagerung von Breslau, das, von der geschlagenen Armee stark besetzt, jetzt seinem Schicksal überlassen wurde. Man errichtete hier Galgen für diejenigen, die von Ueber-

gabe sprechen würden; allein dieser überspannte Muth verlohr sich bald; denn in vierzehn Tagen ging auch diese Stadt über, da die Preußen schon alle Anstalten zum Sturm gemacht hatten, und die Besatzung von dreyzehn Generalen, 700 Officiers, und 18,000 Mann mußte das Gewehr strecken. Hier wurde ein ansehnliches Magazin, und außer der zur Festung gehörigen Preußischen Artillerie noch 81 in die Stadt gebrachte Oesterreichische Canonen und Mörser, ferner eine Menge Proviant-Wagen, 1024 Proviant-Pferde, und eine Kriegscasse von 144,000 Gulden erbeutet. Die Generale Ziethen und Fouquet, die die Feinde bis in Böhmen verfolgten, hatten außerdem noch 2000 Gefangene gemacht, und über 3000 Wagen erbeutet, so daß die Oesterreicher in dem so kurzen Zeitraum von zwey Wochen an 60,000 Mann verlohren, und die Reste ihrer kurz zuvor ungeheuren Armee nur ein Corps Flüchtlinge darstellten, die ohne Canonen, Fahnen und Bagage, von Mangel gedrückt, und von Kälte erstarrt, über die Böhmischen Gebirge nach Hause zogen. Als man sie hier sammelte, fand man nur 17,000 Mann.

Der König erfuhr bald den Witz der Oesterreicher über die Ankunft der Berliner

Wachtparade. Er lächelte und sagte: „Ich „verzeihe ihnen sehr gerne die kleine Sottise, „die sie gesagt, wegen der großen, die sie ge„macht haben.„ Er war selbst über die Größe seines Sieges verwundert, und fragte den Kaiserlichen General Beck, den er sehr schätzte, und der bald nachher gefangen wurde, wie es zugegangen sey, daß die Oesterreicher so total geschlagen worden wären? Beck erwiederte: „Sire, es war unsre Sündenschuld, weil „wir es uns einkommen ließen, Ew. Majestät „in Ihrem eignen Lande die Winter-Quartie„re zu verweigern.„ Als aber der König im Ernst die rechte Ursache wissen wollte, so sagte der General: „man habe den Hauptangriff „auf den rechten Flügel erwartet, und darnach „die Anstalten getroffen.„ „Wie war das „möglich? erwiederte der König; eine Patrol„le gegen meinen linken Flügel würde Ihnen „sehr bald meine Absichten entdeckt haben.„ Auch waren diese Nadasti nicht verborgen geblieben, der von allen Kaiserlichen Generalen sich allein an diesem Tage als ein erfahrner Feldherr zeigte, und den Rest des Heeres rettete, allein durch die niedrige Eifersucht des Prinzen Carl vom Hofe mit so großem Undank belohnt wurde, daß man nicht einmahl seinen,

selbst den Feinden ehrwürdigen Nahmen im Hofbericht von dieser Schlacht erwähnte. Dagegen wollte man, wo möglich, die Ehre des Prinzen in den Augen der Welt retten. Man zeichnete falsche Schlachtplane, legte sie der Kaiserin vor, und verbreitete sie unters Volk. Hiezu kamen die dreisten vom Hofpöbel bekräftigten Behauptungen, daß der Prinz dem König nach der Schlacht zweymahl ein neues Treffen angeboten, der letztere es aber nicht hätte annehmen wollen. Der Kaiser hohlte seinen Bruder selbst ein, als er sich Wien näherte; dabey wurde in der ganzen Stadt bekannt gemacht, daß sich niemand bey harter Ahndung unterstehn sollte, von dem Prinzen unanständig zu reden. Ungeachtet dieses Verbots aber wurden witzige und unwitzige Kupferstiche, Gemählde und Satyren auf diesen Heerführer an den Stadtthoren, an der Stephans-Kirche, ja selbst an der Kaiserlichen Burg angeschlagen. Diese Stimme des Volks drang jedoch nicht bis zu der nachsichtsvollen ganz falsch berichteten Theresia, die das Heil ihres Staats, die Ober-Befehlshaber-Würde aller Heere, selbst wider den Willen ihres Gemahls von neuem diesem Prinzen anvertrauen wollte. Er selbst aber, dem der Haß und die Verachtung des

Volks nicht unbekannt blieben, war gerechter gegen sich, als seine Monarchin, und reiste nach Brüssel. Eben so gerecht aber war auch Nadasti gegen sich; er, dieser erfahrne Feldherr, den Theresia jetzt am wenigsten entbehren konnte, verließ auf immer das Kriegsheer, das ihn liebte, und den Hof, der ihn haßte, und begab sich nach Ungarn.

Das größte Kriegstalent des Königs von Preußen war, begangene Fehler wieder gut zu machen, und erlangte Vortheile aufs möglichste zu benutzen. Die Eroberung des fast verlohrnen Schlesiens, und mehr als 40,000 Mann Kriegsgefangene, hätten daher dem rastlosen Feldherrn nicht genüget, und ihn im Laufe seiner Siege aufgehalten, wenn nicht der so weit vorgerückte Winter und der tiefe Schnee seinen fernern Unternehmungen durchaus ein Ziel gesetzt hätten; selbst die Belagerung von Schweidnitz mußte bis zum Frühling verschoben werden. Indessen wurde diese Festung doch blokirt. Die letzte Operation in diesem Feldzug war die Wiedereroberung von Liegnitz, einer der größten und schönsten Städte Schlesiens, die die Oesterreicher befestigt hatten, und die Preußen jetzt blokirten. Eine förmliche Belagerung auf dem beeisten Boden

vorzunehmen, zeigte überaus große Schwierigkeiten; hiezu kam, daß die Preußischen Truppen Ruhe und Erhohlung höchst nöthig hatten. Die 3500 Mann starke Besatzung erhielt daher einen freyen Abzug; allein ein großes Magazin von Proviant, eine Anzahl Canonen, und eine Menge Munition mußten sie den Preußen überlassen, die sogleich die aufgeführten Werke demolirten, und dadurch die Stadt in ihren vorigen Stand setzten. Die Uebergabe geschah den 29sten December, und krönte also in den letzten Tagen des Jahres diesen so thatenvollen Feldzug.

Friedrich hatte nun die Zufriedenheit, fast alle seine Staaten wieder von den Feinden geräumt zu sehn. Die Oesterreicher eilten nach den Kaiserlichen Erbländern, um sich von ihrer schrecklichen Niederlage zu erhohlen; die Russen hatten Preußen verlassen; die Franzosen waren von den Brandenburgischen Gränzen entfernt, und nur allein im Besitz einiger entlegenen Westphälischen Provinzen; die Reichs-Truppen waren nach Hause geschickt, und die Schweden durch den General Lehwald aus Preußisch-Pommern vertrieben worden; dabey war sogar Schwedisch-Pommern selbst in den Händen der Preußen, die nun auch Meck-

lenburg in Besitz nahmen, und in Sachsen ruhig Winter-Quartiere machten.

So endigte sich ein Feldzug, der in der ganzen Weltgeschichte ohne Beyspiel ist. In diesem einzigen Jahre wurden, ohne die Menge wichtiger Gefechte, Canonaden, und Scharmützel zu rechnen, sieben Hauptschlachten geliefert, und zahlreiche Treffen gefochten, von denen viele in den vorigen Jahrhunderten als Schlachten betrachtet worden wären. Große Feldherren, die zu den seltensten Producten der Natur gehören: Friedrich, Ferdinand, hatten hier in sehr verschiedenen Gegenden zugleich den Schauplatz des Krieges betreten, und alle Krieger künftiger Zeitalter durch Thaten belehrt. Andre: Heinrich, der Erbprinz von Braunschweig, Laudon, hatten hier die Keime ihrer erhabenen Talente entwickelt; noch andre, obgleich minder groß, dennoch in jeder andern Periode allein fähig den kriegerischen Ruhm eines Volks bey der Nachwelt zu gründen: Seydlitz, Keith, Fouquet, Etrees, Nadasti, Haddick, Romanzow, Wunsch, Ziethen, Werner, und mehrere berühmte Befehlshaber der verschiedenen Heere hatten hier zuerst Gelegenheit gehabt, ihre zum Theil außerordentlichen Fähigkeiten zu zeigen. Drey andre Feld-

herren, jeder durch erkämpfte Tropheen ausgezeichnet, und in den Kriegs-Jahrbüchern unvergeßlich: Schwerin, Brown, und Winterfeld, waren in diesem ewig denkwürdigen Feldzuge gefallen, und hatten durch ihr edles Blut ihre Thaten besiegelt. Ueber 700,000 Krieger waren in Waffen gewesen. Und von welchen Völkern! Es waren nicht weichliche Asiater, die von jeher mit zahllosen Heeren die Felder bedeckten, und den Griechen, Römern und Britten Anlaß zu auffallenden Triumphen gaben. Es waren keine zusammengeraffte Kreutzfahrer, die in ungeheuren Schwärmen wie die Heuschrecken ganze Provinzen überschwemmten, sich ohne alle Kriegskunst herumschlugen, und aus fanatischem Eifer Menschen mordeten. Nein! es waren alles kriegerische Nationen, die hier auf Deutschem Boden kämpften; keine der hohen Cultur des achtzehnten Jahrhunderts unwürdig, und einige derselben den tapfersten Völkern der Vorwelt gleich; mehr als eine einzeln fähig durchs Schwert einem Welttheil Gesetze zu geben.

Die außerordentlichen Revolutionen, die in dem kurzen Zeitraum dieses einzigen Feldzugs geschahen, waren nie in irgend einem Kriege erlebt worden; sie boten aller mensch-

lichen Klugheit, Vorsicht und Erfahrung Trotz, und schienen ganz von dem gewöhnlichen Lauf der Dinge abzugehn. Man sahe im Anfang des Jahres den König von Preußen triumphirend; die Macht der Oesterreicher beynahe vernichtet; ein großes Heer in einer Stadt eingesperrt, und auf dem Punct sich zu ergeben; die Kaiserstadt selbst nicht sicher, und alle Hoffnungen Theresiens fast verlohren. Auf einmahl sinkt Oesterreichs Schale wieder. Die Kaiserlichen siegen, gewinnen Schlachten, und machen Eroberungen; dagegen Friedrich geschlagen, aus Böhmen vertrieben, von seinen Bundsgenossen verlassen, von seinen zahlreichen Feinden auf allen Seiten umringt, sich am Rande des Abgrundes befindet. Aber plötzlich erhebt er sich wieder, um mehr als jemahls zu triumphiren. Die Armeen der Russen, der Schweden, die Reichs-Truppen, die Franzosen, die Oesterreicher, werden theils verjagt, theils geschlagen, theils zu Grunde gerichtet; ganze Heere werden zu Gefangenen gemacht, und das schon halb eroberte, von einer ungeheuren siegreichen Armee gedeckte Schlesien mitten im Winter durch einen Schwertstreich wieder gewonnen. Die Russen siegen in Preußen und fliehen; sie lassen

viele Tausende ihrer Kranken und Verwundeten zurück, und die geschlagenen Preußen verfolgen sie bis an die Gränzen von Pohlen. Die kriegerischen Schweden finden bey ihrer Ankunft in Pommern keinen Feind; ihre gemeinen Soldaten geitzen nach Gefahren, und ihre Anführer nach Ruhm. Das Schicksal von Berlin ist ganz in ihren Händen. Es geschieht nichts, und sie müssen bald nachher ihre Rettung, entfernt vom festen Lande, auf der Insel Rügen suchen. Das Französische Hauptheer ist im ruhigen Besitz aller Provinzen zwischen der Elbe und Weser, und hat keinen Feind vor und neben sich. Auf einmahl steigt die alliirte Armee gleichsam aus der Asche hervor. Die Hannoveraner ergreifen die Waffen, Ferdinand stellt sich an ihre Spitze, und der mächtige Feind wird betäubt; er flieht, läßt ansehnliche Magazine zurück, und wird ferne vom nördlichen weit ausgedehnten Kriegsschauplatz in einen Winkel von Süd-Deutschland gedrängt.

Die Britten hatten bisher nichts von einem Landkrieg hören wollen; allein das für Britanniens Sache verheerte Hannover, und die Thaten Friedrichs, die nirgends mehr als von diesem großmüthigen Volke gewürdigt

wurden, veränderten ganz dessen vorige Gesinnungen. Der König von Preußen wurde der Abgott der Engländer; sie feyerten seinen Geburtstag in London und in den Provinzen, so wie die Geburtstage ihrer eignen beliebtesten Könige; das Parlament bewilligte ihm jährlich 670,000 Pfund Sterling Subsidien; man beschloß, Englische Truppen nach Deutschland zu schicken, und der große Pitt, der jetzt als Minister das Staatsruder in die Hände nahm, und durch die Macht seines Genie's das Brittische Reich als Dictator beherrschte, setzte nun den Grundsatz fest, daß America in Deutschland erobert werden müßte.

Viertes Buch.

— 1758 —

Eben die Thätigkeit, die man Preußischerseits im Felde gezeigt hatte, wurde auch im Winter angewandt, die halb vernichteten Armeen wieder herzustellen, und für ihre mannigfaltigen Bedürfnisse zu sorgen. Friedrich, den das Glück jetzt anzulächeln schien, hatte überdem die Zufriedenheit, von der Treue der Schlesier mancherley Beweise zu erhalten. Die Einwohner von Breslau waren nicht die letzten, ihm davon Proben zu geben. Nur allein die Mönche einer Abtey vergaßen sich so weit, zu einer Zeit, da die Stadt nicht nur in Preußischen Händen, sondern der König sogar innerhalb ihren Mauern war, durch öffentliche Gebete den Segen des Himmels für die Kaiserlichen Waffen zu erflehn. Auf die obrigkeitliche Erinnerung an ihre Vermessenheit beriefen sie sich auf einen alten Gebrauch, den ihre mönchischen Vorfahren immer bey den Kriegen der Kaiser beobachtet hätten. Friedrich befahl diesen alten Gebrauch nicht zu hindern, aber dem Kloster zum Besten der

Invaliden-Casse 6000 Reichsthaler abzufordern. Das Geld wurde erlegt, und der Gebrauch hörte auf. Auch der geflüchtete Bischof Schafgotsch zeigte seine Unverschämtheit; sie war so groß, daß er, betroffen über den schleunigen Glückswechsel der Preußen, der alle seine Plane zerstörte, in einem Schreiben an Friedrich, worin er von persönlichen Feinden, von falschen Beschuldigungen, und von seiner Treue sprach, sich zu entschuldigen versuchte. Der Monarch antwortete ihm unterm 15ten Februar 1758. Der Brief schloß sich mit folgenden Worten: „Sie werden weder der gött„lichen Rache, noch der Verachtung der Men„schen entgehn; denn so verderbt wie diese „auch immer seyn mögen, so sind sie es doch „nicht in dem Grade, daß sie nicht vor Un„dankbaren und Verräthern einen Abscheu ha„ben sollten.„

Theresia hatte im Anfange des Decembers 1757 ganz Schlesien so gut wie erobert, und den Krieg als geendigt angesehn. Die Schlacht bey Leuthen zertrümmerte nicht allein alle diese nicht ungegründete Hoffnungen, sondern vermehrte unendlich die bisher mit Mühe überwundenen Schwierigkeiten, die Oesterreichischen Truppen im Felde zu erhalten. Neue

Armeen mußten jetzt errichtet, von neuem zum Kriege gebildet, und wegen des großen Verlusts an Bagage, und Kriegs-Geräthschaften aller Art, von neuem wieder ausgerüstet werden. Hierzu waren ungeheure Summen erforderlich, und zwar zu eben der Zeit, da andre Massen von Gold nach Petersburg gesandt werden mußten, um die Russen zum zweytenmahl nach dem Königreich Preußen zu bringen. Es fehlte der Kaiserin an allem, besonders an Geld, die Aussicht in die Zukunft schien ihr dunkel und das nahe Ende des Kriegs sehr zweifelhaft. In dieser Lage wünschte sie Frieden; allein das nun von Englands mächtiger Marine bedrohete Frankreich, das von allen kriegführenden Mächten jetzt den meisten Eifer zu diesen Mordspielen zeigte, feuerte Theresiens Muth wieder an, belebte ihre Hoffnungen und führte sie auf den verlohrnen Pfad des Ehrgeitzes, den sie sonst so gerne wandelte.

In diesem Feldzuge waren fast alle Heerführer verändert. Schwerin und Braun waren todt, Apraxin saß gefangen, und dem Prinzen Carl von Lothringen, so wie dem Prinzen von Hildburgshausen, dem Herzog von Cumberland, dem Marschall Etrees, und dem

Schwedischen Feldmarschall Rosen, hatte man das Commando der Armeen genommen.

England war immer mit Oesterreich verbunden gewesen, und hatte mehr wie einmahl diese Monarchie vom Untergang gerettet. Man vergaß aber jetzt in Wien die so gerechte Dankbarkeit, so wie alle politische Rücksicht, und gab nur allein den Empfindungen des Hasses und der Rache Raum. Es wurde jedoch zwischen beiden Höfen, selbst nach dem Ausbruch des Krieges, noch eine Art von kalter Freundschaft unterhalten; die Vernichtung der Convention von Kloster-Seeven aber machte auch dieser politischen Farce ein Ende. Der Kaiserliche Gesandte in London, Graf Colloredo, verließ England ohne Abschied zu nehmen, und Oesterreich räumte die Niederländischen Festungen und Hafen Ostende und Nieuport den Franzosen ein. Vergebens hatte der aus der Preußischen Kriegs-Gefangenschaft entlassene Kaiserliche General, Fürst Lobkowitz, seiner Monarchin gemeldet, wie sehr der König zum Frieden geneigt sey. Auch hatten sich in Oesterreich vergebens so viel Hindernisse zur Fortsetzung des Kriegs gezeigt, denn ihr Entschluß war jetzt gefaßt.

Beide kriegführende Theile hatten nun neue Hoffnungen und neue Entwürfe; beide

hatten neue Kräfte gesammelt, und so wurde der Feldzug vom Jahr 1758 eröffnet. Die Russen waren die ersten auf der Kriegsbühne. Fermor erhielt jetzt das Commando und gemessene Befehle, Preußen zu besetzen, welches auch noch mitten im Winter geschah. Friedrich, der an dem weitern Vorrücken dieser Feinde jetzt nicht zweifelte, und dessen durch so viele Schlachten zusammengeschmolzene Armeen wieder im besten Stande und mit allen Bedürfnissen im Ueberfluß versehen waren, wünschte, ehe er sich gegen die Russen wandte, etwas entscheidendes gegen die Oesterreicher auszuführen, und richtete deshalb sein Augenmerk auf Mähren. Man war jedoch in Wien nicht für diese Provinz, sondern für Böhmen besorgt, wo die Truppen noch nicht im marschfertigen Stande waren, und wo in mehrern Gegenden, besonders im Königsgrätzer Kreise, epidemische Krankheiten herrschten. Ueberhaupt hatten die Kaiserlichen Heere noch nicht die bestimmte Zahl, um mit Nachdruck gegen einen Feldherrn zu agiren, dessen Unternehmungen aller Vorsicht Trotz boten. Die wenigen Oesterreichischen Truppen, die sich bey der Französischen Armee befanden, wurden daher zurückberufen, und 10,000 Mann Sachsen,

die auch dahin bestimmt waren, mußten zur Bedeckung von Oesterreich zurückbleiben. In Toscana und in den Niederlanden blieben nur geringe Besatzungen zurück; alle andre Regimenter mußten schleunig zur Haupt-Armee aufbrechen. In der ganzen Monarchie ergingen Befehle zu schleunigen sehr starken Recruten-Lieferungen; ja die Besorgnisse in Wien, den König von Preußen troß den anrückenden Russen vor den Mauern der Kaiserstadt zu sehn, waren jetzt wieder so groß, daß die Einwohner der Districte an der Mährischen Gränze Befehl erhielten, beym weitern Vordringen Friedrichs sich zu bewaffnen, wobey der ganze Adel dieser Provinz aufsitzen sollte.

Außer allen diesen Maaßregeln waren auch in Mähren die Schwierigkeiten eines Feldzugs weit größer, und der Erfolg weit ungewisser. Friedrich aber wählte diesen Plan vorzüglich. Er machte jedoch den Anfang seiner Operationen mit der Belagerung von Schweidnitz, die er selbst mit der Haupt-Armee deckte. Die Oesterreichische Besatzung dieser Festung, die man den ganzen Winter blokirt gehalten, war bis auf 5200 Mann geschmolzen. Die Laufgräben wurden nun in den ersten Tagen des Aprils bey einer noch sehr rauhen Witterung

eröffnet. Das Belagerungs-Corps, das der General Treskow commandirte, war nur 6000 Mann Infanterie, und 4000 Mann Cavallerie stark, die wirkliche Dienste thun konnten. Diese geringe Anzahl Soldaten erschwerte die Unternehmung außerordentlich. Es war überhaupt nicht in Belagerungen, worin die Preußischen Waffen so wie im Felde glänzten; denn Friedrich liebte diese Gattung Kriegs-Operationen nicht sehr; hiezu kam sein öconomischer Sinn; daher seine geringe Achtung gegen die Ingenieure, von denen der geschickteste Mann kein großes Avancement zu hoffen hatte, und hierin so wie in andern Dingen dem unwissendsten Infanterie-Officier nachstehen mußte; ferner die unbedeutende Zahl seiner Mineure, die bey seinen Belagerungen nie große Geschütz-Menge, und die den Artilleristen sparsam zugemessene Munition. Der Preußische Ingenieur-Oberste Balby führte hierüber in einem Briefe an den König die traurigsten Klagen. Er stellte ihm vor, daß die ganz entkräfteten Soldaten, wenn sie ferner Dienste thun sollten, unumgänglich durch Wohlthaten aufgemuntert werden müßten, und bat daher, ihnen täglich Bier und Fleisch reichen zu lassen. Balby fügte die Worte hinzu: „Um

„Gottes willen, Sire, sehen Sie hiebey et„was Geld nicht an.„ Nach geschehener Erhohlung rieth er zum Sturm. Friedrich bewilligte beides. Der Sturm ging vor sich, mit geringem Verlust, und dem besten Erfolg. Man erstieg die vornehmsten Forts, und nun wurde die Festung nach einer sechzehntägigen Vertheidigung den Preußen überlassen, wobey sich die Oesterreichische Besatzung zu Kriegsgefangenen ergab.

Nun kam die Reihe belagert zu werden an Olmütz. Diese Festung war mit einer Besatzung von 8000 Mann und mit allen Bedürfnissen versehen, eine Belagerung lange auszuhalten; hiezu kam ein Commandant, der General Marschall, ein Mann von Erfahrung, von Muth und Entschlossenheit. Man mußte also eine tapfere Gegenwehr erwarten.

Die vielen Schwierigkeiten, die mit einem Einfall in Mähren verbunden waren, wurden noch dadurch vermehrt, daß die nächsten Preußischen Magazine achtzehn Meilen von Olmütz entfernt waren; dem ungeachtet wurden alle Hindernisse überstiegen. Der König machte Miene nach Böhmen zu gehn, betrog aber den Feind, und drang in Mähren ein. Die feindlichen Corps, die die Unter-

nehmung hemmen wollten, wurden zurückgeschlagen, die besten Stellungen von den Preußen genommen, und die Belagerung förmlich angefangen. Der Commandant machte die wirksamsten Vorkehrungen zur Vertheidigung, verbesserte in der Geschwindigkeit die Festungswerke, vermehrte seinen Proviant, schaffte die unnützen Einwohner aus der Stadt, und ließ die Vorstädte niederreißen. Der Feldmarschall Keith commandirte das Belagerungs-Corps. Gleich die ersten Maaßregeln der Belagerer aber deuteten auf einen unglücklichen Erfolg. Der Ingenieur-Oberst. Balby, ein Franzose, der wie bey Schweidnitz, so auch hier die Belagerung anordnete, machte dabey die außerordentlichsten Fehler, wodurch alles in die Länge gezogen wurde. Der erste Laufgraben der Belagerer war 1500 Schritt von der Festung; eine Entfernung, die alles Schießen unnütz machte. Man rückte nach und nach näher, trotz der Ausfälle und des heftigen Feuers der Belagerten, und beschoß die Stadt aus achtzig Stücken Geschütz. Daun kam indessen an, und da die Preußen wegen des Flusses Morava die Festung nicht völlig einschließen konnten, so fand der Oesterreichische Feldherr Mittel, noch 1200 Mann herein zu werfen. Der Kö-

nig hatte die Ankunft dieses Heers so bald noch nicht erwartet; daher er bey dessen Anblick voll Verwunderung ausrief: „Da sind ja die Oe„sterreicher! Sie lernen marschiren.„

Die Erfordernisse, eine Belagerung anzufangen und fortzusetzen, sind nach der heutigen Kriegskunst außerordentlich; bey der gegenwärtigen bedurfte man täglich bloß zu Pulver und Kugeln die Ladung von mehr als vierhundert Wagen. Die Zufuhr des Proviants und andrer Bedürfnisse für die Preußen wurde auch beständig in kleinern und größern Transporten fortgesetzt. Sie kamen fast alle glücklich an; allein die Belagerung erforderte weit mehr; besonders war bald an Munition Mangel, die man wegen der fehlerhaften entfernten Laufgräben so unnütz verschwendet hatte; daher beruhete alles auf einem großen Transport von mehr als 3000 mit Munition und Proviant beladenen Wagen, der aus Schlesien über Troppau erwartet wurde. Die Ankunft desselben zu verhindern war Dauns Haupt-Augenmerk, da er Olmütz retten wollte, ohne mit dem König zu schlagen; wozu er vermöge seines vorsichtigen Characters sehr selten geneigt war, und daher auch durch gut gewählte Stellungen sich gegen jeden Angriff gesichert

hatte. Er benutzte die Stärke seiner Armee, verschiedene Corps auszuschicken, und die Landstraßen und Gegenden wohl zu besetzen, wo der Transport durchkommen mußte. Es fielen große Scharmützel vor; das Glück trat bald auf diese, bald auf jene Seite, allein in der Hauptsache wurde dadurch nichts geändert.

Friedrich wandte alles an, was ihm seine Lage als Belagerer, und die Schwäche seines Heers nur erlaubte, um den so entscheidenden Transport glücklich in die Hände zu bekommen. Der Oberst Mosel, ein erfahrner Officier, commandirte die Bedeckung desselben. Sein Corps war 9000 Mann stark, und mit diesem trat er den Marsch an, der aber wegen des erstaunlichen Trains sehr langsam und beschwerlich war. Ueberdem waren die Wege, die zur Preußischen Armee führten, wegen der beständigen Zufuhr und des eingefallenen Regenwetters so sehr verdorben, daß die Fuhrwerke alle Augenblicke stecken blieben, und der Zug dadurch aufgehalten und getrennt wurde. Mosel mußte daher von Zeit zu Zeit Halt machen; dennoch blieb ein Drittel des ganzen Zuges zurück. Er konnte auf diesen nicht warten, sondern setzte unter beständigen Angriffen seinen Marsch fort, der durch Hohlwege und

bey feindlichen Batterien vorbey ging. Hier erwartete Laudon den Transport. Seine Croaten, in einem Walde postirt, griffen die Preußen mit großer Hitze an; diese aber drangen in den Wald, schlugen den Feind zurück, und machten noch dazu einige hundert Gefangene.

Während diesem Gefecht aber war der Zug selbst in die größte Verwirrung gerathen. Die Bauern, die die Wagen führten, geriethen gleich bey den ersten Canonen-Schüssen in ein solches Schrecken, daß sie alles zurückließen, und sich zerstreuten. Viele machten ihre Vorspann-Pferde los, und eilten davon. Ein großer Theil derselben kam nicht mehr zum Vorschein, sondern floh geradezu nach Hause; ja viele Wagen kehrten ohne weiteres Bedenken um, und fuhren nach Troppau zurück. Mosel half dieser greulichen Unordnung ab, so gut es ihm möglich war, und setzte seinen Marsch fort. Der König schickte ihm den General Ziethen entgegen, der sich auch glücklich mit ihm vereinigte; allein es waren nicht mehr die Hälfte der Wagen vorhanden, und von diesen konnten viele nicht fort, aus Mangel an Knechten, die zerstreuet waren. Ein neuer Halt war durchaus nöthig. Diese kostbare Zeit benutzten die Oesterreicher, um 25,000

Mann auserlesener Truppen in die Gebüsche bey Domstädtel zu postiren. Die drey ausgezeichneten Befehlshaber, Laudon, Janus und Ziskowitz, waren ihre Anführer. Kaum hatte der Zug diese Gebirgspässe erreicht, so wurde er von allen Seiten angegriffen. Man feuerte mit Canonen auf die Wagenburg, schoß die Pferde todt, sprengte die Pulverwagen in die Luft, und setzte alles in die schrecklichste Verwirrung. Die Preußen verlohren jedoch den Muth nicht, sondern wehrten sich zwey Stunden lang in der allernachtheiligsten Lage. Sie waren in einzelnen Haufen, und überdem zu sehr zerstreut, um die ungeheure Wagen-Linie zu decken; der Feind aber konnte sich nach Gefallen zusammenziehn, und griff daher in ganzen Colonnen an. Durch dieses Mittel wurden die Preußen endlich überwältigt, und der ganze Transport aus einander gesprengt. Ziethen wurde mit einem Theil der Bedeckung abgeschnitten, und war gezwungen sich unter beständigem Fechten nach Troppau zurückzuziehn. Der General Krokow sammelte nun die übrigen Truppen, und 250 Wagen, mit denen er glücklich ins Königliche Lager eintraf. Unter diesen befanden sich sieben und dreyßig

Wagen mit Gelde beladen, wovon kein einzi-
ger eine Beute der Feinde wurde.

Alle Tapferkeit von Seiten der Preußen war bey einem so ungleichen Gefecht fruchtlos gewesen; denn es war nicht schwer einen Transport zu zerstreuen, der eine Wagen-Linie von drey bis vier Deutschen Meilen formirte, und wo die Truppen durch ungeheure Zwischenräume von einander abgesondert waren. In dieser Lage thaten die Preußen alles, was man nur von den tapfersten Kriegern erwarten konnte. Es waren bey dem Transport eine Menge Recruten, Jünglinge von achtzehn bis zwanzig Jahren, aus den Regiments-Cantons in der Mark und Pommern ausgehoben, die nie einen Feind gesehn hatten, und hier wie Römer fochten. Von 900 derselben wurden nur 65 gefangen, und einige verwundet, die übrigen deckten mit ihren Körpern die Wahlstatt.

Die unmittelbare Folge dieses Verlusts war das Ende der Belagerung von Olmütz, die nie hätte unternommen werden sollen. Dies war die unerklärbarste Handlung Friedrichs; denn selbst bey dem glücklichsten Erfolg war wegen des Anzuges der Russen eine Behauptung dieser Festung unmöglich, und der Verlust der darin gelassenen Besatzung nach Ent-

fernung der Preußischen Armee ganz unvermeidlich. Der Verlust des Transports wurde daher auch von den Preußen wenig beklagt, da jedermann die Aufhebung der Belagerung wünschte. Dies führte der Feldmarschall Keith mit der größten Klugheit und Behutsamkeit aus, so daß er ungehindert alles Geschütz, alle Wagen mit Lebensmitteln, ja selbst die Kranken fortschaffte; nur allein dreyßig der schwächsten wurden der Großmuth des Feindes überlassen. Auch zwey Mörser und eine unbrauchbare Canone blieben zurück, gleichsam zum Andenken, daß Olmütz belagert worden war. Friedrich machte abermahls seinen Generalen durch eine Rede seine mißliche Lage bekannt, und das große Vertrauen, das er auf die Tapferkeit seiner Truppen setzte, von denen er hoffte, daß sie den Feind zurückschlagen würden, und wenn er auch auf die höchsten Berge postirt, und in Batterien vergraben seyn sollte. Daun wollte dem König den Rückzug versperren, der wegen der Menge Geschütz, wegen der unwegsamen steilen Gebirge, der Hohlwege, und der vortheilhaften Stellungen des sehr überlegenen Feindes, ganz unübersteigliche Schwierigkeiten zeigte. Es war nicht denkbar, daß auf einem solchen Wege eine mit

Belagerungs-Geschütz, Pontons, und 4000 Wagen beladene Armee fortkommen konnte. Daun besetzte alle Pässe, die aus Mähren nach Schlesien führten, und glaubte die Preußen schon alle gefangen zu haben; allein Friedrich, der immer Cäsar beym Einmarsch, und Fabius beym Rückmarsch war, wandte sich plötzlich, nahm seinen Marsch nicht nach Schlesien, sondern nach Böhmen, vertheilte seine Armee in verschiedene Corps, lebte allenthalben auf Kosten des Feindes, und so kam er nach Uebersteigung der größten Hindernisse in den schreckhaften Gebirgen, und nach vielen lebhaften Scharmützeln, über Glatz nach Schlesien. Laudon besonders hatte ihn unaufhörlich verfolgt; allein dieser Feldherr, durch seine Hitze verleitet, fiel eines Tages bey Königsgrätz in einen Preußischen Hinterhalt, wobey er viel Leute verlohr. Keith deckte die Belagerungs-Artillerie, und die 4000 Wagen. Auch dieser ungeheure Zug passirte glücklich die hohen Gebirge und eine Kette von Hohlwegen, ungeachtet der verfolgenden Feinde. Nichts ging verlohren, auch nicht ein einziger Wagen. Diese Kriegshandlung, vielleicht die einzige ihrer Art, war allen Nationen unbegreiflich; die Oesterreicher besonders setzten ihrem Mißvergnügen

gnügen mit Daun keine Gränzen; nur allein der angenehme Gedanke: Mähren und Böhmen sind befreyt, und der Feind ist weit entfernt, beruhigte endlich die Gemüther.

Der Offensiv-Krieg gegen die Oesterreicher hatte für jetzt ein Ende; denn die nun im Mittelpunct von Friedrichs Staaten eingedrungenen Russen erforderten die schleunigsten Maaßregeln, sie zurück zu treiben. Sie waren bereits im Januar unter des Generals Fermor Anführung nach Preußen zurückgekehrt, und da sie das Königreich ganz leer an Truppen fanden, so hatten sie es jetzt ohne Schwertschlag in Besitz genommen.

Fermor hielt einen triumphirenden Einzug in Königsberg. Es wurde, so wie an einem Freudenfeste, mit allen Glocken geläutet, und Trompeten und Pauken ließen sich von den Kirchthürmen den ganzen Tag hören. Die betäubten Einwohner, denen die vorjährigen Russischen Greuel noch in frischem Andenken waren, fleheten nun um den Schutz der Kaiserin. Die Antwort des Feldherrn ist merkwürdig. Er sagte: „Es ist ein Glück für „Sie, meine Herren, daß meine allergnädig„ste Monarchin dies Königreich in Besitz ge„nommen hat. Es kann Ihnen unter Ihrem

„sanften Scepter nicht anders als glücklich er„gehen, und ich werde mich bemühen, alle „hiesigen Verfassungen, die ich vollkommen „und unverbesserlich finde, in ihrem Gange „zu erhalten.„ Er fertigte so fort einen Courier mit den Schlüsseln der Stadt nach Petersburg ab, und gab dem Adel Audienz; hierauf folgten prächtige Gastmähler. Von nun an betrachteten die Russen das Königreich Preußen als ihr Eigenthum, das sie im Frieden zu behalten hofften, und man muß gestehn, daß sie es den ganzen übrigen Krieg durch mit einer beyspielwürdigen Schonung behandelten. Es wurde so gar im ganzen Königreich von den Kanzeln abgekündigt, daß, wer über die Russischen Soldaten nur irgend eine Klage zu führen hätte, solche bey der Kriegs-Kanzeley in Königsberg anbringen sollte, wo die schleunigste Genugthuung erfolgen würde.

Die Glieder von allen Königlichen Collegien mußten nun in der Schloßkirche einen Eid schwören, daß sie nichts wider das Interesse der Kaiserin von Rußland weder öffentlich noch heimlich vornehmen wollten. Den Kranken wurde der Eid in ihren Wohnungen abgenommen. Das Consistorium erhielt Befehl, für die Kaiserin in den Kirchen beten zu lassen,

und selbst das Formular des Gebets wurde dazu gegeben. Endlich mußte der Adel so wohl als die Bürgerschaft auch den Eid in dazu bestimmten Kirchen leisten. Russische Officiere führten sie dahin, und präsidirten bey der Ceremonie. Man machte die Russischen Staatsfeste bekannt, die durch Gottesdienst und Unterlassung der Arbeit gefeyert werden sollten; dabey wurden aber auch alle Verfügungen getroffen, um das Commerz, die Posten, und andre gemeinnützige Gegenstände ungestört zu lassen. Diese Huldigung, die keine bloße Besitznehmung, sondern eine förmliche Eroberung bezeichnete, beleidigte den König, daher der Magistrat von Dresden, so wie der von Pirna, von Freyberg und von andern Städten ihm nun auch den Huldigungs-Eid schwören mußten.

Die Russen erbeuteten in Königsberg und Pillau acht und achtzig eiserne Canonen, nebst einer beträchtlichen Anzahl Kugeln und Bomben, desgleichen einige hundert Fässer Pulver. Nie wurde ein Königreich leichter erobert als jetzt Preußen, aber auch nie betrugen sich barbarische Krieger im Taumel ihres Glücks mit mehr Mäßigung. Der Wiener Hof, um diese mühlose Eroberung zu belohnen, ernannte

Fermor zum Reichsgrafen, und die Russische Monarchie bestätigte alle seine Verfügungen.

Die Einwohner von Preußen schienen bey dieser unerwarteten Schonung ihren König zu vergessen, und schmiegten sich ruhig unter das Joch seiner Feinde. In Königsberg besonders that man mehr, als erforderlich war. Am 21sten Februar, als dem Geburtstage des Großfürsten Peter, wurde die Stadt erleuchtet, ein Feuerwerk abgebrannt, und die Universität bat um Erlaubniß im öffentlichen Hörsaal eine Rede auf diesen Russischen Thronerben zu halten. Dergleichen Erleuchtungen, auf Kosten der Königsberger, mit Ehrengerüsten und andern Schaugeprängen verbunden, wurden von nun an bey den Russischen Staats-Festen hier gewöhnlich, und obgleich politische Rücksicht und Befehle weit mehr Antheil daran hatten, als der gute Wille, so konnte Friedrich doch dies Betragen nicht vergessen, und nie in seinem ganzen übrigen Leben betrat er sein Königreich Preußen wieder. Alles ging jetzt ruhig. Die Verwaltung aller Zweige der Staatswirthschaft und der Landesregierung wurde unverändert fortgesetzt. Die Einkünfte fielen den Eroberern zu; jedoch wußten die Häupter der Collegien eben so wie in Sachsen Mit-

tel zu finden, ihrem Monarchen von ihrer Treue und ihrem Dienst-Eifer thätige Beweise zu geben. Diese Mittel blieben den Russen ein Geheimniß. Fermor verließ endlich Preußen mit seiner Armee, der auf 30,000 Schlitten der Proviant zugeführt wurde, und nahm seinen Zug nach Pommern und der Mark. Jetzt aber waren diese Eroberer, so bald sie über die Gränzen des Königreichs Preußen kamen, nicht mehr durch höhere Befehle im Zaum gehalten, daher bezeichneten, so wie im vorigen Jahre, Blut und brennende Dörfer ihren Pfad in diesen beiden unglücklichen Provinzen.

Die Dohnasche Armee, zur Vertheidigung von Pommern bestimmt, hatte vor Ankunft der Russen die Schweden ganz in die Enge getrieben, und hielt selbst Stralsund blokirt. Alle diese Vortheile aber wurden vernichtet, da die neuen Feinde aus Norden anrückten. Die Operationen dieses Russischen Heers waren wegen Herbeyschaffung der Lebensmittel und der Anlegung der Magazine sehr verzögert worden. Es war nicht genug, daß die Russen Meister von der Weichsel waren, sie mußten es auch von der Warte seyn. Posen, die Hauptstadt in Groß-Pohlen, wurde daher von ihnen in

Besitz genommen; ein gleiches geschahe mit Elbing und Thorn; auch Danzig wollten sie besetzen, und zum Haupt-Waffenplatz machen, allein der Versuch mißglückte. Die Einwohner dieser damahls sehr Preußisch gesinnten Stadt erklärten sich förmlich wider das Ansinnen, den Russen ihre Außenwerke zu überlassen, und machten Anstalten, sich im Nothfall der Gewalt zu widersetzen. Es kam jedoch nicht dazu. Die Russen hatten keine Zeit zu verlieren. Ihr Augenmerk war auf das Innere der Preußischen Staaten gerichtet, wohin Fermor seinen Marsch fortsetzte. Er drang mit 80,000 Mann in Pommern und in die Neu-Mark ein, und fing an Cüstrin zu belagern.

Der General Dohna, der die Blokade von Stralsund aufgehoben hatte, um sich den Russen zu nähern, konnte mit seiner schwachen Armee diese Belagerung nicht hindern. Das System der Russischen Truppen war, nach barbarischer Horden Art, zu sengen und zu brennen. Die unglückliche Stadt wurde daher gleich den ersten Tag in einen Aschenhaufen verwandelt. Die Bomben und glühenden Kugeln fielen in solcher Menge, als ob es Feuer vom Himmel regnete. Von allen Seiten stürzten die Häuser zusammen, und erschlugen Men-

schen. Kein Löschen war denkbar, und kein Rettungs-Mittel übrig, als die schleunigste Flucht. Alles was nur kriechen konnte, machte sich auf den Weg; die Säuglinge an der Brust ihrer verzweiflungsvollen Mütter, die Kranken in Betten gehüllt; denn kaum hatten diese Unglücklichen Zeit, von allem entblößt, das Feld zu erreichen. Sie flohen über die Oder unter lautem Jammer und Wehklagen, und sahen traurig den Rauch an, der von ihren verbrannten Habseligkeiten in die Wolken stieg. Viele kamen in den Flammen um; andre wurden von den Ruinen zerschmettert, oder erstickten in den Kellern, wo sie von Furcht gedrängt Schutz suchten. Eine große Anzahl Bewohner der umliegenden Gegenden, ja selbst entfernte wohlhabende Edelleute und Bürger hatten in dieser Festung ihre besten Sachen vor der Raubsucht der Cosaken in Sicherheit gebracht; es waren deren eine erstaunliche Menge und von großem Werth, die aber jetzt auch von den Flammen verzehrt wurden. Auch ein ungeheures Magazin ging dabey im Rauch auf, und so sehr wüthete das Feuer, daß die Canonen in den Zeughäusern schmolzen, wobey die gefüllten Patronen für Musketen und Canonen, nebst den geladenen Bomben und

dem großen Pulver-Vorrath mit dem entsetzlichsten Getöse in die Luft gingen. Ein Schauspiel dieser Art, wo in wenig Stunden alles in der Natur schreckliche zusammengehäuft wurde, war bis zu diesem Tage, dem 15ten August, vielleicht noch nie in einem Kriege gesehn worden; auch verlohren mehrere Einwohner ihre Besonnenheit und glaubten im Ernst den jüngsten Tag erlebt zu haben. Die Absicht der Feinde war, daß durchaus nichts vom Eigenthum der armen Einwohner gerettet werden sollte; denn sie fuhren mit dem Werfen der Brand-Grenaden fort, da das Feuer schon in allen Winkeln des Orts wüthete. Endlich hörte man gegen Abend mit dem unnützen Bombardement auf. Fermor selbst aber befahl in der Nacht die noch vorhandenen Grenaden auch in die Stadt zu werfen, weil, wie er selbst sagte, man sie in diesem Feldzuge doch nicht mehr brauchen würde; die Canonen-Kugeln aber sollte man bis zur Schlacht sparen.

Die Russen schienen weniger auf Eroberung als auf Verheerung zu denken; denn nur allein die Stadt war von ihnen so grausam bombardirt worden, aber nicht die Festung, die man erst zwey Tage nachher zu beschießen anfing. Auch wurde der Commandant, der

Oberst Schack, erst am vierten Tage zur Uebergabe aufgefordert, weil es dem Russischen Feldherrn zu Zeiten einfiel nach gesitteter Völker Weise zu handeln; allein auch diese Aufforderung bezeichnete den Barbaren. Er drohete zu stürmen, und die ganze Besatzung niedersäbeln zu lassen, wenn man die Festung nicht so fort übergäbe. Die Antwort des Commandanten war: „Die Stadt ist zwar nichts „mehr als ein Steinhaufen; die Magazine „sind verbrannt; aber die Festung selbst ist „noch im besten Stande, und die Garnison „hat nichts gelitten, ich werde mich daher „bis auf den letzten Mann wehren.„ Er vertheidigte sich auch auf dem Schutthaufen, allein ohne große Einsicht zu zeigen. Als er sich deshalb bey dem König entschuldigen wollte, antwortete dieser: „Ich bin selbst „schuld; warum habe ich ihn zum Comman„danten gemacht?„

Der gedrohete Sturm auf Cüstrin unterblieb jedoch; denn alle Aufmerksamkeit der Russen war auf den herannahenden König gerichtet. Dohna, der die bedrängte Festung zwar nicht hatte entsetzen können, kam ihr jedoch noch vor Friedrichs Ankunft zu Hülfe, ließ eine Schiffbrücke über die Oder schlagen,

und eröffnete dadurch eine Communication, so daß die Besatzung beständig abgelöst werden konnte.

Der König hatte den Feldmarschall Keith mit dem größten Theil seiner Armee bey Landshut in Schlesien zurückgelassen, um diese Provinz zu decken; er nahm bloß 14,000 Mann von den zum Kern seiner Heere gehörigen Truppen, und mit ihnen ging er in sehr forcirten Märschen, wohin das hohe Schicksal ihn rief. Diese kleine Armee brannte vor Begierde sich an einem Feind zu rächen, den sie zwar noch nie gesehn hatte, dessen Grausamkeiten und Verwüstungen aber, durch den Ruf sattsam bekannt, Blut in Strömen forderten. Ihre Kriegswuth wurde noch größer, da sie die verheerten Provinzen betraten, die Schutthaufen sahen, und die Aschenhügel noch rauchend fanden. Kaum kannten sie ihr verödetes Vaterland mehr. Man eilte, sich dem Feinde zu nähern. Alle Strapazen wurden von diesen Preußen verachtet, die ihrer erhabenen Bestimmung als Retter des Vaterlandes eingedenk waren, und alles ertrugen; das Wasser bey der heißen Jahreszeit wurde von ihnen aus Pfützen getrunken. In vier und zwanzig Tagen machte Friedrich einen Zug von sechzig

Deutschen Meilen; und so langte er den 21sten August bey Cüstrin an, wo er die Besatzung verstärkte, und zur Dohnaschen Armee stieß. Die Husaren brachten ihm hier zwölf gefangene Cosaken, die er als die ersten, die sein Auge sah, wegen ihrer besondern Gestalt und ihres elenden Aufzugs sehr ernsthaft betrachtete, und sodann zum Garde-Major Wedel sagte: „Sehe er hier, mit solchem Gesindel muß ich „mich herumschlagen.„ Er war bey dem Dorf Güstebiese an einem nicht erwarteten Ort über die Oder gegangen. Fermors Entwürfe waren dadurch ganz vereitelt. Nun wurde die Belagerung von Cüstrin aufgehoben; beide Heere näherten sich einander, und alles rüstete sich zur Schlacht. Nie war bey einer Armee der Durst nach einem Blutkampf größer, als wie diesmahl bey der Preußischen. Der Dämon des Kriegs schien das ganze Heer begeistert zu haben. Selbst Friedrich, durch den Anblick der verwüsteten Fluren, der zahllosen Schutthaufen, und der alles beraubten herumirrenden Flüchtlinge aufs lebhafteste gerührt, schien alle Philosophie zu vergessen, und alle andre Leidenschaften der Rache unterzuordnen. Er befahl, keinem Russen in der Schlacht Pardon zu geben. Alle Anstalten wurden gemacht, dem

Feind den Rückzug zu hemmen, und ihn nach den Moråsten der Oder zu drängen und dort zu vernichten; sogar die Brücken, die ihnen zur Flucht dienen konnten, mußten abgebrannt werden. Diese Wuth der Preußen wurde den Russen bekannt, da eben die Schlacht anfangen sollte. Ein Zuruf lief durch die ganze Linie: „Die Preußen geben kein Quartier!„ „Und wir auch nicht!„ war der weitschreckende Wiederhall der Russen.

Die Lage Friedrichs war abermahls verzweiflungsvoll, und hing von dem Ausgang einer Schlacht ab. Die feindlichen Heere waren nun im Begriff sich zu vereinigen, und ihn von der Elbe und der Oder abzuschneiden. Die Franzosen und Reichs-Truppen waren auf dem Marsch nach Sachsen, wohin Daun mit der Haupt-Armee der Oesterreicher auch gezogen war. Die von den Preußen befreyten Schweden hatten jetzt gar keinen Feind vor sich, und rückten auf das unbefestigte Berlin los; und überdem nun noch die Russen, deren Motto Verheerung war, in dem Herzen seiner Staaten.

Die tief durchdachte Disposition Friedrichs war jedoch nicht bloß auf den Sieg, sondern auf den gänzlichen Untergang des feindlichen

Heeres gerichtet, dabey aber doch dem Könige bey einem widrigen Schicksal der Rückzug nach Cüstrin frey blieb. Es war am 25sten August, als diese große Schlacht bey Zorndorf geliefert wurde. Sie fing des Morgens um acht Uhr an. Die Russen waren 50,000, und die Preußen 30,000 Mann stark. Diese, abermahls so wie bey Leuthen in schiefer Schlachtordnung gestellt, machten den Anfang mit einer großen Canonade. Die Stellung der Russen war ein in ihren Türken-Kriegen gebräuchliches ungeheures Viereck, in dessen Mitte sich ihre Reiterey, ihre Bagage, und das Reserve-Corps befand; eine Stellungsart, die bey einer Schlacht die schlechteste unter allen ist, da sie der Armee so wohl zum Angriff als zur Vertheidigung alle Thätigkeit raubt, und durch welche auch vor 1800 Jahren die Römer unter Crassus Anführung in der schönsten Ebene von den Parthern geschlagen wurden. So wie die Bogenschützen dieses letztern Volks ihr Ziel auf die zusammengedrängten Legionen nicht verfehlten, so thaten auch hier die Canonen-Kugeln eine schreckliche Wirkung auf die so unschicklich gestellten Russischen Menschenmassen. Bey einem Grenadier-Regiment traf eine einzige Kugel 42 Mann, die theils getödtet, theils ver-

wundet wurden *). Ueberdem richteten sie eine grausame Verwirrung unter der Bagage an; die Pferde rissen mit ihren Wagen aus, und brachen durch die Glieder, so daß man diesen Troß bald aus dem Quarree herausschaffen mußte. Der linke Flügel der Preußen avancirte indessen so hitzig, daß er eine Flanke bloßgab. Diesen Umstand nutzte die Russische Cavallerie, in die Preußische Infanterie einzudringen, und einige Bataillone aus dem Felde zu schlagen. Fermor glaubte schon völlig gesiegt zu haben; er ließ das Quarree von allen Seiten öffnen, um den Feind zu verfolgen. Dies geschah auch mit einem lauten Siegesgeschrey; allein die Russen waren noch nicht weit gekommen, als sie schon in große Unordnung geriethen. Das Hintertreffen, das für Staub und Dampf nichts erkennen konnte, feuerte auf das Vordertreffen.

Der General Seydlitz rückte indessen mit der Preußischen Cavallerie in drey Colonnen an, und warf die Russische über den Haufen,

*) Der durch seine militairischen Schriften bekannte Sächsische Artillerie-Hauptmann Tielke, der damahls bey der Russischen Armee diente, und sich bey der Schlacht befand, erzählt diesen fast unglaublichen Umstand, so wie andre die Russen betreffende Vorfälle dieser Zeit.

die jetzt auf ihre eigne Infanterie getrieben wurde. Ein andres Corps Preußischer Reiter stürzte zu gleicher Zeit auf die Russische Infanterie. Sie hieben alles ohne Gnade nieder, was ihr Schwert nur erreichen konnte. Einige Regimenter Preußischer Dragoner ließen sich durch das brennende Zorndorf nicht abhalten, sondern trabten durch die Flammen auf die Russen zu; auch Seydlitz, der mit der feindlichen Cavallerie ganz fertig geworden, und was noch nie erhört war, mit seinem Cuirassier-Regiment, den Degen in der Faust, eine Batterie von schweren Canonen angegriffen und erobert hatte, folgte jetzt dieser neuen Siegesbahn. Das Russische Fußvolk wurde nun von allen Seiten in der Flanke, auf der Fronte, und im Rücken angefallen, und ein entsetzliches Blutbad angerichtet. Diese Krieger stellten den Preußen noch nie erlebte Schlacht-Scenen dar. Hatten sie gleich als Haufen betrachtet, ihre Stellungen in ihren Linien und Abtheilungen verlassen, so standen sie doch als einzelne Menschen wie die Bildsäulen in ihren Gliedern, nachdem sie ihre Patronen verschossen hatten. Es war jedoch nicht jene bewunderungswerthe Tapferkeit, aus Ruhmbegier oder Vaterlands-

Liebe ihren Posten bis auf den letzten Augenblick zu behaupten; denn sie wehrten sich fast nicht in dieser Lage; vielmehr war es ein Stumpfsinn, sich da, wo sie standen, erwürgen zu lassen. Waren nun ganze Reihen zu Boden gestreckt, so zeigten sich immer neue Schaaren, die auf eine ähnliche Abfertigung ins Reich der Schatten zu warten schienen. Es war leichter, sie zu tödten, als in die Flucht zu schlagen; selbst ein Schuß mitten durch den Leib war oft nicht hinreichend sie auf die Erde zu werfen. Nichts blieb daher den Preußen übrig, als niederzumetzeln, was nicht weichen wollte. Der ganze Russische rechte Flügel wurde also theils niedergehauen, theils in Moräste getrieben. Eine Menge dieser Flüchtlinge gerieth unter die Bagage; die Marketender-Wagen wurden geplündert, und der Branntwein viehisch gesoffen. Vergebens schlugen die Russischen Officiere die Fässer in Stücken, die Soldaten warfen sich die Länge lang auf den Boden, um den so geliebten Trank noch im Staube zu lecken. Viele hauchten besoffen die Seele aus, andre massacrirten ihre Officiere, und ganze Haufen liefen wie rasend auf dem Felde herum, ohne auf das Zurufen ihrer Befehlshaber zu achten.

So ging es auf dem rechten Flügel der Russen zu. Es war Mittag. Auf ihrem linken Flügel war bisher noch wenig geschehn. Nunmehr aber wurde auch dieser von den Preußen angegriffen; allein die Regimenter, die hier dem größten bereits errungenen Siege vollends das Siegel aufdrücken konnten, zeigten nicht ihre gewöhnliche Tapferkeit. Sie vergaßen den Ruhm des Preußischen Nahmens, verkannten ihre Kräfte, so wie die Macht ihrer tactischen Künste, in dem entscheidendsten Augenblick, und wichen im Angesicht ihres Königs vor den geschwächten und schon halb geschlagenen Russen zurück. Die Unordnung war groß, und alle Heldenthaten des Preußischen linken Flügels schienen verlohren zu seyn; allein Seydlitz kam mit seiner Cavallerie von diesem siegreichen Flügel herangeflogen, rückte in die von der weichenden Infanterie gemachte Oeffnung, hielt ein heftiges Musketen- und Kartätschen-Feuer aus, und nun drang er nicht allein auf die Russische Cavallerie, sondern auch auf den bisher noch fest gestandenen Theil der Infanterie ein, und trieb den vorgerückten Feind, der schon einige Batterien erobert hatte, in die Moräste. Dieses große Manövre der Reiterey wurde von

dem Kern der Preußischen Infanterie, den Regimentern Prinz von Preußen, Forcade, Kalkstein, Asseburg, und einigen Grenadier-Bataillons, sämmtlich Truppen, die der König mitgebracht hatte, vortrefflich unterstützt. Diese Veteranen, ohne auf das Zurückweichen der neben ihnen stehenden Bataillons zu achten, das ihre ganz entblößte Flanke in Gefahr setzte, waren beständig im Vorrücken geblieben, und jetzt fielen sie zugleich mit der Cavallerie mit gefälltem Bajonet die Russische Infanterie an, und zeigten Wunder der Tapferkeit. Diese Angriffe waren so lebhaft, daß in dem Zeitraum von einer Viertelstunde der größte Theil des Schlachtfeldes von den Feinden verlassen war. Das Feuer hörte jetzt an allen Orten auf. Die Munition fing an zu fehlen. Man schlug und stieß nun auf einander los mit Flintenkolben, Bajonetten und Säbeln. Die Erbitterung beider Theile war unaussprechlich. Schwer verwundete Preußen vergaßen ihre eigne Erhaltung, und waren immer noch auf das Morden ihrer Feinde bedacht. So auch die Russen. Man fand einen von diesen, der tödtlich verwundet auf einem sterbenden Preußen lag, und ihn mit seinen Zähnen zerfleischte; der Preuße, mit dem Tode ringend und

unfähig sich zu bewegen, mußte dieses Nagen dulden, bis seine Mitstreiter herbeykamen, und den Canibalen durchbohrten.

Die Regimenter Forcade und Prinz von Preußen stießen bey ihrem Vordringen auf die Russische Bagage und Kriegscasse. Der größte Theil davon wurde erbeutet. Die gänzliche Ermattung beider Theile und die Nacht machten endlich dem Morden ein Ende, das zwölf Stunden gedauert hatte; nur allein die Cosaken schwärmten noch auf dem Schlachtfelde im Rücken der Preußen, um die Erschlagenen auszuplündern, und die wehrlosen Verwundeten umzubringen. Allein dieser Mordlust wurde bald gesteuert, da man die Beschäfftigung der Unholde ausspähete. Ueber tausend Mann von diesem Gesindel, die von den alles niederhauenden Husaren sehr gedrängt wurden, verließen in der Verzweiflung ihre Pferde, und warfen sich in die Schäferey von Quartschen, ein großes steinernes Gebäude; hier schossen sie aus allen Löchern, und wollten sich nicht ergeben. Das Dach, worunter viel Heu und Stroh lag, gerieth in Brand, stürzte ein, und fast alle diese Cosaken erstickten, verbrannten, oder wurden niedergehauen.

Beide Heere blieben die Nacht über unterm Gewehr. Die Russen befanden sich in der schrecklichsten Unordnung; alle ihre Truppen waren wie ein Chaos vermischt. Gern hätten sie den Preußen die Ehre des Siegs unbedingt überlassen, allein der Rückzug war ihnen versperrt, da alle Brücken über die Flüsse abgebrochen waren. In dieser Verwirrung hielt der General Fermor noch am Abend der Schlacht um einen Waffenstillstand auf zwey bis drey Tage an. Sein Vorwand war, die Todten zu begraben. Auf dies sonderbare Ansuchen antwortete der General Dohna: „Da „der König, mein Herr, die Schlacht gewonnen, so werden auf seinen Befehl die „Todten beerdigt, und die Verwundeten verbunden werden.„ Er belehrte ihn dabey, daß ein Waffenstillstand nach einer Schlacht eine ganz ungewöhnliche Sache sey Den folgenden Tag geschahe nichts als Canonaden. Der König wollte den Kampf förmlich erneuern; allein der Mangel an Munition bey der Infanterie, und die große Abmattung der Cavallerie, die mit Anstrengung aller ihrer Kräfte gefochten hatte, machten der Schlacht nothwendig ein Ende, und verschafften den Russen Gelegenheit einen Ausweg aus ihrem

Labyrinth zu finden. Sie zogen sich über Landsberg an der Warthe zurück. Diese Niederlage kostete ihnen 19,000 Todte und Verwundete, nebst 3000 Gefangenen; dabey verlohren sie 103 Canonen, viele Fahnen, ihre Kriegscasse, und eine Menge Bagage. Die Preußen zählten 10,000 Todte und Verwundete; desgleichen 1400 Gefangene oder Vermißte; auch hatten sie beym Weichen ihres rechten Flügels 26 Canonen eingebüßt.

Diese kleine Canonen-Zahl, die wenigen Gefangenen, und der Umstand, daß ein Theil der Russischen Armee in zerstreuten Haufen die Nacht auf dem Schlachtfelde zugebracht hatte, veranlaßte die Russen, sich den Sieg zuzuschreiben. Der Russische General Panin war jedoch so aufrichtig zu sagen: „Wir haben „zwar den Wahlplatz behauptet, allein todt, „verwundet und besoffen.„ Ob es gleich Fermor selbst gewesen war, der um Erlaubniß gebeten hatte, die Erschlagenen zu begraben, so sandte er doch Couriere mit der Nachricht des Siegs an alle alliirte Höfe und Armeen, daher man auch in Wien feyerlich das Te Deum anstimmte. Nie wurde dieser kriegerische Fechterstreich häufiger gebraucht, als in diesem Kriege. Die Preußen allein verachteten der-

gleichen Künste. Wurden sie wirklich geschlagen, so gestanden sie es frey, in der festen Hoffnung, durch künftige Thaten das Verlohrne wieder zu gewinnen. So dachte Friedrich, und so dachten alle Befehlshaber seiner Heere. Man überließ es den Besiegten, sich durch Einbildungen und falsche Berichte zu vergnügen, und benutzte indessen den Sieg. Der König, Herr des Wahlplatzes von Zorndorf, verfolgte den fliehenden Feind bis Landsberg. Er war so sehr von dessen gegenwärtiger Unmacht überzeugt, daß er ihn bloß durch einen Theil der Armee unter dem General Dohna beobachten ließ; ein andres Corps sandte er nun wieder gegen die Schweden, und mit den übrigen Truppen ging er nach Sachsen, wo seine Gegenwart höchst nöthig war.

Der König war so großmüthig, das außerordentliche Verdienst des Seydlitz zu erkennen; er gestand öffentlich, daß die Schlacht durch diesen General gewonnen worden sey. Friedrich hatte jedoch selbst seine eigne Person gar nicht geschont, sondern war so tief ins Russische Feuer gedrungen, daß seine Adjutanten und Pagen um ihn her verwundet und getödtet wurden. Der Englische Gesandte Mitchel, der ihn in allen Feldzügen dieses Kriegs beglei-

tete, war auch hier an seiner Seite, und setzte sich der größten Gefahr aus. Friedrich sagte: „Mein lieber Mitchel! dies ist nicht Ihr „Platz.„ Der Minister erwiederte: „Sire, „ist es der Ihrige? Ich bin zu Ihrer Person „gesandt, und mein Platz ist allenthalben, wo „sich Ew. Majestät befinden.„

Die Erinnerung an die von den Russen verübten Greuel erstickten bey den Preußischen Soldaten und Bauern auf einige Augenblicke alle Empfindungen der Menschlichkeit, so daß manche schwer verwundete Russen, die hülflos auf dem Schlachtfelde lagen, mit den Todten zusammen in Gruben geworfen, und also lebendig begraben wurden. Vergebens krümmten sich diese Unglücklichen unter den Leichen, und suchten sich empor zu arbeiten; neue Leichname wurden auf sie geworfen, die bald ihre schwachen Bewegungen hemmten. Unter den gefangenen Russen befanden sich die Generale Czernichef, Soltikow, Fürst Sulkowsky, und andre, die dem König nach der Schlacht vorgestellt wurden. Friedrich konnte die grausame Verheerung seines Landes nicht vergessen. Er warf daher verächtliche Blicke auf die vorgeführten Befehlshaber, und sagte, indem er sich von ihnen wegwandte: „Ich habe kein

„Siberien, wohin ich Sie schicken könnte. „Sie sollen in die Casematten von Cüstrin ge- „steckt werden; haben Sie sich gute Quartie- „re zubereitet, so mögen Sie solche nun auch „beziehn.„ Dieser Befehl wurde auch vollzo- gen, so sehr auch der General Czernichef dem Commandanten darüber seinen großen Unwil- len zeigte. Er fragte, ob Casematten eine Woh- nung für Feldherren wären? Die Antwort des Commandanten war: „Sie, meine Her- „ren, haben ja in der Stadt kein Haus übrig „gelassen, wo Sie einquartiert werden könn- „ten. Nehmen Sie also diesmahl nur so vor- „lieb.„ Man achtete nicht auf ihren Zorn, und so mußten die gefangenen Generale in die un- ter dem Festungs-Wall gewölbten Keller krie- chen. Sie blieben jedoch nur einige Tage hier; denn der König erlaubte ihnen gleich darauf, sich in der nicht abgebrannten Vorstadt von Cüstrin einzumiethen.

Die Oesterreicher hatten indessen die Ab- wesenheit des Königs aufs beste zu benutzen gesucht. Jetzt konnten sie offensive verfahren, und die Ueberlegenheit ihrer Armeen versprach ihren Unternehmungen den glücklichsten Erfolg. Alles kam auf die Geschwindigkeit der Ausfüh- rung an. In Schlesien zeigten die besetzten

Pässe und die vielen Festungen Hindernisse, deren Wegräumung lange Zeit erforderte. Die Kriegs-Operationen in dieser Provinz wurden daher untergeordnete Entwürfe. Sachsen ließ schnellere Lorbeern hoffen. Daun eilte deshalb mit der Haupt-Armee dahin, und ließ bloß den General Harsch mit 20,000 Mann in Schlesien zurück, um wo möglich Neiße zu belagern. Dieser Marsch des Oesterreichischen Feldherrn veranlaßte Keith, auch mit seiner Armee nach Sachsen zu gehen, um den Prinzen Heinrich zu unterstützen. Auch der Herzog von Zweybrücken war mit den Reichs-Truppen in Sachsen angelangt. Alles drohete nun den Preußen den Verlust dieser so nützlichen Kriegs-Provinz. Der Prinz Heinrich, der das Land mit einer kleinen Armee bisher gedeckt hatte, mußte der Uebermacht weichen, und zog sich nach Dresden. Diese Königsstadt zu erobern, die Preußen in Sachsen wo nicht aufzureiben, doch gänzlich aus dem Lande zu vertreiben, und den König von der Elbe völlig abzuschneiden, dies war Dauns Entwurf. Es kam nur darauf an, den furchtbaren Feldherrn lange in seinen eignen Staaten aufzuhalten. Daun warnte daher den General Fermor, sich nicht mit dem Könige, diesem (nach

seinem Ausdruck) schlauen Feind, den er noch nicht kenne, in ein Treffen einzulassen; er sollte vielmehr so lange vertheidigungsweise verfahren, bis man Sachsen befreyt hätte. Der Courier fiel dem König in die Hände, der dies Schreiben nach der Zorndorfer Schlacht in Fermors Nahmen auf folgende Art beantwortete: „Sie haben Ursache gehabt, den „General Fermor zu warnen, sich vor einem „schlauen Feind zu hüten, den Sie besser kennen als er; denn er hat Stand gehalten, „und ist geschlagen worden.„

Prinz Heinrich, der sich auf Friedrichs Thätigkeit verließ, bemühete sich indessen durch mannigfaltige Operationen seinen Posten gegen die zahlreichen Feinde zu behaupten, und es gelang ihm. Der Sonnenstein wurde von den Reichs-Truppen belagert und eingenommen. Der Preußische Commandant verlohr den Muth, und ergab sich mit 1400 Mann zu Kriegsgefangenen. Daun machte nun einen Versuch, Dresden zu erobern. Er näherte sich dieser Residenz, die nur schwach besetzt war, und geringe Festungswerke hatte. Die Klugheit und Entschlossenheit aber des Commandanten, Grafen Schmettau, ersetzte alles. Er machte Miene, die prächtigen Vor-

städte abzubrennen, die Häuser von sechs auch sieben Stockwerk hoch hatten, und über die Wälle hervorragten. Dieser Vorsatz setzte den Hof und die Stadt in die äußerste Bestürzung. Die Königliche Familie glaubte, daß dadurch so wohl das Schloß als sie selbst der größten Gefahr ausgesetzt wären. Das Wehklagen war allgemein, da man anfing die Häuser mit brennbaren Materialien zu füllen. Die Einwohner, der Magistrat, der Hof, alles flehte um Schonung; auch die Landstände sandten Abgeordnete mit Vorstellungen und Bitten. Schmettau berief sich auf die Nothwendigkeit, und auf die Pflicht sich zu vertheidigen. Er führte an, daß die Sachsen von ihm als Feind keine Achtung für die Königliche Residenz erwarten könnten, wenn selbst ihre Bundsgenossen solche absichtlich aus den Augen setzten. Daher rieth er, sich mit ihren Vorstellungen nicht an ihn, sondern an diese ihre Alliirten zu wenden. Es geschah auch, aber anfangs ohne Erfolg. Daun hatte sich mit einer leichten Eroberung geschmeichelt, und wollte diese angenehme Idee, die so große Vortheile versprach, nicht gerne aufgeben. In der Hoffnung, daß der Preußische Commandant sich vielleicht durch Worte schrecken ließe, drohte

er das Abbrennen der Vorstädte auf das grausamste zu rächen, und nach Eroberung der Stadt keines Preußen zu schonen. Schmettau erklärte, sich im äußersten Fall von Straße zu Straße zu vertheidigen, das Königliche Schloß zu seinem letzten Castell zu machen, und sich unter dessen Ruinen zu begraben. Es war der Entwurf, Pulver ins Schloß zu führen, die Vornehmsten des Hofes und des Adels dort mit Gewalt zu versammeln, und sodann wollte der Preußische General in dem Apartement des Churprinzen, mitten unter der zagenden Königlichen Familie, die endlichen Unternehmungen der Feinde abwarten. Eine solche Drohung, so ungewiß auch deren Ausführung immer seyn mochte, war zu wohl überdacht, und den Umständen so sehr angemessen, daß die Wirkung damahls nicht fehlen konnte. Daun gab seinen Anschlag auf Dresden auf, und Schmettau ließ die Vorstädte stehn. Die brennbaren Sachen wurden so fort aus den Häusern genommen, und die Einwohner waren für jetzt beruhigt.

Indessen fiel Laudon in den Cottbuser Kreis ein, und erpreßte von diesem armen Lande übergroße Brandschatzungen. Die Einwohner wurden unter den schrecklichsten

Drohungen gezwungen, alles was sie an Geld und von einigem Werth hatten, selbst ihre Eßlöffel, ihre Schuhschnallen, ja so gar ihre Trauringe herzugeben; und da alles noch nicht zureichte, so wurden die Magistrats-Personen von Cottbus, Köhler und Asterath, als Geisel mit fortgeschleppt. Es schien, als ob die Oesterreicher in Grausamkeit dem Beyspiel der Russen folgen wollten; denn nicht allein Plünderungen, sondern auch das Anzünden der Dörfer, und überhaupt die größten Gewaltthätigkeiten bezeichneten diesen Einfall. So wurde ein Edelmann, Nahmens Pannewitz, auf seinem Gute überfallen, und nach geschehener Ausplünderung, da er große Geldsummen schaffen sollte, und nicht konnte, mit Säbeln zerhauen, aus dem Bette gerissen, und halb nackend und blutend an den Schweif eines galoppirenden Pferdes gebunden, neben welchem er athemlos hertraben mußte.

Die ungeheure Ueberlegenheit der Oesterreicher und Reichs-Truppen in Sachsen gab indessen den Verbündeten Anlaß zu neuen und großen Entwürfen. Der Prinz Heinrich sollte auf einmahl von vorne und im Rücken angegriffen, und gänzlich aufgerieben werden. Die Feldherren der verschiedenen Armeen hat-

ten deshalb Zusammenkünfte gehalten, und alle Anstalten waren gemacht, als das Donnerwort: **Friedrich kommt!** den ganzen Plan auf einmahl vernichtete. Er kam, und vereinigte sich mit dem Prinzen Heinrich. Sein Wunsch war eine Schlacht, um die Oesterreicher nach Böhmen zu treiben, und Schlesien zu Hülfe zu kommen, das nur schwach besetzt, und in großer Gefahr war. Die Feinde brandschatzten in dieser Provinz, und belagerten Neiße; auch Cosel hatten sie berennt. Fouquet stand mit einem Corps Preußen von 4000 Mann bey Landshut verschanzt. Er konnte die Unternehmungen der so sehr überlegenen Feinde zwar erschweren, aber nicht hindern. Daun vermied nun sorgfältig ein Treffen, und suchte den Marsch Friedrichs nach Schlesien durch wohl postirte Corps zu verzögern. Sein Hauptlager bey Stolpen war eins der festesten in Sachsen. Es waren steile Anhöhen, durch Teiche, Moräste, Wälder und Hohlwege gedeckt. Der Feldherr so wohl wie seine Truppen waren muthig, fröhlich und andächtig. Der eingebildete Sieg ihrer Bundsgenossen bey Zorndorf gab Gelegenheit zur Anstimmung des Ambrosianischen Lobgesangs unter Trompeten- und Paukenschall; hierauf

wurde aus allen Canonen und Musketen Victoria geschossen, und Jubel geschrien. Nur die Vernünftigen dieses Heers bezweifelten einen Sieg, den die Ankunft des Königs und die Abänderung aller ihrer großen Entwürfe hinreichend widerlegten. Verschiedene Corps Oesterreicher wurden aus ihren Posten vertrieben, und häufige Scharmützel fielen vor. Der Weg nach Schlesien wurde frey, allein Daun blieb unbeweglich stehn. Indessen gab Friedrich noch nicht die Hoffnung auf, ihn durch Abschneidung der Zufuhren und Zerstöhrung der Magazine nach Böhmen zurück zu drängen. Wegen der Reichs-Truppen war er unbesorgt, auf deren Abmarsch er ohnehin rechnete, da sie schon anfingen Mangel zu leiden. Er lagerte sich daher bey Bautzen. Seine Truppen, die seit acht Wochen täglich in Bewegung gewesen waren, bedurften einiger Ruhe. Die Jahreszeit fing schon an rauh zu werden; die Infanterie mußte deshalb auf seinen Befehl Brandhütten, und die Cavallerie Ställe von Strauchwerk bauen. Man kann den damahligen Zustand des Königs und seiner Armee am besten aus einem Briefe beurtheilen, den er im Anfang des Octobers an Lord Marshall schrieb. Es heißt darin: „Bis

„der Schnee fällt, werde ich auf dem Seil „tanzen müssen. Wie oft gäbe ich gerne die „Hälfte des Ruhms, von dem Sie mir schrei„ben, für ein wenig Ruhe hin.„

Beide Armeen änderten endlich ihre Stellung. Daun nahm abermahls ein festes Lager in einer geringen Entfernung von seinem vorigen, und die Preußen lagerten sich bey Hochkirch. Die Sicherheit dieses Lagers hing von der Behauptung der so genannten Steinberge ab, die der Preußische General Retzow den Auftrag hatte zu besetzen; er fand sie aber schon im Besitz der Oesterreicher. Der König sandte ihm durch den Flügel-Adjutant Götzen Befehl zu, diese zu vertreiben, in der Meinung, es sey die Arriere-Garde des Feindes. Allein das Kaiserliche Grenadier-Corps stand auf diesen Bergen; und zwar in einer kleinen Entfernung vom rechten Flügel der Haupt-Armee. Dieser Umstand machte den Angriff dieses Postens mit einigen wenigen Bataillons schlechterdings unausführbar. Friedrich war jedoch mit diesen Beweisen der Unmöglichkeit nicht zufrieden, und wiederhohlte den Befehl mit dem Zusatz: Retzow sollte ihm mit seinem Kopf für den Angriff haften. Dieser General, in der Potsdamschen Kriegs-Schule gebil-

gebildet und grau geworden, hatte von dem militairischen Gehorsam sehr hohe Begriffe; er glaubte aber hier in einem der seltenen Fälle zu seyn, nicht gehorchen zu dürfen. Seine Antwort war: seinen Kopf lege er zu des Königs Füßen, dessen Befehle ihm heilig wären, aber noch heiliger wäre ihm sein Gewissen; er könne es nicht vor Gott und vor der Welt verantworten, ohne den mindesten Nutzen so viel brave Menschen aufzuopfern; er würde nicht angreifen, und überließe alles übrige dem Willen Sr. Majestät. Hierauf wurde ihm als Arrestant der Degen abgenommen.

Der mangelnde Besitz dieser Berge machte das Preußische Lager ganz unhaltbar. Der König aber, den man noch nie angegriffen hatte, und der Dauns übertriebene Behutsamkeit kannte, wollte selbst in dieser gefährlichen Stellung dem Feinde trotzen, und blieb stehn. Dieser verwegene Entschluß war die Quelle einer großen Begebenheit, die den König seinem Untergang nahe brachte, seinen Heldengeist im glänzendsten Lichte zeigte, und zu den außerordentlichsten Scenen dieses Kriegs gehört. Die gefährlichen und hier entscheidenden Anhöhen wurden von den Oesterreichern sorgfältig verschanzt; und zwar waren die dadurch gewon-

nenen Vortheile so groß, daß sie bey dem sonst so vorsichtigen Kaiserlichen Feldherrn die Idee erzeugten, den König in seinem Lager zu überfallen. Der Plan dazu wird dem General Laudon zugeschrieben. Er war mit Klugheit entworfen, und wurde mit Muth und Nachdruck ausgeführt. Alles bot dazu die Hand. Die Armeen standen so nahe an einander, daß der rechte Flügel der Preußen nur einen Canonen-Schuß vom feindlichen Lager entfernt war; ein in den Kriegs-Jahrbüchern höchst seltner Fall. Die Kaiserlichen betrachteten diese kühne Annäherung als eine Geringschätzung ihres Heers; sie hielten sich beleidigt, und wünschten eine Schlacht mit Sehnsucht. Die Menge der leichten Truppen beym Oesterreichischen Heer war vorzüglich zum Ueberfall geschickt, und da ihre Scharmützel Tag und Nacht nicht aufhörten, so konnten größere Entwürfe dadurch verdeckt werden. Die Preußen, unter Friedrichs Anführung beständig gewohnt selbst anzugreifen, träumten kaum die Möglichkeit eines Angriffs von dem behutsamen Daun, dessen Läger nie genug befestigt werden konnten, wenn er sich in der Nähe des furchtbaren Feldherrn befand. Daun kannte dessen unternehmenden Geist, dem nichts un-

möglich schien, und die Schnelligkeit, womit Preußische Truppen geordnet, und gegen den Feind geführt werden konnten. Bey allen gut gewählten Maaßregeln war daher dennoch sein größtes Vertrauen auf die eingebildete Sicherheit Friedrichs und seines Heers gesetzt.

Das Nachtheilige seiner Stellung war jedoch dem König nur zu wohl bekannt; er hielt es aber für schimpflich sich zurückzuziehn; dabey hatte er einen Entwurf gemacht, den Prinzen von Baden-Durlach zu überfallen, wozu die gegenwärtige Stellung günstig war. Der in den Waffen grau gewordene Feldmarschall Keith, der nicht ohne Besorgnisse war, sagte scherzhaft zu seinem gekrönten Freunde: „Wenn die Oesterreicher uns in diesem Lager „ruhig lassen, so verdienen sie gehangen zu „werden.„ Friedrich erwiederte in eben dem Ton: „Wir müssen hoffen, daß sie sich mehr „vor uns, als vor dem Galgen fürchten.„ Endlich aber beschloß er doch das Lager zu verändern, so bald die Armee aufs neue mit Proviant versehn seyn würde. Die Stärke derselben war 30,000 Mann. Die Nacht vom 14ten zum 15ten October war zu diesem Aufbruch, und zugleich zu einem Angriff auf das bey Reichenbach stehende Corps des Prinzen

von Durlach festgesetzt. Das Leben vieler tausend Menschen also beruhete auf dem Unterschied eines einzigen Tages.

Es war aber schon am 13ten in der Nacht, als alle Colonnen der Oesterreichischen Armee ihr Lager verließen, um die Preußen zu überfallen. Der General Odonel führte die Avantgarde, die aus vier Bataillons und sechs und dreyßig Schwadrons bestand; ihm folgte der General Sincere mit sechzehn, und sodann der General Forgatsch mit achtzehn Bataillons. Das Corps des General Laudon, das in einem Walde und dem Preußischen Lager fast im Rücken stand, wurde noch mit vier Bataillons und funfzehn Schwadrons verstärkt, wozu hernach noch die ganze Oesterreichische Cavallerie des linken Flügels stieß. Die Infanterie dieses Flügels aber führte der Feldmarschall Daun selbst an. Alle diese Truppen und noch einige kleine Corps waren bestimmt, die Preußen auf dem rechten Flügel, in der Fronte, und im Rücken anzufallen; dabey sollte der Herzog von Aremberg mit drey und zwanzig Bataillons und zwey und dreyßig Schwadrons den Preußischen linken Flügel beobachten, und erst wenn die Niederlage der Feinde an allen andern Orten vollendet wäre, denselben angreifen.

Es befanden sich auch bey dem Vortrab freywillige Grenadiere, die hinter den Cuirassieren auffaßen, vor dem Preußischen Lager aber von den Pferden sprangen, sich in Haufen formirten, und so vorwärts drangen.

Die Zelter blieben im Oesterreichischen Lager stehn, und die gewöhnlichen Wachtfeuer wurden sorgfältig unterhalten. Eine Menge Arbeiter mußten die ganze Nacht durch Bäume zu einem Verhack fällen, wobey sie sangen, und einander beständig zuriefen. Durch dies Getöse wollten sie die Preußischen Vorposten hindern den Marsch der Truppen wahrzunehmen. Die wachsamen Preußischen Husaren aber entdeckten doch die Bewegungen des Feindes, und gaben dem König so gleich Nachricht davon. Anfangs bezweifelte er die Bewegungen selbst; da aber die wiederhohlten Berichte solche bestätigten, so vermuthete er jede andre Ursache derselben, nur keinen förmlichen Angriff. Seydlitz und Ziethen befanden sich eben beym Könige, und erschöpften ihre Beredsamkeit, seine Zweifel in diesen bedenklichen Augenblicken zu bekämpfen; sie brachten es auch dahin, daß Befehl an einige Brigaden geschickt wurde aufzustehn, wobey mehrere Regimenter Cavallerie ihre Pferde satteln mußten. Die-

ser Befehl aber wurde gegen Morgen wieder aufgehoben, und der jetzt ganz unbesorgte Soldat überließ sich dem Schlaf ohne alles Bedenken.

Der Tag war noch nicht angebrochen, und es schlug im Dorfe Hochkirch fünf Uhr, als der Feind vor dem Lager erschien. Es kamen ganze Haufen auserwählter Soldaten bey den Preußischen Vorposten an, und meldeten sich als Ueberläufer. Ihre Anzahl wuchs so schnell und so stark, daß sie bald Vorposten und Feldwachen überwältigen konnten. Die Oesterreichische Armee, in verschiedene Corps getheilt, folgte der Avantgarde auf dem Fuß nach, und nun rückten sie colonnenweise von allen Seiten ins Preußische Lager ein. Viele Regimenter der Königlichen Armee wurden erst durch ihre eignen Canonen-Kugeln vom Schlaf aufgeschreckt; denn die anrückenden Feinde, die größtentheils ihr Geschütz zurückgelassen hatten, fanden auf den schnell eroberten Feldwachen und Batterien Canonen und Munition, und mit diesen feuerten sie ins Lager der Preußen.

Nie befand sich ein Heer braver Truppen in einer schrecklichern Lage, als die unter der Aegide Friedrichs sorglos schlafenden Preußen,

die nun auf einmahl im Innersten ihres Lagers von einem mächtigen Feinde angegriffen, und durch Feuer und Stahl zum Todesschlaf geweckt wurden. Es war Nacht, und die Verwirrung über allen Ausdruck. Welch ein Anblick für diese Krieger, einer nächtlichen Vision ähnlich! Die Oesterreicher gleichsam wie aus der Erde hervorgestiegen, mitten unter den Fahnen der Preußen, im Heiligthum ihres Lagers! Einige hundert wurden in ihren Zeltern erwürgt, noch ehe sie die Augen öffnen konnten; andre liefen halb nackend zu ihren Waffen. Die wenigsten konnten sich ihrer eignen bemächtigen. Ein jeder ergriff das Gewehr, das ihm zuerst in die Hände fiel, und flog damit in Reih und Glied. Hier zeigten sich die Vortheile einer vortrefflichen Disciplin auf die auffallendste Weise. In dieser entsetzlichen Lage, wo Gegenwehr Vermessenheit schien, und der Gedanke an Flucht und Rettung bey allen Soldaten natürlich aufsteigen mußte, wäre gänzlicher Untergang das Kriegsloos einer jeden andern Armee irgend eines Volks gewesen; selbst die besten an Krieg und Sieg gewöhnten Truppen unsers Welttheils hätten hier das Ziel ihrer Thaten und das Grab ihres Ruhms gefunden; denn

Muth allein galt hier wenig, Disciplin alles.

Das Kriegsgeschrey verbreitete sich wie ein Lauffeuer durchs ganze Lager; alles stürzte aus den Zeltern, und in wenig Augenblicken troß der unaussprechlichen Verwirrung stand der größte Theil der Infanterie und der Cavallerie in Schlachtordnung. Die Art des Angriffs nöthigte die Regimenter einzeln zu agiren. Sie warfen sich dem Feind nun allenthalben entgegen, und schlugen ihn auch an einigen Orten zurück; an mehrern aber mußten sie der Uebermacht weichen. Man tappte in der Dunkelheit mit den Händen, um die Feinde zu fühlen. Die Oesterreicher griffen nach den Blechmützen der Preußischen Grenadiere, und diese nach den Bärenmützen der Kaiserlichen, um sich einander zu erkennen und zu ermorden. Der anbrechende Tag diente nicht die Verwirrung zu vermindern; denn ein dicker Nebel lag auf den streitenden Heeren. Die Preußische Reiterey, von Seydlitz angeführt, flog umher, und schnaubte nach Thaten. Sie wußte in der Dunkelheit nicht, wo sie den Feind suchen sollte. Fand ihn ihr Schwert zufällig, so war das Blutbad entsetzlich. Das Cuirassier-Regiment von Schön-

aich warf allein eine ganze Linie Oesterreichischer Infanterie über den Haufen, und machte an 500 Gefangene.

Das Dorf Hochkirch stand in Flammen, und diente in der Dunkelheit zum Fanal des Mordspiels. Das Feuer wüthete in allen Häusern und Scheunen dieses Dorfs; dennoch wurde es von den Preußen aufs tapferste vertheidigt. Der Sieg schien von dem Besitz desselben wegen der Lage auf einer Anhöhe und einer großen hier befindlichen Batterie abzuhängen; daher Daun immer frische Truppen anrücken ließ. Nur 600 Preußen waren hier zu besiegen, die, nachdem sie kein Pulver mehr hatten, den kühnen Versuch machten, sich durch die große Menge Feinde durchzuschlagen. Ein kleiner Theil war so glücklich es zu bewirken; das Loos aller übrigen aber war Tod, Wunden, oder Gefangenschaft. Nun rückten ganze Regimenter Preußen an, und schlugen den Feind wieder aus dem Dorf. Der Zugang zu demselben war so schmal, daß nur sieben Mann neben einander marschiren konnten. Es war daher unmöglich sich bey den mit bewaffneten Schaaren besetzten Ausgängen mitten unter den Flammen in Linien zu formiren. Dennoch wurde alles versucht. Hier ward sodann

der Hauptplatz des blutigsten Kampfes. Eine Canonen-Kugel nahm dem Prinzen Franz von Braunschweig den Kopf weg; der Feldmarschall Keith bekam einen Schuß in die Brust, stürzte zu Boden, und gab ohne einen Laut seinen Heldengeist auf; auch der General Geist, und der Feldmarschall, Fürst Moritz von Dessau, wurden schwer verwundet zur Erde gestreckt. Die Preußen, von vorne und im Rücken angegriffen, mußten weichen, und die Oesterreichische Cavallerie hieb nun mit Vortheil in die tapfersten Regimenter des Preußischen Fußvolks ein. Der König führte in Person frische Truppen gegen den Feind an, der abermahls zurückgeschlagen wurde. Die Oesterreichische Reiterey vernichtete jedoch wieder diese Vortheile der Preußen. Das Dorf wurde von den Kaiserlichen behauptet, nachdem sie bey diesem immer erneuerten schrecklichen Gefecht den Kern ihrer Grenadiere eingebüßt hatten.

Der König befahl nun, daß der in Unordnung gerathene rechte Flügel sich zurückziehn sollte, und schickte den General Saldern mit einigen Bataillons Veteranen ab, den Rückzug zu decken. Dieser mit seltenen Talenten begabte General, in der Kunst mit der Infanterie zu manövriren so einzig wie Seyd-

litz es bey der Cavallerie war, machte seine Dispositionen in diesen großen Augenblicken mit solcher Klugheit, daß er, ohne einen Musketenschuß zu thun, mit seinen wenigen Kriegern das siegende Heer hinderte weiter vorzudringen.

Der Nebel verzog sich endlich, und beide Armeen übersahen nunmehr den mit Leichen besäeten Wahlplatz, und die allenthalben herrschende Unordnung. So sehr auch die Disciplin der Preußen Ordnung schuf, so war ihnen dennoch die Dunkelheit und das Terrain entgegen gewesen ihre Tactik zu brauchen, und zweckmäßig zu kämpfen. Man formirte nun von beiden Seiten neue Schlachtordnungen. Die Oesterreicher waren in solcher Verwirrung, daß sie auf den Anhöhen bey Hochkirch in dicken Haufen zu Tausenden herumschwärmten. Daun, ungeachtet aller erlangten Vortheile, glaubte nicht eine Armee besiegt zu haben, die alle menschliche Erwartungen betrogen hatte; die, obgleich in der Nacht mitten im Schlaf überfallen, dennoch so viel Stunden mit erstaunlicher Tapferkeit in Dunkelheit und Nebel gestritten, die mehresten ihrer Heerführer verlohren hatte, und doch jetzt im Begriff stand den Blutkampf zu erneuern. Dieses war auch

die Absicht Friedrichs, als der Herzog von Aremberg, der mit seinem starken Corps unter Begünstigung des Nebels dem König in die Flanke gekommen war, den linken Flügel der Preußen angriff. Hier wurden einige tausend Mann über den Haufen geworfen, und eine große Preußische Batterie erobert. Dies waren aber auch die Gränzen des Siegs. Der König, der jetzt feindliche Truppen vorne und im Rücken hatte, zog seine tapfern Schaaren mitten unter diesem Mordgetümmel zusammen, und machte nach einem fünfstündigen verzweifelten Gefecht einen Rückzug, dem nichts als ein zweytausendjähriges Alter fehlt, um von allen Zungen gepriesen zu werden. Er wurde durch ein starkes Artillerie-Feuer, und durch Linien von Cavallerie gedeckt, die in der Ebene von Belgern in großen Zwischenräumen aufmarschirten, hinter denen sich die Infanterie formirte. Die Oesterreichische Armee war in zu großer Unordnung, um einen solchen Rückzug zu stöhren; überdem hatte Daun auch schon bey Kollin zu erkennen gegeben, sein Grundsatz sey, daß man einem fliehenden Feind eine goldene Brücke bauen müsse. Bloß die Cavallerie machte einen Versuch die Preußen zu verfolgen, allein Seydlitz trieb sie bald wie-

der zurück. Das Heer zog ungestöhrt fort, und schleppte über 1000 Gefangene mit.

Der Marsch Friedrichs ging nicht weit. Nur eine halbe Meile vom Wahlplatz, auf den so genannten Spitzbergen, lagerte er sich mit seinen Truppen, die den größten Theil ihrer Artillerie und Bagage verlohren, den kurzen Rock in der rauhen Jahreszeit zur Decke, und den Himmel zum Zelte hatten. Es fehlte ihnen so gar an Pulver und Kugeln, diesem großen Bedürfniß der Europäischen Heere. Ein neues Treffen in dieser Lage hätte die alten Schlachten erneuert, wo Mann gegen Mann focht, und jeder sich auf seine Faust verließ. Die Stellung des Königs war indeß so vortheilhaft, die Mittel, allen Gefahren Trotz zu bieten, bey ihm so mannigfaltig, und seine Truppen selbst in ihrem geschlagenen Zustande noch so furchtbar, daß Daun keinen neuen Angriff wagen wollte. Retzow, der als Arrestant bey seinem kleinen Corps war, und immer noch als dessen Anführer betrachtet wurde, eilte mit diesen Truppen dem König zu Hülfe, und half ihm seinen Rückzug decken. Er erlangte Friedrichs Huld wieder, und starb einige Wochen nachher. Die Preußische Armee verlohr an diesem unglücklichen Tage nebst

der Bagage hundert und eine Canone, 30 Fahnen, und 9000 Mann; die Oesterreicher 8000 Mann.

Fast alle Preußische Generale, die den Tag überlebten, waren verwundet. Selbst der König hatte eine obwohl leichte Wunde. Er hatte sich ins stärkste Feuer gewagt; ein Pferd wurde ihm unterm Leibe erschossen, und zwey Pagen stürzten todt an seiner Seite nieder. Er war in der größesten Gefahr gefangen zu werden. Schon hatten ihn die Feinde beym Dorfe Hochkirch umringt; er entkam aber durch die Tapferkeit der ihn begleitenden Husaren. Allenthalben gegenwärtig, wo der Kampf am blutigsten war, schien er sein Leben für nichts zu achten. Nie zeigte sich sein Geist und seine großen Fähigkeiten in einem so glänzenden Lichte, als in dieser Nacht, die, anstatt seinen Ruhm zu schwächen, ihn vielmehr außerordentlich erhöhete. Nicht der König, der mitten im Kriegsgetümmel alle Regierungs-Geschäffte besorgt, und seine Staaten so wie im Frieden durch eigne Verordnungen beherrscht; der in gefahrvollen Stunden die Flöte spielt, und gleich darauf die tief durchdachtesten Befehle ertheilt; der am Tage vor einer entscheidenden Schlacht Französische Verse

macht, Gesetze entwirft, und Rechnungen durchsieht; nicht der Sieger von Leuthen, der auf Schlesiens Feldern Griechische Tactik durch Thaten lehrt, und ein ungeheures Heer streitbarer Völker vernichtet; nicht dieser außerordentliche Mann ist dem Philosophen, dem Geschichtsforscher, dem Denker jedes Standes und jedes Volks, so bewundrungswürdig, als der bey Hochkirch überfallene, geschlagene, aber doch nicht besiegte König, der seine schlafenden Krieger zusammenrafft, sie einem tapfern und weit stärkeren Feinde entgegen stellt, der mit allen Vortheilen versehn sich schon mitten im Lager befindet, und selbst durch Preußische Kugeln Preußen tödtet; der König, der in diesen schrecklichen Augenblicken seinen Busenfreund fallen sieht, alle seine vornehmsten Feldherren verliert, und nun sich ganz allein überlassen durch die Kraft seines Geistes die zweckmäßigsten Maaßregeln ergreift, das Chaos seines Heers im verworrensten Schlachtgedränge mitten unter Blut und Tod zur Harmonie umschafft, fünf Stunden lang kämpft, und sich mit großer Ordnung zurückzieht; der in dieser verzweifelten Lage ohne Canonen, ohne Munition und Bagage, dem Feind noch Furcht einflößt, und gleich darauf fähig ist, durch

den Entsatz entlegener belagerter Festungen seine Niederlage eben so wie einen großen Sieg zu benutzen, ein solcher Fürst erzwingt die Bewunderung aller Nationen und aller Zeitalter.

Verschiedene alte Regimenter, die bisher nichts als Siege erfochten, und nie einer Niederlage beygewohnt hatten, waren nun gezwungen dem Feind den Rücken zu kehren. Ohne diesen Tag, so sehr er auch die Preußischen Truppen mit einem Ruhm bedeckte, den ihnen zehn Siege nicht verschafft haben könnten, würden diese Regimenter noch immer die Unüberwundenen seyn*). Viele alte Officiere von diesen sieggewohnten Haufen hatten so hohe Begriffe von militairischer Ehre, daß sie durchaus der Uebermacht nicht weichen wollten, und unter das Schwert des Feindes fielen; andre mußte man halb mit Gewalt vom Schlachtfel-

de

*) Das Regiment von Forcade, Infanterie, jetzt Lignowsky, zur Garnison von Berlin gehörig, worunter der Verfasser die Ehre gehabt zu dienen, war eins dieser Kriegsschaaren, die seit ihrer Stiftung im Jahre 1713, bis zum October 1758, verlohrne Schlachten bloß aus Erzählungen kannten. Der König sagte einst, indem er im Lager bey diesem Regiment vorüber ritt, zu seinen Begleitern das große Wort: „Wenn ich Soldaten sehen will, so „muß ich dies Regiment sehen.„

de schleppen, weil sie einen so unglücklichen Tag nicht überleben, sondern lieber als Kriegsopfer zu fallen wünschten.

Der gefährlich verwundete Feldmarschall, Fürst Moritz von Dessau, war auf dem Wege nach Bautzen, als er auf einen Trupp feindlicher Husaren stieß, die mit dem Säbel in der Faust den Wagen anfielen. Moritz sagte zum Anführer, dem Kaiserlichen Rittmeister Velten: „Ich bin stark verwundet, und gebe mich „zu Ihrem Gefangenen, bitte aber auf Pa„role mich nach Bautzen zu bringen; Ihre Hu„saren sollen hundert Ducaten Ranzion ha„ben.„ Der Anführer war damit zufrieden, und schloß sich mit den Seinigen an den Wagen an. Bald darauf aber zeigte sich ein großer Trupp Preußischer Husaren, die sich zum Angriff in Verfassung setzten. Der Rittmeister zeigte dies dem Fürsten an, und bat ihn seine Autorität zu brauchen, weil er sonst sein eigen Leben in Gefahr setzen würde. Moritz that dies, und rief, so schwach er auch war, den anrennenden Preußischen Husaren mit starker Stimme zu, daß er der Gefangene sey, und sich auf Parole ergeben habe. Die Preußen nahmen jedoch hierauf nicht Rücksicht; sie wollten den Fürsten befreyen, und sein gegebe-

nes Wort mit der Existenz derer, die es erhalten, zugleich vernichten. Nun aber sprengte Velten mit der Pistole in der Hand an den Wagen, und machte dem Fürsten dies sonderbare Compliment: „Ich muß Ew. Durchlaucht sogleich todtschießen, wenn Sie Ihren Leuten „nicht Einhalt thun, und Ihre Parole erneuern.„ Dies Einhalten geschah endlich, obwohl mit großer Mühe, weil die Preußen behaupteten, daß der Fürst durch ihr Daseyn aufgehört habe ein Kaiserlicher Gefangener zu seyn. Der König mußte den Streit entscheiden, und sein Ausspruch erklärte die Parole des Fürsten für gültig. Dieser muthvolle Feldherr aber starb, noch ehe er ranzionirt werden konnte.

Friedrich bemühte sich den bey Hochkirch erlittenen Verlust zu vergessen, und dessen üble Folgen zu schwächen. Er scherzte selbst über diesen harten Unfall wenig Stunden nachher, da er den General Goltz sah, und seinen Morgengruß mit den Worten begleitete: „Mein „lieber Goltz, man hat uns nicht gut geweckt.„ Der General antwortete: „Man „pflegt gewöhnlich diejenigen im Schlaf zu „stören, die man am Tage nicht sprechen „kann.„ — „Er hat Recht,„ erwiederte

der König, „aber ich werde den Herren, die „uns so geweckt haben, am hellen Tage ih„re Unhöflichkeit verweisen.„ Den Artilleristen, die sich sammelten, gab er eine ähnliche Antwort. Er fragte: „Wo habt ihr „eure Canonen?„ Einer nahm das Wort und sagte: „Der Teufel hat sie in der Nacht „gehohlt.„ Friedrich erwiederte: „Nun so „wollen wir sie ihm bey Tage wieder ab„nehmen.„

Dieser Sieg der Oesterreicher wurde am Nahmenstage der Kaiserin Maria Theresia erfochten, und da in catholischen Ländern Geschenke an diesem Tage gebräuchlich sind, so beschenkte Daun seine Monarchin mit der Nachricht von den erkämpften Vortheilen. Sie dankte ihm für das so genannte Bouquet in einem Briefe voll der gnädigsten Ausdrücke. Die Kaiserin von Rußland beschenkte ihn mit einem goldenen Degen. Der Magistrat von Wien ließ ihm eine Ehrensäule errichten, und die Oesterreichischen Landstände machten ihm ein Geschenk von 300,000 Gulden, um die von seiner Familie veräußerte Herrschaft Ladendorf wieder an sich zu kaufen.

Auch der Pabst Clemens der dreyzehnte, Rezzonico genannt, der eben erst den Päbstli-

chen Stuhl bestiegen, und der Beherrscherin der Oesterreichischen Monarchie den Titel, Apostolische Majestät, beygelegt hatte, nahm Theil an dem Siege. Die vormahligen Statthalter Christi hatten in den finstern Jahrhunderten den Gebrauch, um die Türken und Sarazenen zu vertilgen, die Befehlshaber der christlichen Heere mit geweiheten Waffen auszurüsten. Clemens glaubte, daß solche von ihm geschaffne Heiligthümer auch jetzt in Schlesien ihre Dienste thun würden; er übersandte daher dem Feldmarschall Daun einen geweiheten Hut und Degen, um die Ketzer desto nachdrücklicher zu bekämpfen; eine Handlung, zwar nicht des 18ten Jahrhunderts, doch des sonderbaren Kriegs würdig, die dem so heilig ausstaffirten Feldherrn viele Spöttereyen zuzog. So nannte ihn Friedrich in den Briefen an seine Freunde oft die geweihete Creatur und den Mann mit der Päbstlichen Mütze. Auch war dieser Römische Fechterstreich höchst unpolitisch, da der König so viele catholische Unterthanen hatte, und es folglich in seiner Macht stand, dem Pabst auf mannigfaltige Weise zu schaden. Es schien, als ob man in Wien nicht den erwarteten Werth auf dies Geschenk legte; auch unterblieb die

mit der Ueberlieferung gewöhnlich verbundene Feyerlichkeit. Als dreyßig Jahre nachher in den Oesterreichischen Staaten die Morgenröthe der höhern Cultur angebrochen war, und man von der Päbstlichen Gewalt so wie von den so genannten Ketzern richtigere Begriffe hatte, schämte man sich hier dieses unwürdigen Geschenks so sehr, daß sogar Wiener Schriftsteller versuchten, eine so bekannte historische Thatsache geradezu zu verneinen, und sie für eine Erfindung Friedrichs auszugeben, weil dieser Monarch in einer launigen Stunde selbst ein erdichtetes Päbstliches Breve im römischen Curial-Styl entworfen hatte, und dieses hernach der Marquis d'Argens, um den Scherz zu vollenden, ins Lateinische übersetzte und drucken ließ; eine ironische Schrift, die einfältige Menschen als das Original betrachteten, und die hernach den Beschämten zum Vorwande diente, die Sache ganz abzuleugnen. Diese Päbstische Handlung geschah von eben demjenigen Oberpriester, der wenig Jahre nachher den Herzog von Parma in den Bann that. Eine Ceremonie war der andern würdig, die beide wahrscheinlich als die letzten dieser Art in der Geschichte bemerkt werden dürften.

Daun erwartete von Friedrich einen verzweifelten Angriff, so bald die Nachricht von der Belagerung von Neiße angelangt seyn würde; deshalb schrieb er auch an den General Harsch: „Setzen Sie nur ruhig die Be„lagerung fort. Ich habe den König fest; er „ist von Schlesien abgeschnitten, und wenn er „mich angreift, so sollen Sie gute Nachrich„ten von mir hören.„ Diese Zuversicht Dauns war desto auffallender, da er aus mannigfaltiger Erfahrung das an Hülfsquellen fruchtbare Genie Friedrichs kannte. Bey diesem Monarchen waren Glücks- und Unglücksfälle immer gepaart. Gleich nach der Schlacht bey Kollin verlohr er seine zärtlich geliebte Mutter, und am Unglückstage von Hochkirch starb seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth, die er bis zur Anbetung liebte, und die er wegen der seltenen Eigenschaften ihres Verstandes und Herzens nach seinem eignen Ausdruck würdig hielt, durch Tempel und Altäre verewigt zu werden.

Nie war Daun behutsamer, als nach einem glücklichen Vorfall. Jetzt bezog er ein unbezwingbares sehr verschanztes Lager bey Cannewitz, und vernachlässigte alle Maaßregeln dem König zu schaden. Man hätte ihm sagen

können, was ein Carthaginensischer General nach der Schlacht bey Cannä zu Hannibal sagte: „Du weißt zu siegen, aber Deinen Sieg „zu benutzen, das weißt Du nicht.„ So auch Oesterreichs Feldherr, den seine Anhänger höchst unschicklich mit dem großen Römer Fabius verglichen. Friedrich aber benutzte diese kostbare Zeit mit desto grösserm Eifer, verschaffte sich in der Geschwindigkeit theils aus Dresden, theils von der Heinrichschen Armee die fehlenden Kriegsbedürfnisse und Proviant, gab Befehl zu neuen Transporten, zog eine Verstärkung von 6000 Mann an sich, die ihm der Prinz Heinrich zusandte, und rüstete sich nach Schlesien zu marschiren. Er sagte: „Daun „hat uns aus dem Schach gelassen; das Spiel „ist nicht verlohren; wir wollen uns einige „Tage erhohlen, und alsdann aufbrechen Neiße zu befreyen.„ Es waren aber noch manche Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Das Lager war voller Kranken, und in Bautzen befanden sich alle in der Schlacht verwundete Preußen. Diese mußten erst fortgebracht, für die Bäckerey gesorgt, das nöthigste Feldgeräthe angeschafft, Sachsen gedeckt, und der Feind, der die Straße nach Schlesien besetzt hielt, durch verstellte Märsche hintergangen

werden. Alles wurde glücklich ausgeführt, und den 25sten October, eilf Tage nach der Schlacht, war Friedrich schon im vollen Marsch nach Schlesien, und zwar mit solchen Vortheilen, daß Daun selbst alle Hoffnung aufgab, es zu verhindern. Allenthalben gingen die Preußen nun angreifend zu Werke, und machten Gefangene. Dies Schicksal hatten auch bey Rauschwalde 800 von einem Spanier angeführte Grenadiere zu Pferde. Daun schickte jedoch unter Anführung der Generale Aremberg, Lascy und Laudon starke Corps ab, um wenigstens den Marsch des Königs zu erschweren. Laudon zeigte hiebey seine ganze Thätigkeit. Bald warf er leichte Truppen in Hohlwege, um die Preußen aufzuhalten; bald canonirte er sie aus vortheilhaften Stellungen; bald brach er aus Waldungen wie ein Strom hervor, und stürzte auf die marschirenden Feinde. Es war ein täglich erneuertes Treffen, wobey die kämpfenden Parteyen beständig fortrückten. Durch alle diese Versuche aber wurde nichts ausgerichtet; bloß einige Preußische Pontons und Bagage-Wagen wurden erbeutet.

Der Oesterreichische General Harsch setzte indessen, beruhigt durch Dauns Zusicherun-

gen, die Belagerung von Neiße fort, die wie alle Preußische Festungen wegen der im Felde nöthigen Truppen nur schwach besetzt war. Die Hoffnung diesen wichtigen Ort zu erobern, war wegen der Entfernung des Königs, und da sich keine Preußische Armee in der Nähe befand, gleich anfangs groß. Durch die Schlacht bey Hochkirch schien vollends Neiße in den Augen von ganz Europa so gut wie verlohren zu seyn. Der Entsatz belagerter Festungen ist gewöhnlich die Frucht des Sieges, oder doch sonst glücklicher Begebenheiten; daß aber der geschlagene, von starken Armeen umgebene, und vierzig Meilen entfernte Friedrich der bedrängten Festung zu Hülfe kommen könnte, dies war kaum denkbar, und täuschte die Erwartungen aller Menschen. Nach einem dreyzehntägigen Marsch aber traf er den 5ten November drey Meilen von Neiße ein. Mehr bedurfte es nicht, um den Endzweck zu erreichen; denn an eben diesem Tage hob Harsch, obgleich er ansehnlich verstärkt worden war, die Belagerung auf, ließ eine große Menge Munition und Kriegsgeräthe im Stich, und zog sich nach Mähren zurück. Er hatte den Ort seit dem 4ten August berennt, und seit dem 5ten October beschossen; durch die tapfere Gegenwehr

der Besatzung aber, die noch beym Abzug der Oesterreicher einen Ausfall that, und 800 Gefangene machte, waren alle Angriffe vereitelt worden.

Hieher gehört in mehr als einer Rücksicht ein großmüthiger Zug einer edlen Deutschen Frau, der ganz unbekannt geblieben ist, und den höchst wahrscheinlich Friedrich selbst nie erfahren hat. Der Commandant von Neiße, General Treskow, hatte ein Gut ohnweit der Stadt. Auf diesem befand sich seine Gemahlin, als die Oesterreicher die Belagerung anfingen. Sie besorgten gleich anfangs, daß diese Unternehmung sich in die Länge ziehen würde, und daß der entfernte Friedrich dennoch Mittel finden dürfte ihren Entwurf zu vernichten. Eine Verrätherey schien also auf jeden Fall die sicherste und geschwindeste Maaßregel. Treskow war kurz zuvor ein Kriegsgefangener gewesen. Man hatte ihm in Oesterreich mit vieler Achtung begegnet, und die Generalin, die um das Schicksal ihres Gemahls zu versüßen selbst nach Oesterreich reisete, war mit ausgezeichneter Höflichkeit am Kaiserlichen Hofe behandelt worden. Die angenehme Erinnerung an das Betragen der Kaiserin mußte noch bey ihr in frischem Andenken seyn.

Hierauf wurde ein Entwurf gegründet. Ein Kaiserlicher Officier stattete der Frau von Treskow einen Besuch ab, und brachte ihr Schutzbriefe vom Oesterreichischen Feldherrn *). Er wurde wie ein Wohlthäter empfangen und behandelt. Es war Abend, da er ankam; er mußte also auf dem Gut übernachten. Bey der Tafel ohne Zeugen ist das Gespräch von der Kaiserin der Nachtisch. Das edle Herz der Generalin kann mit Theresiens Lobe nicht fertig werden. Nun erfolgt ein förmlicher Antrag: Große Summen, Würden, ein verstellter Angriff zur Ehrenrettung, eine Uebergabe, und ein unverbrüchliches Geheimniß. Frau von Treskow wird aufs innigste bewegt; kaum faßt sie sich so lange, bis alles vorgetragen ist. Nun sprang sie auf, rang wehmüthig die Hände, und bejammerte die ihr widerfahrne Erniedrigung, wobey sie immer ausrief: „Ist „es möglich! Mir einen solchen Antrag!„ Alle Beruhigungs-Gründe des Officiers, der

*) Diese Nachricht ist von dem Baron-Eichbeg, eben dem Officier, der bey diesem Geschäfft gebraucht wurde. Er war damahls Kaiserlicher Rittmeister, und that bey den Generalen Laudon und Harsch gewöhnlich Adjutanten-Dienste. Er lebte noch vor wenig Jahren in Italien, wo er diese Geschichte dem Verfasser umständlich erzählt hat.

den Vorgang so gut als nicht geschehn betrachten wollte, und ein heiliges Stillschweigen angelobte, waren bey der tiefgekränkten Dame fruchtlos. Der Plan, auf ihrem nunmehr geschützten Landsitz das Ende der Belagerung abzuwarten, wurde nun auf einmahl vernichtet. Sie entsagte allen Schutzbriefen, aller Bequemlichkeit, aller Ruhe, um mit den Belagerten Unruhe, Mangel, und Gefahren zu theilen. Ihr Dorf, das einzige Eigenthum ihrer Familie, der Erwerb funfzigjähriger Kriegsdienste, wurde dabey großmüthig preisgegeben. Sie sagte dem Abgeordneten: „Wir „sind arm. Dies ist unser Alles. Durch die „Ehre gezwungen überlasse ich es Ihren Hän„den. Wollen Sie sich rächen, so thun Sie „es.„ Vergebens stürzte der durch diesen Edelmuth äußerst gerührte Officier zu ihren Füßen, und beschwur sie, ihren Vorsatz aufzugeben. Sie verzieh ihm die Beleidigung, allein sie wollte durchaus nicht länger in der Gewalt von Preußens Feinden seyn. Noch in derselben Nacht fuhr sie ab. Sie nahm keine Lebensmittel mit sich, ob sie gleich den Mangel in der bedrängten Festung kannte. Der Officier begleitete sie bis an die äußersten Linien, und verließ sie sodann voll Bewunderung.

Die bisher von den Oesterreichern blokirte Festung Cosel wurde jetzt auch befreyt, und Schlesien ganz von feindlichen Truppen geräumt. Der Feldzug war nun in dieser Provinz zu Ende; allein in Sachsen, wo Daun mit der großen Armee zurückgeblieben, und das nur sehr schwach gedeckt war, hoffte dieser Feldherr noch auf ansehnliche Eroberungen vor Ende des Winters. Ganz Europa erwartete die Früchte des Hochkircher Sieges, wovon sich noch keine Spur zeigte. Es fehlte jedoch nicht an Entwürfen. Dresden, Leipzig und Torgau sollten in der Geschwindigkeit, und zwar zugleich, von verschiedenen Corps weggenommen werden. Daun selbst ging auf die Hauptstadt los, mit dem Entschluß sich nicht so wie vorhin von seinem Vorsatz abbringen zu lassen. Es befand sich nur ein kleines Corps Preußen in Sachsen; allein bey demselben herrschte große Thätigkeit. Der General Fink war dessen eigentlicher Anführer, ob es gleich unter dem scheinbaren Commando älterer Generale stand. Diese wackeren Befehlshaber, Hülsen und Itzenplitz, setzten jedoch hier alle Eifersucht bey Seite, suchten den wahren Weg zur Ehre in dem Ruhm ihres Volkes, und in der Beförderung von Friedrichs Absichten; sie

ehrten den Willen ihres Königs, und huldigten den größern Talenten des jüngern Generals. Man nahm die zweckmäßigsten Maaßregeln gegen die so große Uebermacht des Feindes, und verstärkte die Besatzung von Dresden. Der Commandant dieser Residenz, General Schmettau, sah sich nun in die traurige Nothwendigkeit gesetzt, die Vorstädte abbrennen zu lassen, da die Königliche Familie, durch eitle Hoffnungen getäuscht, sich diesmahl bey der Gefahr leidend verhielt. Es hieß: man müßte sich in gegenwärtiger bedrängten Lage alles gefallen lassen; auch die Landstände schwiegen stille. Selbst der Magistrat, der sich von der Oesterreichischen Besitznehmung der Stadt die vortheilhaftesten Begriffe machte, und von dem Ende aller Kriegs-Drangsale träumte, begnügte sich jetzt durch Achselzucken die Aeußerung des Commandanten zu beantworten, und das Schicksal seiner Mitbürger zu beklagen. So sehr hatten sich die Gesinnungen in einigen Monaten geändert, und so groß war die Täuschung! Nun war über die unglücklichen Bewohner der Vorstädte der Stab gebrochen.

Diese Vorstädte waren durch ihre Bauart den schönsten Städten in Europa gleich. Die hier befindlichen weitläuftigen zum Theil un-

geheuren Gebäude waren entweder Palläste und Gartenhäuser der Großen und Reichen, oder der Sitz einer Menge Fabrikanten, die hier die Größe der Sächsischen Industrie durch zierliche Arbeiten zeigten. Alle Anstalten wurden zum Brande gemacht. Schmettau wiederhohlte nochmahls seine Vorstellungen; er betheuerte bey Annäherung des Feindes ohnfehlbar zu diesem grausamen Mittel zu schreiten, und der Hof — — blieb gleichgültig. Der Feind näherte sich; die Preußen zogen ihre Vorposten zurück, und nun wurde den 10ten November früh Morgens durch drey Canonen-Schüsse das schreckliche Signal zum Brennen gegeben. In allen Zimmern, Kammern oder Räumen eines jeden Gebäudes lagen Haufen brennbarer Materialien mitten unter den schönsten Möbeln, den Kunst-Werkzeugen, und den Manufactur-Producten. Die Einwohner waren entflohen, und nur sehr wenige hatten die ihnen verstattete Frist nutzen können, ihre voluminösen Habseligkeiten zu retten, da es an Wagen, an Pferden und an Lastträgern fehlte. Auf diese Art wurden in wenig Stunden 266 Gebäude ein Raub der Flammen. Ein altes Ehepaar verbrannte dabey lebendig; außerdem verlohren noch drey

andre Menschen dabey ihr Leben. Diese gräßliche Brandscene wurde von Friedrichs Feinden mit zahllosen Zusätzen geschildert, deren Wahrheit den Preußischen Nahmen geschändet haben würde. Schmettau aber erhielt von dem Magistrat in Dresden ein ehrenvolles Zeugniß seines Betragens, wodurch die ihm angeschuldigten Grausamkeiten völlig widerlegt wurden.

Daun schien über diesen Brand bestürzt zu seyn, und ließ den Commandanten fragen, ob es auf Befehl seines Königs geschehen sey, daß er in der Residenz eines Monarchen eine bisher unter Christen unerhörte That begangen habe, wobey er ihm drohte, für alles verantwortlich zu werden. Schmettau bezog sich auf seine Pflicht, die ihm anvertraute Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und auf die bekannten Kriegs-Maximen. Er versicherte dem Feldmarschall so wie vormahls, daß er gegen seine ganze Macht von Straße zu Straße fechten, und sodann unter den Ruinen des Königlichen Schlosses sterben würde. Daun machte nun Anstalten, Dresden förmlich zu belagern; allein die üblen Nachrichten aus Schlesien von dem Entsatz von Neiße, von dem Rückzug der Kaiserlichen Armee nach

Mähren, und von dem neuen Marsch Friedrichs nach Sachsen, vereitelte abermahls seinen Plan. Er zog ab, versicherte aber dabey nach Hofmanier, daß es bloß aus Achtung für die Königliche Familie geschähe. In dem Oesterreichischen Kriegsbericht heißt es, daß eine gewisse wichtige Rücksicht den Abzug veranlaßt habe. Diese wichtige Rücksicht war aber nichts anders als die Annäherung des Königs. Die Entwürfe auf Torgau und Leipzig liefen eben so unglücklich ab. Beide Städte wurden fast zu gleicher Zeit von den Preußischen Generalen Dohna und Wedel entsetzt. Nichts blieb nun den Kaiserlichen und Reichs-Truppen übrig, als nach Böhmen zu marschiren; selbst das eroberte Fort Sonnenstein wurde wieder verlassen. So wie der Prinz Soubise nach dem Treffen bey Lutternberg das Te Deum singen ließ, und dann über den Rhein zurückging, so zogen sich auch die Oesterreicher nach dem Siege bey Hochkirch in ihre Länder zurück, ohne in dem ganzen Feldzug einen Fuß breit Land erobert zu haben. Daun bemühete sich seine Armeen in ihren Winter-Quartieren so zu vertheilen, daß daraus eine ungeheure Truppenkette entstand, dergleichen noch nie in

Deutschland, ja noch nie in Europa gezogen worden war. Mehr als 300,000 Soldaten formirten diesen gewaltigen Cordon, der sich vom Riesen-Gebirge bis zu den Alpen erstreckte; er ging durch Oesterreicher formirt långs den Grånzen von Schlesien und Sachsen, die Reichs-Vôlker setzten ihn durch Thüringen und Franken fort, und schlossen sich sodann an die Französischen Armeen an, die långs dem Main und dem Rhein postirt waren, und die Ufer dieses großen Flusses bis an die Grånzen der Schweitz commandirten.

Die Russen, die nach der Schlacht bey Zorndorf durch den Abmarsch des Kônigs wieder etwas Freyheit bekamen, ihre Operationen fortzusetzen, beschlossen jetzt Colberg zu belagern, um einen Waffenplatz und ein Haupt-Magazin in den innern Preußischen Provinzen zu haben. Der Hafen dieser Stadt zeigte ihnen wegen der Zufuhr die grôßten Vortheile, und die sehr schwache Garnison eine leichte Eroberung. Das Schicksal von Pommern hing nun von 700 Mann Land-Miliz, einigen Invaliden, und funfzehn Artilleristen ab, die unter dem Befehl eines invaliden Majors die Besatzung von Colberg ausmachten. Dieser Com-

mandant, Nahmens Heyden, gehörte aber ganz und gar nicht zu der gemeinen Classe von Kriegern. Er machte die besten Anstalten zur Vertheidigung, und zeigte dabey den größten Muth, viel Kriegskenntniß und eine seltene Entschlossenheit. Der General Palmbach belagerte die Festung mit 10,000 Russen, bemächtigte sich des Hafens, und in fünf Tagen war auch der bedeckte Weg bereits in seinen Händen. Die Eroberung schien nun gewiß zu seyn, allein die Tapferkeit des Commandanten, der Muth seiner Soldaten und seiner braven bewaffneten Bürger, die wie alte Krieger fochten, setzten allen weitern Fortschritten ein Ziel. Ein großer Nachtheil für die Belagerten waren die Vorstädte, deren Häuser den Russen zum Schirm dienten; Heyden wollte sie nicht abbrennen, um die Bürger zu schonen, auf deren Beystand er bey seiner schwachen Besatzung vorzüglich rechnen mußte. Diese im Scheibenschießen geübte Bürger kamen nicht von den Wällen, und schossen alles todt, was sich vom Feinde blicken ließ, und ihre Kugeln nur erreichen konnten. Der General Palmbach war über diese Bürger-Vertheidigung sehr aufgebracht; er ließ sich aber besänf-

tigen, als er hörte, daß ein jeder Bürger die Vertheidigung der Festung in seinem Bürger-Eide angeloben müßte.

Es ereignete sich bey dieser Belagerung ein höchst sonderbarer Vorfall. Palmbach erhielt am sechsten Tage den ganz unerwarteten Befehl, sie aufzuheben. Es geschah so fort; allein er war nur anderthalb Meilen weit zurückmarschirt, als ein neuer Befehl kam, wieder umzukehren, und die Belagerung aufs eifrigste fortzusetzen. Heyden, dem dieser Rückzug bedenklich geschienen, hatte sich aus Vorsicht nicht übereilt, die Thore zu öffnen, um die Laufgräben so wie gewöhnlich zuwerfen zu lassen, wozu bey einem wirklichen Abmarsch immer noch Zeit war, daher die am folgenden Tage zurückkehrenden Russen alles fanden, wie sie es gelassen hatten. Die Aufforderung wurde erneuert. Der Commandant antwortete, er habe nicht die geringste Ursache sich zu ergeben, da die Festungswerke noch in dem besten Zustande wären; wobey er hinzufügte, man würde ihn durch Feuer so wenig zwingen, als man Cüstrin dadurch erobert hätte. Um diesen guten Zustand der Festung zu beweisen, befahl Heyden, daß der auffordernde Russische Officier

mit unverbundenen Augen durch alle Werke geführt werden sollte. Er machte nun die zweckmäßigsten Anstalten zur weitern Vertheidigung. In Ermangelung der Artilleristen wurden 120 Mann von der Miliz Tag und Nacht geübt das Geschütz zu bedienen; man verpflegte sie aufs beste; das Essen wurde ihnen täglich gekocht, und auf die Batterien gebracht. Ueberhaupt erhielt die Besatzung nebst dem Brot auch Fleisch, Speck und Gemüse, wovon man einen guten Vorrath gesammelt hatte; eine Anstalt, die nicht wenig diente den Muth der Soldaten zu beleben, und sie gesund und bey gutem Willen zu erhalten.

Die Belagerer wurden beständig von ihrer Haupt-Armee verstärkt, und erneuerten dann ihre Angriffe mit frischen Truppen. Am funfzehnten Belagerungs-Tage geschah abermahls eine Aufforderung, worin der Commandant erinnert wurde, das Elend der Einwohner zu bedenken, wenn die Stadt mit Sturm überginge. Es hieß: er sey durch seine Lage und tapfere Gegenwehr bey einer so schwachen Besatzung, zumahl da kein Entsatz zu hoffen, vor Gott, vor dem Könige, und vor der Welt gerechtfertigt. Heyden antwortete, wenn es auf

ihn ankäme, würde er gewiß nach Möglichkeit Blut schonen; als ein Officier aber müßte er, seiner Pflicht eingedenk, das äußerste abwarten. Der Sturm unterblieb jedoch; desto eifriger aber wurde das Bombardement fortgesetzt; man warf Bomben und Grenaden, und da diese anfingen zu mangeln, auch Steine in die Stadt. Endlich kam die Nachricht von dem Anzuge eines Preußischen Corps ins Russische Lager, da denn die neun und zwanzig Tage lang gedauerte Belagerung so gleich aufgehoben wurde. Nach diesem mißlungenen Versuch räumten die Russen ganz Pommern und Brandenburg, und gingen theils nach Pohlen, theils nach Preußen in die Winter-Quartiere. Der Preußische General Dohna bekam dadurch Gelegenheit mit seiner Armee nach Sachsen zu marschiren, und Leipzig zu entsetzen, das der Herzog von Zweybrücken mit den Reichs-Truppen belagert hatte, jetzt aber eilig verließ und nach Hause zog; auch der Kaiserliche General Haddick zog sich geschwind in die Reichs-Länder, nachdem der aus Pommern kommende General Wedel ansehnliche Vortheile über ihn errungen hatte. Der König, der nach dem Entsatz von Neiße

wieder nach Sachsen gekommen war, ging nun abermahls, nachdem er die Festungswerke von Sonnenstein schleifen lassen, nach Schlesien zurück, woselbst er seine Haupt-Armee in die Winter-Quartiere verlegte, und das seinige in Breslau nahm.

Die Operationen der Schweden waren in diesem Feldzuge eben so unbedeutend, wie in dem vorigen, obgleich sie mit 5600 Mann Infanterie und 2000 Reitern verstärkt wurden, und Frankreich die bestimmten Subsidien, nämlich 200,000 Reichsthaler ordentliche, und 400,000 Reichsthaler außerordentliche Hülfsgelder richtig bezahlt hatte. Sie begnügten sich die von Truppen entblößten Preußischen Districte zu brandschatzen und zu plündern, und wenn es hier an Subsistenz fehlte, so mußte Mecklenburg aushelfen, wo die Schweden starke Commandos hinschickten, um hier in dieser mitverbündeten Provinz, so wie in einem feindlichen Lande, Getreide-Lieferungen zu erpressen, die sie jedoch zu bezahlen versprachen. Die Landstände des Herzogthums widersetzten sich anfangs dieser Verfahrungsart, und verwiesen die Schweden auf die Märkte, wo sie zu den gewöhnlichen Preisen

das Benöthigte kaufen könnten; allein man drohete mit Execution, und nun geschahen die Lieferungen. Der Anführer des Corps, Graf Löwenhaupt, begehrte auch Geld für sich und seine Soldaten, unter dem Vorwand, daß sie gekommen wären das Land zu beschützen; auch dies mußte ihnen gegeben werden. Im August entfernten sich diese Truppen; sie verlangten aber beym Abmarsch von den Landständen einen Revers, daß sie dem König von Preußen aus ihrem Herzogthum keine Gelder zukommen lassen wollten. Dies Zumuthen war lächerlich, da die zwar manchmahl suspendirte, aber nie unterdrückte militairische Gewalt der Preußen die Einkünfte von Mecklenburg größtentheils regulirte. Auch wollten die Landstände diese Zusage nicht leisten; daher der Oberst Drieberg, und der Bürgermeister von Rostock, Mantzel, als Geisel zur Schwedischen Haupt-Armee abgeführt wurden.

In diesem Monat August ging der Allianz-Tractat zwischen Schweden und Rußland zu Ende. Man erneuerte ihn ohne Abänderung auf zwölf Jahre. Die Kriegs-Operationen dieser Hülfsvölker aber blieben immer die nämlichen. Die Unthätigkeit ihrer

Soldaten im Felde, und die damit verknüpfte Schande machten sie in den Augen der Bundesgenossen, der Feinde, ja bey ihren eignen Landsleuten verächtlich. Die eigentlichen Ursachen dieser Unthätigkeit, die bereits oben erklärt sind, waren nur sehr wenigen bekannt. Man spottete dieser unmächtigen Krieger eben so sehr in Stockholm, als wie in Wien und Berlin. Dies veranlaßte bey ihnen nach und nach eine herzlichere Theilnehmung am Kriege. Sie verleugneten nun ganz den seit Jahrhunderten behaupteten Character eines großmüthigen Feindes, und entehrten ihren martialischen Geist durch niedrige Handlungen. So bald die Preußen sich ein wenig entfernten, so überließen sie sich dem zügellosen Plündern, und allen ersinnlichen Ausschweifungen. Das Brennen und Morden wehrloser Bürger ausgenommen, gaben sie jetzt bey ihren Verheerungen selbst den Cosaken nicht viel nach. Die Städte und Dörfer, wo sie hinkamen, wurden bis auf den Grund ausgeleert. Kein Mundbissen und keine Klaue wurde den unglücklichen Einwohnern übrig gelassen; selbst die Saat in dem Schooß der Erde wurde vernichtet. Kein National-Haß vermochte sie

zu diesen Grausamkeiten; vielmehr waren sie anfangs mit der Politik ihrer Regierung sehr unzufrieden, und der Preußischen Sache geneigt; allein die Lust zum Raube stellte sich bald bey ihnen ein. Diese stählte ihre Herzen gegen fremdes Elend; hiezu kamen die Macht der Gewohnheit und die allgemein angenommenen Soldaten-Grundsätze, die im Kriege die Menschen verhärten und zu Tigern machen. Daher sahe man diese Schweden, die täglich in geschlossenen militairischen Kreisen zu Gott beteten, ihre Andachtszirkel verlassen, um zu Verbrechen zu eilen, nach deren Vollendung sie sodann das Gebetbuch wieder ergriffen.

Die Einnahme von Berlin war der große Entwurf der Schweden im October, da Brandenburg so sehr von Truppen entblößt war; auch befanden sie sich nur noch fünf Meilen von dieser Residenz, als Wedel mit seinem Corps vorrückte, und sie zurücktrieb. Die Preußen ließen nicht eher nach, als bis sie den Feind unter die Canonen von Stralsund verwiesen hatten. Fehrbellin in der Mark war die einzige Stadt, die sie auf der Flucht stark besetzten, um ihren Rücken zu decken; allein

dieser Ort, den Schweden wegen einer großen hier vor hundert Jahren unter dem Churfürsten Friedrich Wilhelm erlittenen Niederlage so denkwürdig, wurde ohne Verzug von den Preußen angegriffen, mit Sturm eingenommen, und die Besatzung theils niedergehauen, theils zu Gefangnen gemacht.

Nunmehr hatte allenthalben der Feldzug ein Ende. Der im October geschlagene Friedrich war jetzt Meister von der Elbe und der Oder. In dem kleinen Zeitraum von sieben Wochen war er aus Sachsen nach Schlesien, dann wieder nach Sachsen zurück, und nun abermahls nach Schlesien marschirt. Dabey waren in dieser kurzen Zeit Neiße, Cosel, Dresden, Leipzig, Torgau und Colberg befreyt worden. Waren diese Operationen den Layen in der Tactik erstaunenswürdig, so waren sie es den Kriegern noch weit mehr, die die Schwierigkeiten der fortdauernden Bewegungen großer Armeen in ihrem ganzen Umfang kannten. Der Marschall Belleisle, damahls der herrschende Französische Staats-Minister, ehedem selbst Heerführer, und folglich mit militairischen Operationen vertraut, schloß daher auch diese ihm prophezeyeten Preußi-

schen Märsche wegen ihrer scheinbaren Unmöglichkeit ganz von seinem Kriegsplan aus. Er sagte: „Was auch immer der König von Preu„ßen zu thun vermag, so ist doch seine Armee „kein Weberschiff.„ Die Oesterreicher machten nun in Böhmen und Mähren neue Plane zum künftigen Angriff; die Russen in Preußen und Pohlen dachten auf Füllung ihrer Magazine; die Reichs-Truppen auf die Ruhe in ihren Winter-Quartieren im Mittelpuncte Deutschlands; und die Schweden, die so gar ihr eigenthümliches Pommern in Preußischen Händen sahen, waren jetzt für ihre eigne Sicherheit unter den Canonen von Stralsund besorgt.

Fünftes Buch.

Der diesjährige Feldzug der Alliirten gegen die Franzosen war auch sehr merkwürdig. Schon im Anfange des Jahrs wurde Richelieu zurückberufen, und mußte das Ober-Commando der Französischen Truppen dem Grafen von Clermont abtreten. Dieser auserkohrne Befehlshaber war ein Geistlicher, und hatte nie eine Armee, selbst nicht einmahl bey einer Musterung, versammelt gesehn. Die Marquisin von Pompadour aber, die damahls, als Königliche Maitresse, Ludwig den funfzehnten und die Franzosen unumschränkt beherrschte, war von seinen Hoftalenten eingenommen. Diese zu belohnen schuf sie ihn zum Feldherrn, und sandte ihn nach Deutschland, um Frankreichs Ehre gegen einen großen Heerführer zu behaupten. Die Wahl setzte alle Welt in Erstaunen, und Friedrich sagte bey der Nachricht: „Ich hoffe, daß ihn nächstens der Erzbischof „von Paris ablösen wird.„

Der Französische Hof wetteiferte mit dem Wiener Hofe, seinen Eifer zu zeigen, Preußen zu Grunde zu richten. Man schien in Versail-

les die schon halb vernichtete Französische Marine und die drohenden Progressen der Britten zu vergessen, um alles was nur Intriguen, Gold, und Staatskunst vermochten, auf jenen Endzweck zu leiten. Die Französischen Gesandten in Wien, Petersburg und Stockholm lenkten die dortigen Cabinette gewöhnlich ganz nach ihrem Willen. Ferner wurden der Graf von Montazet und der Marquis von Montalembert als Französische Abgeordnete, ersterer zu dem Kaiserlichen Heer, der andere zu der Schwedischen, hernach zu der Russischen Armee geschickt, um auch hier wo möglich die Operationen der Bundsgenossen nach Frankreichs Entwürfen zu bestimmen. Diese Abgeordneten waren Officiere, Männer von großen Talenten und Kriegserfahrung. Sie studirten die innere Stärke und Schwäche der Heere, und die Charactere der Feldherren, die der Französische Hof, nach Maaßgabe ihrer Leidenschaften, und ihres individuellen Geschmacks, sich durch prächtige Geschenke verband. Zu diesen Künsten kamen oft wichtige für das Beste der Verbündeten sehr weise Rathschläge, wie Montalemberts durch Verrath bekannt gewordener Briefwechsel beweist. Diese Officiere waren ungemein thätig, sie correspondir-

ten mit den herrschenden Ministern in Versailles, mit den Befehlshabern der Französischen Heere, und mit den Gesandten ihrer Nation bey allen kriegführenden Mächten. Verließen die Armeen das Feld, so reisten sie in Person von einem Hof zum andern, um Entwürfe vorzulegen, und die Hindernisse durch die wirksamsten Mittel zu überwinden.

Vor Richelieu's Abreise erhielt Halberstadt von den Franzosen noch einen sehr bösen Besuch. Dieser Heerführer hatte die Stadt und das ganze Fürstenthum am Tage nach der Roßbacher Schlacht verlassen, nachdem er in dieser aus zehn Städten und hundert Dörfern bestehenden Provinz innerhalb sechs Wochen über anderthalb Millionen Reichsthaler erpreßt hatte. Er allein hatte für Salve-Garden, oder Schutzbriefe, 40,000 Reichsthaler erhalten. Eine Summe von 200,000 Reichsthalern war noch von der versprochenen Brandschatzung unbezahlt geblieben; da sich nun 3000 Mann Preußischer Truppen im Lande befanden, so verweigerten die ohnehin ganz entkräfteten Halberstädter auf Befehl ihres Königs diesen Rest. Richelieu beschloß sie dafür zu bestrafen. Ein 12,000 Mann starkes im Braunschweigischen postirtes Corps rückte un-

ter Anführung des Marquis von Voyer im Januar auf Halberstadt los. Man wollte die hier befindlichen Preußen aufheben, die sich aber ohne Verlust zurückzogen. Nun wurden die Expressungen mit verdoppelter Härte erneuert, und mit der Drohung, daß diejenigen Häuser, worin man bey der Durchsuchung mehr als vier Reichsthaler an Geld, und mehr als drey Scheffel Getreide antreffen würde, geplündert und angezündet werden sollten; dabey wurden die Pechkränze in Bereitschaft gehalten. Auf die beweglichsten Vorstellungen ertheilte Voyer immer die kurze Antwort: „Geld „und Korn, oder Feuer!„ Durch diese Drohung vermocht brachten die Einwohner 4000 Scheffel Getreide, und 121,000 Reichsthaler an Geld und Silberzeug zusammen, die Armen mit Thränen zu sechzehn und acht Groschen; für das übrige gaben sie Wechsel. Dennoch geschah die militairische Durchsuchung der Häuser, wobey man schrecklich plünderte. Nun wurden die Stadtthore verbrannt, die Pfeiler abgeworfen, und die Mauern niedergerissen. Der letzte Antrag dieser Feinde war, daß die Einwohner von Halberstadt sich anheischig machen sollten, jedesmahl, wenn Preußische Truppen in ihre Stadt einrücken würden, als Strafe dafür

100,000 Reichsthaler zu bezahlen. Die Abgeordneten weigerten sich jedoch standhaft diese unanständige Forderung einzugehn. Endlich zogen die Franzosen ab, und nahmen sechs Geisel mit sich. Quedlinburg, woselbst der Graf Turpin commandirte, hatte ein ganz anderes Schicksal als Halberstadt. Man erwartete große Contributions-Forderungen, allein dieser großmüthige Befehlshaber, der keine tyrannische Aufträge hatte, oder sie nicht ausführen wollte, sagte, daß er nichts weiter als den nöthigen Unterhalt für seine Truppen und eine Anzahl Wagen verlange, mit welchen er von Segenswünschen begleitet abzog.

Die Besitznehmung der großen Deutschen Reichsstädte war besonders das Augenmerk der Französischen Befehlshaber. Schon im vorigen Jahr hatten sie sich gleich bey ihrem Einmarsch in Deutschland der Reichsstadt Cöln bemächtigt, unter dem Vorwand, daß der König von Frankreich Garant des Westphälischen Friedens wäre. Die Reichsstadt Bremen hatte im August 1757 ein gleiches Schicksal, wovon die hier für Rechnung des Königs von England befindlichen Magazine mit Kriegsbedürfnissen als Ursache angegeben wurden. Man versprach dabey, nichts weder in der Re-

gierung, noch in den Gesetzen der Stadt zu ändern, und drohete im Widersetzungsfall mit Gewalt. Die Einwohner nothgedrungen bewilligten das Ansuchen, und der General, Marquis von Armentieres, nahm sofort Besitz von der Stadt, der er durch sein edelmüthiges Betragen und gute Mannszucht das Unangenehme ihrer Lage sehr milderte. Der Aufenthalt der Franzosen allhier war jedoch diesmahl nur von kurzer Dauer; denn vierzehn Tage nachher verließen sie Bremen wieder. Nach vier Monaten aber, noch vor Eröffnung des Feldzugs, erneuerten sie diesen Entwurf der Besitznehmung, da sie von einer ähnlichen Absicht des Herzogs Ferdinand von Braunschweig hörten. Es zeigten sich jedoch einige Schwierigkeiten bey der Ausführung; denn der Pöbel umringte das Rathhaus mit großem Tumult, und drohete dem versammelten Magistrat, wenn man die Franzosen einlassen würde. Das Volk wollte keine Vorstellungen anhören, und der Französische Befehlshaber keinen Aufschub gestatten. Er ließ die Canonen auffühen, und seine Truppen mußten sich dem Wall mit Sturmleitern nähern. Man säumte nun nicht, mit diesem Befehlshaber, Herzog von Broglio, eine Capitulation zu schließen, die

für die Stadt gar nicht demüthigend war. Er bewilligte alles was der Magistrat forderte. Das Volk war dennoch mit dieser Maaßregel höchst unzufrieden, besonders da die Nachricht kam, daß 3000 Hannoveraner im Anzuge wären. Der Pöbel rottete sich nun zusammen, bewaffnete sich mit Beilen und andern Instrumenten, und wollte das Zeughaus aufsprengen, um sich mit Waffen zu versehn, und die schon anrückenden Franzosen wieder herauszutreiben. Es kam auch zu Thätlichkeiten, wobey mehrere Einwohner erschossen und verwundet wurden; und nun hatte der Tumult ein Ende. Mit der Besitznahme dieser Stadt wurden die Operationen unter dem Befehl des Marschalls von Richelieu beschlossen, der nun nach Paris ging, um auf seinen Lorbeern auszuruhn.

Der neue Feldherr Clermont traf die ihm anvertrauten Truppen in dem elendesten Zustande an. Der Französische Bothschafter in Stockholm, Marquis von Havrincour, drückt sich in einem Briefe an den Marquis von Montalembert darüber folgendermaßen aus: „Clermont hat die Armee in einer unbegreiflichen „Unordnung gefunden; da ist keine Einrich„tung, keine Zusammenstimmung bey der Ver-

„legung der Truppen in die Quartiere, keine „Sorge fürs künftige, keine Anstalt zu Vor„räthen und Unterhalt, kurz, Mangel an al„lem.„ Dieser neue Heerführer machte daher auch seinem Könige folgenden sonderbaren Bericht: „Ich habe Ew. Majestät Armee in „drey sehr verschiedene Haufen abgetheilt ge„funden. Der eine ist über der Erde, aus „Dieben und Marodeurs zusammengesetzt, und „in Lumpen gehüllt; der zweyte Haufen ist „unter der Erde, und der dritte in den Hospi„tälern.„ Er wünschte daher Verhaltungs-Befehle, ob er den ersten zurückführen, oder so lange verziehn sollte, bis er mit den beiden andern Haufen vereinigt wäre.

Der Herzog Ferdinand gab ihm keine Zeit, seine Lage zu bessern. Er eröffnete den Feldzug schon im Februar, machte sich Meister von der Weser, und rückte auf Hannover los. Wo sich nur seine Vorposten zeigten, floh der Feind, und zwar so übereilt, daß alle Kranke, so wie eine Menge Geschütz und Bagage, zurückblieben. Selbst die in so vieler Rücksicht wichtige Stadt Bremen, wo St. Germain jetzt commandirte, wurde abermahls von den Franzosen verlassen, desgleichen Lipstadt, Ham, Münster und andere wichtige

Plätze. Nur allein in Hoya an der Weser behauptete der Graf Chabot seinen Posten, bis ihn der Erbprinz, jetziger Herzog von Braunschweig, nach einem lebhaften Widerstande vertrieb, und 1500 Gefangene machte. Dies waren die Erstlinge jener Thaten, die diesem jungen Prinzen in kurzer Zeit einen Rang unter den größten Feldherren unsers Zeitalters erwarben, vom Schicksal bestimmt, Oraniens Rächer zu seyn, und fast ohne Schwertstreich das stolze Holland zu demüthigen.

Die Einnahme von Hoya bahnte den Weg nach Zelle, Hannover und Braunschweig. Die leichten Truppen der Alliirten trieben alles vor sich her. In dieser Bestürzung, wo die Franzosen allenthalben in der größten Unordnung sich zu retten suchten, wurden viele hundert von ihnen Opfer der durch so mancherley Gewaltthätigkeiten wüthend gemachten Hannöverschen Bauern. In einem Zeitraum von acht Tagen war ganz Hannover von den Feinden geräumt, die unaufhaltbar nach dem Rhein zogen, und alle ihre Magazine im Stich liessen. Diejenigen, die sie nicht Zeit hatten zu zerstören, fielen den Siegern in die Hände. Um diesen so verwirrten Rückzug zu sichern, opferte Clermont 4000 Mann auf, die er in

Minden zurückließ. Dieser Ort wurde nun förmlich belagert. Der Commandant, Marquis von Morangiés, verlangte nach fünf Tagen einen freyen Abzug, und da man dies nicht bewilligte, so drohte er die Weser-Brücke zu sprengen, die Stadt in einen Aschenhaufen zu verwandeln, und sich nebst seiner Garnison unter den Ruinen zu begraben. Allein es blieb bey diesen Drohungen, die von den Belagerern verspottet wurden. Morangiés änderte nun geschwind seinen Entschluß; denn schon am nächst folgenden Tage geschah die Uebergabe des Orts, wobey man die noch aus 3500 Mann bestehende Besatzung zu Gefangenen machte, und ein großes Magazin erbeutete. In Hessen war nur Marburg allein noch in Französischen Händen. Der Erbprinz von Braunschweig aber vertrieb sie auch hieraus, so daß sich jetzt in ganz Nieder-Sachsen und Westphalen kein Feind mehr befand. Erst in Wesel machten die Franzosen Halt, nachdem von ihnen 11,000 Mann auf dieser Kriegsjagd in die Hände der Alliirten gerathen waren. In dieser Preußischen Festung nahm der Französische Feldherr das Haupt-Quartier, und sandte den größten Theil seiner Truppen über den Rhein.

Ferdinand hatte Mangel an Cavallerie. Einige Regimenter Hannöverscher und Hessischer Reiterey, und einige tausend Preußische Dragoner und Husaren, die sich bey seiner Armee befanden, waren zu dem großen Dienst im Felde nicht hinreichend. Das Brittische Parlament beschloß daher Cavallerie aus ihrer Insel nach Deutschland zu senden, und auch mit Englischer Infanterie Ferdinands Heer zu verstärken. Embden war dazu der bequemste Landungsplatz. Dieser Ort war aber in den Händen der Franzosen; sie hatten ihn wegen des Hafens zu einem Waffenplatz und Haupt-Magazin bestimmt, und ihn mit 3800 Mann besetzt. Auch dieser Entwurf wurde vernichtet. Zwey Englische Kriegsschiffe erschienen, und blokirten den Hafen. Ein Schrecken überfiel die Besatzung; sie fürchtete zu Wasser und zu Lande zugleich angegriffen und abgeschnitten zu werden. Nichts blieb übrig als ein Abzug, der auch gleich unternommen wurde. Dieser aber geschah mit großem Verlust. Die bewaffneten Böte der Engländer, die Preußischen Husaren, die Hannöverschen Jäger, alles wetteiferte in Thätigkeit. Viele von diesen abziehenden Franzosen wurden getödtet, und noch mehrere gefangen genommen;

dabey wurden alle Verwundete und Kranke ihrem Schicksal überlassen. Man erbeutete eine Menge Bagage, Munition und große Magazine; auch die mitgenommenen Geiseln wurden wieder befreyt. Bey dieser übereilten Flucht vergaßen die Franzosen die Besatzung der Vechte, eines benachbarten Forts, abzurufen, die sich gleich darauf mit einem Zug von hundert Stücken Geschütz zu Kriegsgefangenen ergab.

Alle kriegführende Heere, der Preußen, der Oesterreicher, der Russen, Schweden und Reichs-Völker, lagen noch in ihren Winter-Quartieren, als im Monat März diese große unerwartete Revolution vorging, wo die siegtrunkenen Französischen Armeen wie das Wildpret in den beschneieten Wäldern gejagt, ganz Nord-Deutschland von ihnen gereinigt, und die Kriegsscene völlig geändert wurde. Bloß Wesel war noch in ihren Händen. Diesen Ort zu erobern, und sie vollends über den Rhein zu treiben, war Ferdinands Entwurf. Erst aber bezog er mit seiner Armee in Westphalen die Winter-Quartiere, und erwartete die Brittische Cavallerie.

Die Französische Nation, die noch die Schande des Roßbacher Tages nicht vergessen

hatte, war durch diesen neuen höchst unerwarteten Auftritt aufs tiefste gebeugt. Ein großes Heer Franzosen auf der Flucht vor einer Hand voll Deutschen, die in Eil zusammengezogen waren, und denen es so gar an Reiterey fehlte, und überdies vor eben den überwundenen Deutschen, über die sie wenig Monate zuvor den Stab gebrochen, die sie mit Verachtung und Spott behandelt, in einen Landwinkel eingezwängt, und genöthigt hatten, ihre Rettung in einer erniedrigenden Capitulation zu suchen; dies war mehr, als der Gallische Stolz ertragen konnte. Man glaubte schon den unternehmenden Ferdinand über dem Rhein, im Herzen Frankreichs, ja vor den Thoren von Paris zu sehn. Diese Begebenheit schien den Preußischen Gegnern so außerordentlich, daß selbst die Höfe von Wien und Petersburg ein Verständniß zwischen Frankreich und Preußen muthmaßten, und nur mit vieler Mühe gelang es den Franzosen diesen Verdacht zu vernichten. Der Hof zu Versailles zeigte bald seinen Ernst. Es wurden die lebhaftesten Maaßregeln genommen, und alle Truppen aus den innersten Theilen des Königreichs in Bewegung gesetzt. Diese mußten in größter Eil die Armee am Rhein verstärken; die Gränz-Fe-

stungen wurden schleunig in besten Vertheidigungsstand gesetzt, und um den Muth der Nation zu beleben, die jetzt mehr Frieden als Krieg wünschte, ward das Gerücht verbreitet, daß nächstens durch Spaniens Vermittelung der Friede erfolgen würde.

Der Herzog von Belleisle, der jetzt in Versailles das Wort führte, wandte seine Aufmerksamkeit auf die Quelle der Mißbräuche. Er machte Verordnungen, deren Nothwendigkeit, besonders in Kriegszeiten, bey allen disciplinirten Armeen Verwunderung erregen mußte. Es hieß: daß die Hälfte der Officiere bey ihren Regimentern bleiben sollten; ferner, daß die Officiere sich nicht ohne Urlaub von der Armee entfernen sollten; geschähe es, so wurde ihnen jetzt dafür die Strafe zuerkannt, ihre Besoldung zu verlieren. Auch schickte Belleisle eine Anzahl Officiere nach der Bastille, und schrieb Briefe an alle Regiments-Befehlshaber bey den Französischen Armeen voll strenger Befehle und Drohungen. Diese wurden jedoch wenig geachtet. Das Uebel hatte zu tiefe Wurzel geschlagen, und ohne eine völlige Umschmelzung der ganzen Militair-Verfassung der Franzosen war es nicht zu hemmen. Es herrschte bey ihren Heeren auf Mär-

schen, in Lägern, ja selbst auf dem Schlachtfelde keine Subordination, keine Disciplin, keine Ordnung; dagegen desto mehr barbarische Gebräuche, willkührliche Gesetze und Ausschweifungen. Selbst Subaltern-Officiere hatten Maitressen bey sich. Diese fuhren auf Märschen in Wagen, oft in Gesellschaft des Liebhabers, der seinen Trupp verließ, und der Liebe pflog. Man fand alles in den Französischen Lägern, was nur der Luxus in den glänzendsten Königsstädten zur Schau auskramen kann. Alle und jede Bedürfnisse, von den einfachsten bis zu den künstlichsten, waren hier vorhanden. Kramladen ohne Zahl, ganze Magazine von seidenen Stoffen, Galanterie-Waaren, wohlriechenden Essenzen, Sonnenschirmen, Haarbeuteln und Schminkdosen. Einst befanden sich bey der Armee des Prinzen Soubise 12,000 Wagen, die Krämern und Marketendern gehörten, ohne den Troß der Officiere zu rechnen; die Armee selbst war damahls nicht über 50,000 Mann stark. Bey der Garde du Corps hatte die aus 139 Reitern bestehende Schwadron des Herzogs von Villeroy allein 1200 Pferde in ihrem Gefolge: Ein kleiner Theil derselben diente zum Reiten, die übrigen mußten Wagen schleppen. Diese un-

geheure Menge Fuhrwerke erschwerte die Subsistenz der Truppen außerordentlich, vermehrte die Unordnung in Lägern und auf Märschen, und hemmte die Bewegungen der Heere. Man gab Bälle im Lager, und nicht selten verließ der Französische Officier seine Feldwacht, um in der Nähe eine Menuet zu tanzen. Man spottete über die Befehle der Heerführer, und gehorchte ihnen nur, wenn man es bequem fand.

Von diesem gänzlichen Mangel an Subordination gab einer ihrer vornehmsten und besten Generale, der Graf St. Germain, nachheriger Dänischer Feldmarschall und zuletzt Französischer Kriegs-Minister, ein auffallendes Beyspiel. Der Vorfall gehört zwar zum folgenden Feldzug, ist aber hier mehr passend. St. Germain war Französischer General-Lieutenant, und commandirte ein abgesondertes Corps von 10,000 Mann. In Uneinigkeit mit dem Marschall Broglio kündigte er diesem ganz den Gehorsam auf, und endlich verließ er gar das Corps, ohne seinem Ober-Befehlshaber zuvor davon die geringste Nachricht gegeben, und für die Sicherheit so vieler tausend Soldaten seiner Nation gesorgt zu haben. Es schien ihm hinreichend, durch ei-

nen Brief seinem Ober-Feldherrn anzuzeigen, wo er das ihm anvertraute Corps gelassen hatte. Dieser militairische Hochverrath wurde weder bey den Französischen Truppen, noch bey der ganzen Nation als etwas besonderes angesehn. Man sagte in Paris: Il a *donné* sa démission. Keine Lage, keine Verbindlichkeit gegen Ehre, Stand und Vaterland, kam bey diesem sonst so ehrsüchtigen Volk hier in Betrachtung. Man begnügte sich am Hofe und in der Hauptstadt einen Entschluß zu tadeln, der, nur geträumt, bey Römischen und Preußischen Heeren ein todeswürdiges Verbrechen gewesen wäre.

Diese Französische Sinnes- und Handlungsart, die auf so mancherley Weise mit den Deutschen militairischen Gebräuchen und Grundsätzen contrastirte, erzeugte bey den Deutschen Truppen eine Verachtung gegen die Franzosen, die weder der dieser Nation eigne Muth, noch ihr thätiger Ehrgeitz zu schwächen vermochte. Hiezu kamen die großen Vorfälle. Kaum zeigt sich Friedrich den Franzosen, so gewinnt er einen glänzenden Sieg, und zwar auf die leichteste Weise. Ferdinand zieht zerstreute Truppen mitten im Winter zusammen, und jagt die siegträumenden Franzosen in wenig Wochen fast

ohne Schwertstreich bis an den Rhein. Der zweymahl so starke Feind flieht allenthalben, giebt seine Magazine preis, und denkt bloß auf Rettung des Lebens. In der That war der Zustand dieser Truppen, da sie am Rhein anlangten, bedauernswürdig; es war ein colossalisches Bild des menschlichen Elends: abgemattet, abgehungert und abgerissen. Die nothwendigsten Bedürfnisse, die mannigfaltigen Kauf-Artikel ihrer Marketender und Krämer, waren eine Beute von Ferdinands leichten Truppen geworden. Es fehlte den Franzosen an Brot, und was ihnen fast eben so schrecklich war, an Haarpuder. Die Lustigkeit verließ sie jedoch nicht; sie sangen, sie hüpften, und erschienen auf ihren Märschen in comischen Aufzügen. Man gestattete ihnen Freyheiten, die man bey andern Truppen für unanständig gehalten hätte. Oft steckten sie auf dem Marsch die Brote auf die Spitze ihrer Bajonette, und trugen sie hoch in die Luft; das Fleisch hingen sie an das Gefäß ihres Degens. Viele von den gemeinen Soldaten hatten keine Strümpfe, daher die Beine bloß mit den Stiefeletten bedeckt waren. Papierne Manschetten waren bey ihnen nichts ungewöhnliches. Bey keiner Armee herrschte solche Fröhlichkeit, die so wohl auf Märschen als

im Lager, bey Tag und bey Nacht, bey guten und üblen Vorfällen, ununterbrochen fortdauerte. In Ermangelung anderer Schauspiele entblößte man liederliche Weibspersonen bis auf den Gürtel, und ließ sie so Spießruthen laufen; eine Strafe, die zur Belustigung diente, und desto sonderbarer war, da die Französischen Soldaten selbst nie, weder auf diese noch auf eine andre Art, fühlbar gezüchtigt wurden.

Alle diese Dinge vermehrten die Verachtung bey den Deutschen Kriegern, die nie gegen ein wahrhaft tapfres Volk größer gewesen ist. Man verbarg sie nicht einmahl in den nachtheiligsten Lagen. Hier ist davon ein sonderbares Beyspiel: Ein Preußischer Husar wurde von den Franzosen gefangen, und ins Haup:=Quartier gebracht. Clermont selbst wollte ihn sprechen; denn die Gefangennehmung eines Preußischen Husaren war hier ein sehr seltner Vorfall. Dieser Krieger gehörte zu dem schwarzen Regiment. Ein jeder Reiter desselben, seinen Leib in Kleidungsstücken gehüllt in der Farbe des Trauerns, trug überdem einen Todtenkopf, das Sinnbild der Verwesung an der Stirn; er war ein lebendiges memento mori; und schon der bloße Anblick

eines solchen Todes-Predigers mit einem scharfen Säbel in der Faust, um dem Sittenspruch den stärksten Nachdruck zu geben, flößte Schrecken ein; auch waren diese schwarzen Husaren den tapfersten Regimentern des Französischen Heers furchtbar. Man hatte die Sage verbreitet, daß sie bey Widersetzung nie Pardon gäben, und die Husaren selbst bestätigten dies Gerücht, um desto leichter zu siegen. Es wirkte auch über allen Glauben. Ganze Schaaren flohen vor wenigen Husaren, und nicht selten brachten einzelne dieser schwarzen Reiter ganze Trupps von Gefangenen ins Lager der Alliirten. Sie gingen zum Gefecht wie zum Tanz, und kehrten nie ohne Beute zurück. Diese schwarzen Reiter zeichneten sich unter den leichten Truppen der Preußen so wohl durch Edelmuth als durch eine heldenmäßige Unerschrockenheit aus, wovon folgende Züge verdienen aufbehalten zu werden. Ein Husar nahm einen Oesterreichischen Officier gefangen, der ihm der Kriegssitte gemäß sofort seinen Geldbeutel und seine Uhr überreichte. Der Preuße gab beides zurück, und sagte: „Sie „sind ein Gefangener, und brauchen Ihr Geld. „Dieser hier,„ indem er auf seinen Säbel schlug, „giebt mir alle Tage dergleichen.„

Dies

Dies schwarze Regiment mußte bey einem Gefecht unter einem heftigen Canonen-Feuer unbeweglich halten. Ein Officier raucht gelassen seine Pfeife, und ruft, als zwey Husaren von Kugeln zerschmettert von ihren Pferden stürzen, den andern seines Zuges zu: „Nur ruhig, ruhig, meine Kinder! Wenn jemand „fällt, nur immer gleich wieder geschlossen, „dazu stehn wir hier.„ In einem andern Gefecht ruft ein schwer verwundeter Officier, indem er vom Pferde herunter sinkt, seinen Husaren zu: „Drauf, drauf, auf den Feind! „an mir ist nichts gelegen.„ Solche Beyspiele mußten bey den überlebenden Kriegern die Begriffe von ihren Pflichten erhöhen, und die Furcht des Todes schwächen.

Die Unterredung des Französischen Feldherrn mit dem gefangenen Husaren geschah durch Dolmetscher. Auf die Frage, wo Ferdinand sich gelagert hätte, war die Antwort: „Da, wo ihr ihn nicht angreifen werdet.„ Man fragte ihn, wie stark die Armee seines Königs sey; er antwortete, sie möchten sie aufsuchen und zählen, wenn sie Muth genug dazu hätten. Clermont hielt sich durch diese Kühnheit nicht beleidigt. Sie gefiel ihm vielmehr, und veranlaßte ihn, den Husaren zu

fragen, ob sein König viel solche Soldaten hätte, wie er. Der Mann mit dem Todtenkopf antwortete: „Ich gehöre zu den schlechtesten, sonst wäre ich jetzt nicht euer Gefangener.„ Eine solche Sinnesart außerhalb Frankreich zu finden, war den Franzosen ein Räthsel. Man entließ den Husaren, und Clermont schenkte ihm einen Louisd'or. Der Preuße nahm ihn an, allein obgleich ausgeplündert und ohne einen Heller im Besitz, gab er im Angesicht des Feldherrn das Goldstück einem Französischen Soldaten, mit der Erklärung, daß er von den Feinden seines Volks keine Geschenke annehmen wollte. Man trug ihm Dienste und eine Officier-Stelle an; er aber antwortete mit Hohngelächter, daß er ein Preuße sey.

Solche Züge characterisiren den Geist eines Volks und eines Zeitalters. Ein hoher Sinn dieser Art bey einem gemeinen Soldaten, konnte nur durch National-Grundsätze, und durch Volksstimmung gebildet werden; daher erregte diese Handlung auch unter den Deutschen nicht die Bewunderung, die sie verdiente. Sie wurde bekannt, allein der Nahme des Preußen, der so dachte und handelte, ist unbekannt geblieben.

Es ist die Pflicht eines Geschichtschreibers, dergleichen Privat-Handlungen aufzuzeichnen. Es ist eine angenehme Pflicht, wenn solche seinem Volke Ehre bringen. Er muß aber auch edle große Handlungen des Feindes nicht verschweigen. Der schon vorhin erwähnte Marquis von Armentieres nahm die Stadt Zelle ein. Der Adel und die Bürgerschaft fleheten durch Abgeordnete um Schonung. Armentieres antwortete: „Meine Herren, ich bin nicht „gekommen, Ihnen Gutes zu thun; seyn Sie „aber versichert, daß ich Ihnen so wenig Böses thun werde, als es mir nur möglich seyn „wird.„ Und er hielt Wort. Nach geendigtem Kriege schickte er aus Frankreich dem Prediger Roques in Zelle das Dictionaire Encyclopedique, das damahls als das Buch aller Bücher betrachtet wurde, zum Geschenk, mit folgenden Worten: „Sie haben mir zu viel „Gelegenheiten gegeben, Ihren unglücklichen „Mitbürgern nützlich zu seyn, als daß ich Ihnen nicht meine gerechte Dankbarkeit dafür „bezeigen sollte.„ Die Franzosen unter Anführung des Generals Mercieres, nahmen die Westphälische, wegen ihrer Leinwand-Manufacturen berühmte Stadt Bielefeld ein, wobey die dortige Bleiche geplündert wurde, ob-

gleich sich der General diesen Ausschweifungen widersetzte. Sein Gewissen sagte ihm jedoch, daß er nachdrücklicher hätte verfahren können; er schickte daher im Jahr 1790, drey und dreyßig Jahr nach dieser Handlung, aus Bayonne dem Magistrat von Bielefeld eine ansehnliche Summe Geldes, mit der Bitte, sie unter die noch lebenden Interessenten zu vertheilen, oder im Fall diese abgestorben seyn sollten, das Capital auf eine andre für die Stadt nutzbare Art zu verwenden. In der Stadt Hannover war man auch so glücklich, einen Menschenfreund zum Commandanten zu haben. Dies war der Herzog von Randan, der, wo er nur immer konnte, Nachsicht und Großmuth zeigte; auch der Französische General Vaubecourt, der auf dem Harz commandirte, bewies durch sein ruhmwürdiges Betragen, wie man Edelmuth mit feindlichen Operationen verbinden könne. Die dadurch gerührten Einwohner der Bergstadt Clausthal ließen daher als Beweis ihrer dankbaren Empfindungen eine große Medaille prägen, mit seinem Bildnisse und der Aufschrift: Recto, Modesto Duci Vaubecourt, Civit. Clausthal. 1762.

Wir nehmen nun den Faden der Geschichte wieder auf. So bald die Truppen in den

kurzen Winter-Quartieren sich wieder erhohlt hatten, eröffnete Ferdinand den Feldzug mit dem kühnen Entwurf, den Krieg, wo nicht in Frankreich selbst, doch an die Gränzen dieses Reichs hinzuspielen. Da aber die Französische Armee an den Ufern des Rheins, und zum Theil vortheilhaft, postirt war, und der Deutsche Feldherr auch keine Pontons hatte, so zeigte ein Uebergang über diesen großen Fluß außerordentliche Schwierigkeiten. Sie wurden jedoch durch vortreffliche Maaßregeln überwunden, und den ersten Junius in der Nacht ging die alliirte Armee theils in von den Holländern gemietheten Fahrzeugen, womit man eine Schiffbrücke machte, theils in flachen Böten unweit Cleve glücklich über den Rhein. Der dadurch einigen Holländischen Ländereyen zugefügte Schade wurde den Eigenthümern mit 4000 Gulden vergütet. Ferdinand wünschte sehnlich eine Schlacht; Clermont aber vermied sie sorgfältig, und hatte sich mit seiner weit stärkern Armee bey Rheinfelden bis an die Zähne verschanzt. Ihn dort anzugreifen, war Verwegenheit. Nichts blieb übrig, als ihn weg zu manövriren. Dies gelang seinem kriegsverständigen Gegner, und in vierzehn Tagen nach dem Uebergang über

den Rhein, sah man die Französische Armee in den Ebenen von Crefeldt. Es kam hier den 23sten Junius zu einer Schlacht. Ferdinand zeigte dabey seine erhabenen Kriegstalente. Er ordnete drey Angriffe an, wovon jedoch zwey verstellt waren; ein Umstand, der durch die kunstvolle Einrichtung dem Feinde verborgen blieb. Die Hauptscene war eigentlich auf dem linken Flügel der Franzosen in einem Gehölz, von dessen Besitz das Schicksal des Tages abhing. Hier commandirte der General St. Germain, der in der Hoffnung, unterstützt zu werden, sich gegen die überlegene Macht aufs tapferste vertheidigte; auch war das ganze Grenadier-Corps ihm zu Hülfe gesandt; allein diese Truppen verfehlten den Weg. Endlich drang der Erbprinz von Braunschweig mit der Infanterie ins Holz, und nach einem hartnäckigen Gefecht von drey Stunden wurde der Feind glücklich herausgetrieben. Die Französische Cavallerie verlohr in dieser Schlacht einen großen Theil ihrer besten Reiter, und die Preußischen Dragoner, die durch gewisse Spottreden der Franzosen aufgebracht waren, rächten solche jetzt nachdrücklich. Die Alliirten hatten in diesem Treffen nur 1500 Todte und Verwundete, die Feinde aber zählten über

7000 Mann. Ein National-Verlust dabey für die Franzosen, war der Tod des Grafen Gisors, des einzigen Sohns des Herzogs von Belleisle, eines jungen Mannes von seltenen Talenten und den größten Hoffnungen. Er starb tödtlich verwundet in den Armen des Erbprinzen von Braunschweig, der ihn kannte und liebte. Der Sieger Ferdinand ging auf dem Wahlplatz herum, betrachtete gerührt die verstümmelten Leichname, und sagte zu seinen Officieren, die ihm Glück wünschten: „Dies ist „das zehnte Schauspiel dieser Art, das ich in „meinem Leben sehe. Wollte Gott, daß es „das letzte wäre!„

Nach der Schlacht rückte der Erbprinz mit einem Corps vorwärts, nahm Rüremonde durch Capitulation ein, und schickte streifende Parteyen bis an die Thore von Brüssel. Man brandschatzte in Brabant und im Bisthum Lüttich. Die Hauptfolge dieses Sieges aber war die Belagerung von Düsseldorf, wo die Franzosen ihr Haupt-Magazin hatten. Am sechsten Tage, nachdem eine große Anzahl Häuser durch Bomben und Kugeln in die Asche gelegt waren, ging die Stadt über. Die Besatzung erhielt einen freyen Abzug; der ungeheure Vorrath aber von Proviant, Munition,

und eine Menge schönes Geschütz, wurden den Eroberern überlassen. Man erschrak in Frankreich über diesen neuen Verlust; die Bastille wurde gefüllt, und Clermont zurückberufen. Der Dauphin wollte sich nun selbst an die Spitze der Armee stellen, welches jedoch nicht gestattet wurde. Man nahm indeß neue Maaßregeln, die Ehre der Französischen Waffen zu retten. Die Armeen wurden mit Recruten, Bedürfnissen, und mannigfaltigen Instructionen versehn. Das Commando am Rhein erhielt jetzt der erfahrne Marschall von Contades; dabey wurde dem Prinzen Soubise der Befehl zugeschickt, mit seiner durch 6800 Mann Wirtemberger verstärkten Armee, es koste was es wolle, wieder in Hessen einzudringen. Diese Provinz schien wegen Ferdinands Entfernung eine gewisse Eroberung, und zugleich ein Mittel zu seyn, die Armee der Alliirten vom Rhein abzuziehn. Soubise rückte nun vor, und obgleich seine Avant-Garde von der Hessischen Land-Miliz geschlagen wurde, so drang er doch mit 30,000 Mann ins Herz der Provinz ein. Der Hessische General, Prinz von Ysenburg, hatte nur 7000 Mann sie zu vertheidigen; mit diesen bezog er ein vortheilhaftes Lager zwischen Cassel und

Minden. Er erkannte sein Unvermögen, mit so wenigen, zum Theil irregulairen Truppen einer großen Armee Widerstand zu thun, und wünschte daher bloß Zeit zu gewinnen, um den Erfolg der Operationen am Rhein zu erwarten. Diesem Plan gemäß wollte er sich zurückziehn. Seine Truppen aber, die jetzt von den Franzosen die verächtlichsten Begriffe hatten, wollten davon nichts hören. Er war gezwungen Stand zu halten, und so kam es zwischen ihm und den detaschirten Corps des Herzogs von Broglio, der 12,000 Mann, größtentheils Deutsche im Französischen Sold stehende Regimenter, gegen ihn anführte, am 23sten Julius bey dem Dorf Sangershausen zu einem Treffen. Es war sehr hitzig. Die Hessen stritten wie Löwen, und machten fünf Stunden lang den Sieg streitig; endlich aber wichen sie der Uebermacht. Ysenburg verließ das Schlachtfeld mit einem Verlust von 1500 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, und fast seiner ganzen Artillerie. Drey hundert von diesen muthigen Hessen ersoffen in der Fulda, da sie, um der Kriegs-Gefangenschaft zu entgehn, über diesen Fluß zu schwimmen versuchten. Durch den Sieg wurden die Franzosen Meister von der Weser, und konn-

ten sich im Hannöverschen und Westphalen weiter ausbreiten. Das schon im vorigen Jahr so schwer heimgesuchte Hessen fühlte jetzt abermahls die Geisel des Kriegs. Man versuchte für das unglückliche Land zu capituliren; Contades aber trieb mit den Abgeordneten seinen Spott, und sagte, daß er ein Soldat sey, und nicht schreiben könne.

Die Engländer waren durch die Schlacht bey Crefeldt und Ferdinands Progressen am Rhein ganz für einen Landkrieg gestimmt worden, da diese Insulaner bis jetzt nur allein vom Seekriege hatten hören wollen. Die gesetzgebende Gewalt dieses Reichs so wohl als das Volk, alles wünschte die nachdrücklichsten Maaßregeln, um die Franzosen zu Wasser und zu Lande zu bekämpfen. Der große Pitt hielt immer noch das Ruder des Brittischen Staats in seinen gewaltigen Händen, und beherrschte die stolze Nation nach Gefallen. Durch seine alles besiegende Beredsamkeit, und durch seinen tief durchdringenden Geist, war er gleichsam unumschränkt im Königlichen Conseil so wohl als im Parlament. Sein Grundsatz war, eine Sache ganz zu unterlassen, oder sie mit allen Kräften auszuführen. Das Parlament bewilligte 18,000 Mann nach Deutschland zu

schicken. Wäre dieses früher geschehn, so würde sich Ferdinand jenseits des Rheins behauptet haben, auch hätte man wahrscheinlich die von den Alliirten berennte Festung Wesel erobert. Allein jetzt war die Lage dieses Feldherrn critisch. Er hatte eine Armee von 80,000 Mann unter Anführung eines erfahrnen Generals gegen sich; die Lebensmittel fingen bey seinen Truppen an zu mangeln, dabey hatte ein lange angehaltenes Regenwetter die Wege von Grund aus verdorben, und die Ufer überschwemmt. Die Märsche waren daher außerordentlich beschwerlich. Die Franzosen hatten sich der Maas versichert, und jetzt waren sie darauf bedacht, die alliirte Armee vom Rhein abzuschneiden. Ferdinand wollte schlagen; Contades hingegen, seiner Vortheile sich bewußt, vermied sorgfältig ein Treffen. Indessen erforderte das bedrohete Hannover schleunige Hülfe; hiezu kam die Besorgniß für die Subsistenz der Truppen, und für die Sicherheit der Englischen Hülfsvölker, die in Nord-Deutschland landen sollten, und leicht abgeschnitten werden konnten.

Diese Betrachtungen nöthigten den Deutschen Feldherrn über den Rhein zurückzugehen; allein die Schwierigkeiten dabey waren sehr

groß; der Fluß breit und stark strömend; der Feind mit einer gewaltigen Uebermacht in der Nähe und sehr wachsam. Die alliirte Armee hatte bey Rees eine Brücke über diesen Fluß geschlagen; in der Stadt war ein starkes Magazin, ein großer Geldvorrath, und ein Feld-Hospital. Zur Bedeckung so wohl der Stadt als der Brücke befand sich hier der General Imhof mit 3000 Mann. Dieser wurde nun von 10,000 Mann Franzosen unter dem Commando des General Chevert angegriffen. Alles war an der Behauptung dieses Postens gelegen. Die Rettung oder der Untergang der alliirten Armee hing davon ab. Ferdinand war unvermögend Hülfe zu senden, so daß Imhof sich bloß auf seine und seiner Truppen Tapferkeit verlassen mußte. Sein Lager war durch Gräben und Hecken gedeckt. Der Feind kannte dieses Terrain nicht, das Imhof sorgfältig benutzte, und anstatt die Franzosen zu erwarten, ihnen vielmehr entgegen ging. Der Angriff war hitzig, und desto wirksamer, da man ihn von dem kleinen Corps gar nicht erwarten konnte. In einer halben Stunde Zeit war der so überlegene Feind zurückgeschlagen; er eilte nach Wesel, und ließ eilf Canonen, viel Munition, eine Menge Wagen und einige hun-

dert Gefangene zurück. Die Franzosen flohen mit solcher Uebereilung, daß sie unterwegs ihre Waffen von sich warfen. Auf dem Wege nach Wesel fand man über 2000 Musketen.

So unbedeutend auch dieser Vorfall in einem so blutigen thatenvollen Kriege war, so vertrat er doch hier die Stelle des größten Sieges. Denn er entschied den Besitz der großen Magazine in Rees und Emmerich, so wie der Schiffbrücke, ohne welche es Ferdinand unmöglich gewesen wäre den Rhein zu passiren; so daß dieser vortreffliche Feldherr mit seinen braven Truppen ohne Lebensmittel, ohne Pontons, kurz ohne Hoffnung, in einen Erdwinkel eingeschlossen, ein Raub der Feinde geworden wäre. Nun aber war der glückliche Uebergang nicht mehr zweifelhaft. Der Deutsche Feldherr hinterging die Franzosen durch falsche Märsche und Stellungen, um seine Absicht zu verbergen. Der angeschwollene Rhein verursachte jedoch, daß man die Brücke bey Rees abbrechen, und solche bey Griethausen schlagen mußte. Die Franzosen machten den letzten Versuch, sie durch vier Fahrzeuge von einer besondern Bauart zu vernichten, die von Wesel ausliefen; allein diese wurden durch bewaffnete Böte aufgefangen, so daß den 9ten

und 10ten Julius die ganze alliirte Armee glücklich über den gewaltig strömenden und von den Feinden stark besetzten Rhein ging, ohne einen Mann zu verlieren; ein Rückzug, der noch meisterhafter als selbst der Uebergang war. Bald nachher wurde Imhof mit einem Corps den Englischen Truppen entgegen geschickt, die in Embden gelandet waren, und sich mit den Bundsgenossen ohne Hindernisse bey Cösveld vereinigten.

Die Ankunft dieser Engländer erregte bey den Deutschen große Freude. Es waren 10,000 Soldaten, und also die erste Division von den 18,000 Mann, die das Parlament bewilligt hatte. Diese Krieger formirten ein überaus schönes Corps an Menschen und Pferden, das sich auch durch viel äußerlichen Glanz auszeichnete. Ein Grenadier-Regiment hatte mit Gold und Silber reich gestickte Mützen mit dem Motto: Nec timor, nec pavidus. Ein Cavallerie-Regiment ritt lauter Rothschimmel; ein anderes Blauschimmel; ein drittes bloß schwarze, und ein viertes bloß kastanienbraune Pferde, sämmtlich auserlesen und Parade-Pferden ähnlich. Außer den lasttragenden Thieren führte dies Corps über 1000 Bagage-Wagen mit sich.

Unter den Brittischen Truppen, die nach Deutschland kamen, befanden sich auch 2000 Bergschotten, die sich bald durch Muth und Thätigkeit den Feinden kenntbar machten. Die Bergschotten, die so viel Eigenthümliches in ihren Sitten haben, sind die Bewohner der Schottischen Gebirge und der Hebridischen Inseln. Sie rühmen sich ihrer unvermischten Abkunft von den alten Caledoniern, die nie, weder von den Römern, noch von den Dänen, den Sachsen, oder den Normännern unterjocht wurden, und auch jetzt noch in einer mindern Unabhängigkeit von der Regierung, wie ihre Landsleute, leben. Ihre Sprache ist noch jetzt die alte Hersische, in welcher Ossian sang, und mit dieser Sprache hat sich auch großentheils ihre alte Kleidung, ihre Lebensart und Sitten unverändert erhalten. Immer noch wie ehemahls singt der Bergschotte in der bemoosten Hütte die Heldengeschichte seines Volks, theilt noch jetzt an dem gastfreyen Herde gerne sein Haberbrot mit dem unbekannten Wanderer, hängt jetzt noch nach patriarchalischer Sitte an dem Haupt seines Stammes, seinem Lehnsherrn, den er mehr als den König von England ehrt.

Diese Bergschotten sind von festem Gliederbau, sehr gelenkig, leicht zu Fuß, und bey harter Kost zu Beschwerlichkeiten jeder Art gewöhnt. Sie sind sehr tapfer und überhaupt vortreffliche Soldaten, allein Feinde einer strengen Disciplin; sie tragen keine Beinkleider, sondern an deren Stelle einen gestreiften wollenen Mantel, der um die Hüften geschlagen wird, und über die Knie herabhängt. In einen solchen Mantel gehüllt schlafen die Bergschotten ohne Zelt unter freyem Himmel, wenn sie sich nicht in die Erde graben, wozu sie eine eigne Geschicklichkeit besitzen. Ihre Habseligkeiten werden nicht so wie bey andern Kriegsvölkern in Tornistern und auf dem Rücken getragen, sondern vorne vor dem Unterleib, wo sie in einem spitzigen Beutel von Seehundsfellen eingeschnürt sind. An den Füßen tragen sie Strümpfe von selbst gewirkten Zeuchen, die aber nur die halben Beine bedecken; und auf dem Kopfe haben sie Mützen mit einem Federbusch geziert. Ihre Waffen sind eine Flinte mit einem Bajonet, ein paar Pistolen im Gürtel, ein großer Degen, und ein langes vor sich hangendes Messer. Ihre Feldmusik besteht in Trommeln und Dudelsäcken, welche letztere in Schottland überhaupt

in

in Ehren gehalten werden. Zu ihren sonderbaren alten Kriegs-Gebräuchen gehört, daß jedes Bataillon einen Hirsch hat, der auf allen Märschen an der Spitze des ersten Haufens mitgeführt wird.

Diese Berg-Soldaten zeigten auch jetzt in Deutschland ihre gewöhnliche Tapferkeit in mancherley auffallenden Thaten. Unter andern überfielen sie ohnweit Dillenburg ein Französisches Cavallerie-Regiment; die Reiter versuchten eiligst ihre Pferde zu besteigen, allein sie wurden theils niedergehauen, theils zu Gefangenen gemacht; und nun bestiegen die Bergschotten die erbeuteten Pferde, und kamen beritten ins Haupt-Quartier zurück.

Ferdinand nahm jetzt, um seinen Truppen Erhohlung zu verschaffen, vortheilhafte Stellungen an dem Fluß Lippe, wobey er Hannover deckte. Das eroberte Düsseldorf mußte jetzt wieder verlassen werden. Die Hannöversche Besatzung marschirte aus dieser Festung, nachdem sie alle Canonen vernagelt, und das Pulver in den Rhein geworfen hatte. Auch Cleve wurde verlassen. Beide Oerter nahmen die Franzosen gleich wieder in Besitz. Ysenburg wurde an der Weser postirt, und der General Oberg mußte mit 9000 Mann Hessen decken. Oberg be-

zog das feste Lager bey Sandershausen, und versuchte alle Mittel, um von den Franzosen in seinen Verschanzungen angegriffen zu werden. Soubise, der ihm mit 30,000 Mann gegen über stand, wollte dieses nicht, sondern bemühte sich, ihm in den Rücken zu kommen. Diese Besorgniß trieb Oberg aus seinem Lager. Nun wurde er am 10ten October von dem überlegenen Feind bey Lutternberg auf allen Seiten angegriffen. Das Terrain war viel zu weitläuftig, um es mit so wenigen Truppen allenthalben zu vertheidigen. Die Hessen wehrten sich jedoch tapfer, und schlugen die feindliche Infanterie zurück, wurden aber in dem Augenblick des Sieges von der Französischen Cavallerie in der Flanke und im Rücken angefallen. Der Mangel an Reiterey auf Hessischer Seite vermehrte diesen Unfall, und nöthigte Oberg zum Rückzug. Die Alliirten verlohren dabey 1500 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, nebst acht und zwanzig Canonen.

Die Sachsen, von denen kurz zuvor ein 10,000 Mann starkes Corps zu der Französischen Armee gestoßen war, hatten an diesem Siege vielen Antheil; auch wurden in der Folge von den Franzosen wenig Vortheile erfochten, wozu diese braven Truppen nicht thätig

das ihrige beytrugen. Dennoch mußten sie von ihren stolzen Bundsgenossen allerhand Demüthigungen dulden, und ging es übel, so legte man es ihnen zur Last. Diese Sächsische Krieger waren größtentheils Ueberläufer von der Preußischen Armee, gebohrne Sachsen, die nicht wider ihren Regenten fechten wollten. Man hatte sie in zwölf Regimenter vertheilt, und jetzt standen sie in Französischem Sold. Sie führten vier und zwanzig Canonen bey sich, ein Geschenk der Dauphine, und mit ihrem Nahmen geziert. Es war ein Tribut, den diese Prinzessin ihrem bedrängten Vaterlande zollte. Ihr Bruder, der Prinz Xaver, zweyter Sohn des Königs von Pohlen, war Anführer dieses Corps. Dieser Prinz, von allen Talenten zum Kriege entblößt, ein schlechter Feldherr, ein schlechter Patriot, und auch als ein schlechter Regent durch seine sonderbare Landes-Administration in Sachsens Annalen unvergeßlich, brachte das ihm eigne stolze Wesen zur Armee mit, das die Sächsischen Soldaten revoltirte, die voll guten Willens waren, und eine bessere Behandlung zu verdienen glaubten. Man murrte nicht allein, sondern es wurden ganz laut in Gegenwart des Prinzen Schimpfreden ausgestoßen. Xa-

ver, an einem Hofe erzogen, wo ein Asiatischer Luxus regierte, und Morgenländische Ehrfurchts-Bezeugungen Sitte waren, konnte bey diesen Beleidigungen seinen Sinnen kaum trauen. Er dachte auf schreckliche Strafen. Ein Sächsischer General aber gab ihm den weisen Rath, bey dieser Volksstimme ja zu schweigen, und sein Betragen zu ändern. Er that beides, und seine Soldaten, die von seinen Kriegstalenten ihre Begriffe nicht änderten, ehrten jetzt wenigstens in ihm den Sohn ihres Königs.

Der Sieg bey Lutternberg verschaffte Soubise den Marschallstab. Er durchzog nunmehr die benachbarten Provinzen, erpreßte überall starke Brandschatzungen, und drang bis an die Mauern von Hameln. Die Regierung in Hannover war in großer Unruhe, und abermahls wurden das Archiv und andere Sachen von Wichtigkeit nach Stade in Sicherheit gebracht. Ferdinands Märsche und Stellungen verhinderten jedoch das weitere Vordringen der Franzosen, und die Vereinigung ihrer Armeen, die nach einigen fruchtlosen Unternehmungen die Winter-Quartiere bezogen. Die Haupt-Armee unter Contades zwischen der Maas und dem Rhein, die Truppen des Prinzen Soubise aber

längs den Ufern des Rheins und des Mayns. Hessen wurde ganz von ihnen geräumt. Hier nahm nun der Prinz von Ysenburg seine Winter-Quartiere; der Herzog Ferdinand hingegen verlegte seine Truppen in Westphalen, und nahm sein Haupt-Quartier in Münster.

Durch die Thätigkeit dieses großen Feldherrn wurden die Franzosen gehindert, die grausamen Befehle ihres Hofes zu vollziehn, die nicht eines erleuchteten Volks, sondern der Irokesen würdig waren. Man beschloß in Versailles bereits im Sommer, ohne Rücksicht auf Menschlichkeit, die erhaltenen Vortheile aufs äußerste zu benutzen. Louvois, Minister Ludwigs des vierzehnten, hatte schon im vorigen Jahrhundert das barbarische Beyspiel von Verheerungs-Befehlen gegeben, die der große Türenne in der unglücklichen Pfalz gezwungen ausführen mußte. Dies Französische Experiment, von den Tatarn entlehnt, und von allen Europäischen Nationen, selbst von den Franzosen, seit hundert Jahren einstimmig mit Infamie gebrandmarkt, wurde jetzt zur ewigen Schande dieses gesitteten Volks abermahls hervorgesucht. Der Kriegs-Minister Belleisle schrieb an den Marschall Contades: „Ich „weiß keine andre Quelle für unsre dringen-

„den Bedürfnisse, als das Geld, was wir aus „den feindlichen Ländern ziehn. Diese müssen „uns auch außer dem Gelde alles, was nur „zur Subsistenz gehört, verschaffen: Heu, „Stroh, Haber, Brot, Korn, Vieh, Pfer„de, ja so gar Menschen, um unsre ausländische Regimenter zu recrutiren. Bis En„de des Septembers (1758) wird es nöthig „seyn, eine gänzliche Wüste aus al„len Gegenden zu machen, die vor der Fronte „des Cordons liegen, den wir im Winter ziehn „wollen, damit es dem Feinde ganz unmöglich „ist, sich uns zu nähern.„ In den folgenden Briefen an Contades waren diese Befehle noch bestimmter. Unter dem 5ten October hieß es: „Sie, mein Herr, müssen ganz Westphalen in „eine Wüste verwandeln, und in den Ländern „an der Lippe und in Paderborn, als den „fruchtbarsten Provinzen, muß alles bis „auf die Wurzeln in der Erde aus„gerottet werden.„

Die Französischen Kriegs-Befehlshaber folgten zwar nicht ganz genau dieser grausamen Vorschrift, doch betrugen sich manche auf eine Art, die hinreichend ihren guten Willen anzeigte. Gewaltsame Erpressungen gehören zu den gewöhnlichen Greueln des Krieges, selbst

bey den cultivirtesten Völkern; nur dann sind sie der Aufzeichnung werth, wenn sie bis zu einer außerordentlichen Höhe getrieben werden. Dies war der Fall in der Grafschaft Hanau, die so wie ganz Hessen in diesem Kriege vorzüglich die eiserne Ruthe der Feinde fühlte. Hier befand sich der als Opfer bey der Revolution seines Volks auch im Auslande so berüchtigt gewordene Französische Intendant Foulon, der die Regierung, den Adel, den Magistrat, und die vornehmsten Bürger, drey und neunzig Personen, worunter alte, abgelebte und kränkliche Männer waren, wegen einer unerschwinglichen Contribution in ein einziges Zimmer einkerkern ließ, wo sie drey Tage und zwey Nächte ohne Speise und Trank, und ohne Schlaf, wegen Mangel des Raums mehrentheils stehend zubringen mußten. Diese unter Christen in einem solchen Fall unerhörte Behandlung bekam am dritten Tage noch den Zusatz, daß die Wache niemand zur Befriedigung der natürlichen Nothdurft aus dem Zimmer lassen durfte. Es wurde den Gefangenen nicht einmahl das den Galeeren-Sclaven und den verworfensten Verbrechern zukommende Wasser und Brot gereicht; und als die Regierungsräthe Gunderode, Hugo und an-

dre eingekerkerte Standes-Personen es von ihren Tyrannen begehrten, ja sich herabließen darum zu bitten, schrieb einer derselben, Nahmens La Sone, zur Antwort: „Ich will Ihnen zwar heute Abend das Verlangte bewilligen, und Sie sollen Brot und Wasser erhalten, allein erwarten Sie weiter keine solche Gefälligkeiten.„

Die Characteristik des vorigen Feldzugs war die außerordentliche Anzahl großer Schlachten, Treffen, und wichtiger Gefechte. Der jetzige war wegen der vielen größtentheils aufgehobenen Belagerungen auszeichnend. In Schlesien und Sachsen wurden die Festungen Schweidnitz und Sonnenstein, so wie in Westphalen Minden und Düsseldorf förmlich belagert und erobert; dagegen hob Friedrich die Belagerung von Olmütz auf, die Russen die von Cüstrin und Colberg, die Oesterreicher die von Neiße und Dresden, und die Reichsvölker die Belagerungen von Torgau und Leipzig. So hatte sich das Kriegsglück auf seiner Kugel gedreht, daß in der Mitte des Decembers für die Preußen und ihre Bundsgenossen kein Feind mehr in Schlesien, in Sachsen, in Brandenburg und in Pommern, so wenig wie in Hessen und im größten Theil von Westphalen zu finden war.

Sechstes Buch.

— 1759 —

In Frankreich stimmte jetzt das ganze Königliche Conseil, ja selbst der Dauphin, für den Frieden. Nur allein Ludwig der funfzehnte und seine Maitresse bestanden durchaus auf die Fortsetzung des für das Reich so sehr verheerenden Kriegs. Der Cardinal Bernis, der die von ihm ehemahls so sehr besungene Pompadour, so wie den König, taub gegen alle Vorstellungen fand, resignirte seinen Posten als Minister der auswärtigen Geschäffte, den er, obwohl nur kurze Zeit, mit Ruhm verwaltet hatte. Dieser Resignation folgte der Tod des Kriegs-Ministers Belleisle, und nun wurde der Herzog von Choiseul herrschender Minister, der, seinen alten Verbindungen mit dem Wiener Hofe getreu, mit dem größten Eifer auf die Fortsetzung des Kriegs dachte. Sein erster Schritt war, einen neuen Allianz-Tractat zwischen Frankreich und Oesterreich zu schließen. Dies geschah den 30sten December 1758. Ja, um diesem erneuerten Bund, der allen unbefangenen Franzosen wegen des ge-

wissen Nachtheils und der unmöglichen Vortheile anstößig war, durch eine prächtige Tändeley einen scheinbaren Werth zu geben, so befahl der Minister im Nahmen des Königs der Academie der Inschriften zu Paris, eine Medaille zur Verewigung dieses Tractats schlagen zu lassen. In eben diesem Monat wurde auch zwischen England und Preußen die neue Convention geschlossen, in welcher Friedrich jährlich vier Millionen Reichsthaler Subsidien-Gelder zugesagt wurden. Im vierten Artikel verbanden sich beide, weder einen Separat-Frieden, noch ohne beiderseitige Zustimmung einen Waffen-Stillstand mit ihren Feinden zu machen. Frankreich brauchte nun seinen ganzen Einfluß, so wohl in Petersburg, um den Haß der Kaiserin gegen den König von Preußen zu befestigen, als in Constantinopel, um dem neuen Sultan, der jetzt, zur Zeit des geendigten Waffen-Stillstandes mit Oesterreich, den Thron der Osmannen bestiegen hatte, das Schwert in der Scheide zu halten. Auch wurde zwischen Rußland, Schweden und Dännemark ein Bündniß geschlossen, um allen fremden Kriegs-Flotten den Durchzug im Sunde zu verwehren. Dännemark fand dabey keine Vortheile, daher das Fran-

zösische Geld den Entschluß des Cabinets zu Copenhagen bestimmen mußte. Nun waren die beiden andern Mächte beruhigt, die in beständiger Furcht lebten, die siegreichen Englischen Flotten an ihren Küsten zu sehn.

Friedrich beschloß im künftigen Feldzug mit der Haupt-Armee vertheidigungsweise zu verfahren. Die Hoffnung auf den Beystand der Türken bestimmte wahrscheinlich diesen seinen Operations-Plan; denn schon im Januar schrieb er an den General Fouquet, der zu der kleinen Zahl seiner Vertrauten gehörte: „Die „Türken fangen an sich zu bewegen; sie wer„den nicht lange müßig bleiben.„ Indessen war auch mit diesem Vertheidigungs-System Thätigkeit verbunden, wobey er keine Gelegenheit versäumte, sich ferner furchtbar zu machen. Noch in diesem Winter gab er eine Probe seiner Entschlossenheit. Der Pohlnische Fürst Sulkowsky nahm, ohne Rücksicht der Neutralität der Republik Pohlen, thätigen Antheil am Kriege. Er warb Truppen, und errichtete Magazine für die Russen. Auf die Vorstellungen des Königs von Preußen gab er die trotzigsten Antworten, und berief sich auf seine Unabhängigkeit, auf die Würde eines Magnaten, und verdoppelte dabey seine Be-

mühungen zum Vortheil der Russen. Er residirte in der Stadt Riesen in Pohlen, in einer beträchtlichen Entfernung von den Schlesischen Gränzen. Hier hatte er so wohl eigene Soldaten, als Canonen, und überdem glaubte er auch durch das Ansehen seiner Republik hinreichend geschützt zu seyn.

Der Preußische Nahme aber, den jetzt die mächtigsten Nationen der Erde mit Ehrfurcht nannten, konnte nicht wohl ungestraft von einem so kleinen Sclaven-Beherrscher verspottet werden. Friedrich, ohne politischen Bedenklichkeiten Gehör zu geben, schickte den General Wopersnow mit einem Corps Truppen nach Pohlen. Riesen wurde ohne Schwertstreich eingenommen, der Fürst zum Gefangenen gemacht, und seine Soldaten entwaffnet; dabey wurden die für die Russen angelegten Magazine ruinirt, und alle Canonen, Pferde, Wagen und Kriegsgeräthe fortgeschleppt. So kam dieser Zug nach Schlesien zurück. Man zwang diese Pohlnische Soldaten durch Prügel, Preußische Dienste zu nehmen, und ihr Fürst wurde nach der Festung Glogau gebracht, wo er bis zu Ende des Krieges gefangen saß. Dies war das Schicksal eines stolzen Edelmanns, der, auf den Besitz einer Anzahl

Dörfer voll nackter Bauern trotzend, sich unbefugt zum Bundsgenossen mächtiger Monarchen aufwerfen, und sich in ihre Kriege mischen wollte. Ein anderer Bundsgenosse dieser Art war ein Zeitungsschreiber in Erlangen, der sich auf die politischen Gesinnungen seines Souverains verließ, und daher den Preußen in seinen Blättern auch den Krieg ankündigte. Die Lästerungen waren darin nicht sparsam angebracht. Ein Preußischer Officier übernahm die Züchtigung dieses Federhelden. Er ließ ihm eine Anzahl Stockprügel geben, und sich von dem Patienten förmlich darüber quittiren.

Nie zog ein Krieg in Europa die Aufmerksamkeit und Theilnahme entfernter Nationen mehr auf sich, als der gegenwärtige. Es war dabey merkwürdig, daß theils die Bewunderung der Thaten Friedrichs, theils die natürliche Neigung der Menschen bey einem ungleichen Kampf sich für den Schwächern zu interessiren, Preußen allenthalben Anhänger erwarben, und dies in Ländern, wo man sich zuvor um diese Monarchie gar nicht bekümmert hatte, und ihre Existenz nur aus der Geographie kannte. Die Spanier, die mit allen Kräften ihres großen Reichs nie die Hälfte der Truppen im Felde stellten, die der durch

den Umfang und den Reichthum seiner Staaten sehr beschränkte König Friedrich seinen Feinden jetzt entgegen führte, waren nie mehr theilnehmend an Deutschlands Fehden wie jetzt, um dies ihnen unerklärbare Räthsel zu ergründen. In Holland prägte man auf Friedrichs Feinde satyrische Denkmünzen. In Neapel war man wegen des unerwarteten Ausgangs eines jeden Feldzugs, ja fast jeder Unternehmung gegen Preußen, so betäubt, daß die große Entfernung der kriegenden Heere, die Alpen, und alles andere aus dem Gedächtniß der Neapolitaner verschwand. Sie hielten es nach allen jetzt erlebten militairischen Phänomenen nicht für unmöglich, den Krieg in Italien, und vielleicht gar die Preußen in der Nähe des Vesuvs zu sehen; daher die Truppen in diesem Königreich vermehrt, und die Wachen in der Hauptstadt verstärkt wurden.

In Rom hatte man zwar wegen eines so ausgedehnten Krieges keine Besorgnisse; dennoch war die Theilnahme der Römer an dem Glück oder Unglück so vieler Nationen, die in Deutschland kämpften, außerordentlich, und größtentheils waren sie auf Friedrichs Seite. Sie wünschten seinen Waffen Glück zu eben

der Zeit, da der Pabst ihre Macht durch pompöse Messen und geweihete Geschenke zu entkräften suchte. In Venedig war die ganze Stadt in zwey Theile getheilt, in Tereſiani und Pruſſiani, die sich einander tödtlich haßten. Beide hatten ihre eigene Caffeehäuser, wo sie zusammenkamen, und wo keiner von der andern Partey geduldet wurde. Dieser Parteygeist hatte sich so gar unter den Mönchen verbreitet, und brach im Kloster zu S. Giovanni e Paolo in Wuth aus. Die hier wohnenden Mönche schlugen sich im Refectorio zur Ehre der Maria Theresia und Friedrichs tapfer herum, wobey Teller, Schüsseln und Becher zu Waffen dienten. Die Partey des Königs war jedoch in Venedig fast immer die stärkere; auch sagte man damahls: „Chi non è „buon Pruſſiano, non è buon Veneziano.„ (Wer kein gut Preußisch Gesinnter ist, ist auch kein guter Venetianer.) Ein Pelzhändler hatte das Bild Friedrichs in seinem Laden aufgestellt, und um seine Ehrfurcht für dasselbe auffallend zu bezeigen, so hing er vor dem Bilde eine brennende Lampe; eine Verehrungs-Methode, die in Italien so wie in allen catholischen Ländern nur Heiligen vom ersten Range widerfährt. In der Schweitz jauchzete

man über die Preußischen Siege, als ob sie Schweitzer erfochten hätten. In Deutschland wünschten nicht allein die wider Friedrich angeführten protestantischen Wirtemberger seinen Waffen Glück, sondern diese Parteylichkeit ging so weit, daß auch selbst die catholischen Bayern, die Pfälzer, die Mainzer und andere Reichs-Soldaten mit dem Rosenkranz in der Tasche und das Scapulier über die Schulter hangend, doch ungerne wider den König von Preußen fochten.

Auch in Frankreich, wo die Nation in Ansehung dieses Kriegs mit dem Hofe nicht gleichstimmig dachte, wurde Friedrich so sehr wie in irgend einem andern Lande bewundert. Die Würdigung seiner großen Eigenschaften drang selbst in den Pallast des Monarchen; daher die Antwort der Marquisin Pompadour, als ihr der Herzog von Belleisle einst halb im Scherz halb im Ernst sagte, man müßte den Krieg mit Nachdruck führen, sonst dürfte Friedrich mit seinen Preußen nächstens nach Paris kommen. Die mit dem Geist der Höfe bekannte und sich ihrer eigenen Macht bey dem schwachen Ludwig nur zu wohl bewußte Pompadour erwiederte: „Gut! so werde ich „einen König sehn.„

So sehr aber auch die Thaten Friedrichs und seine Standhaftigkeit im Unglück ihm allenthalben Anhänger und Bewunderer erwarben, so hatte er doch auch eine Menge Privat-Feinde in allen Ländern, die ihm nach Möglichkeit zu schaden suchten. Die Preußischen Provinzen, so wie Sachsen, waren voller Spione. Man ließ deren in der Chursächsischen Hofliverey gekleidet nach Dresden kommen, wo sie von den vornehmsten Personen unterrichtet, und dann wieder fortgeschickt wurden. Der Zufall aber entdeckte die wichtigsten der darauf gegründeten Anschläge. Der Sächsische Minister Graf Wakerbart hatte ein Verständniß mit Friedrichs Feinden, das entdeckt wurde; da man denn diesen Minister auf die Festung Cüstrin brachte, nach einigen Monaten aber wieder in Freyheit setzte, unter der Bedingung sich nach Pohlen zu begeben.

In Zerbst befand sich ein Französischer Kundschafter, der Marquis Fraigne, den der dortige Hof schützte, und der auch auf dem Fürstlichen Schlosse wohnte. Friedrich verspottete diesen unüberlegten Schutz, ließ ihn abhohlen, und nach Magdeburg transportiren. Auch der Feldmarschall Seckendorf, bekannt durch seine unglücklichen Feldzüge und seine

eben so unglücklichen Negociationen, vergaß seine Würde und sein Ruhe heischendes Alter, um als ein Greis von neunzig Jahren die Rolle eines Spions zu spielen. Er lebte in Sachsen auf seinem durch Salvegarden geschützten Gute Meuselwitz, wo ihn die Preußen auf Befehl des Königs mit Schonung, ja mit Ehrfurcht, behandelten. Dennoch fing er einen geheimen Briefwechsel mit Friedrichs Feinden an. Der durch diese Entdeckung aufgebrachte Monarch ließ ihn durch Husaren aus der Kirche hohlen, und nach Magdeburg bringen. Er kam jedoch bald wieder in Freyheit, mußte sich aber schriftlich verbinden, so lange der Krieg dauern würde, aller Gemeinschaft mit des Königs von Preußen Feinden zu entsagen.

Die Preußischen Truppen waren nie thätiger als diesen Winter. Heinrich rückte trotz der rauhen Jahreszeit, der hohen Gebirge, und der ungangbaren Wege, die andern Soldaten unübersteigliche Hindernisse gewesen wären, in Böhmen ein, forcirte die Pässe, und zerstreute die feindlichen Truppen. Hülsen fand bey Kommotau den Oesterreichischen General Reinhardt auf einem Berge verschanzt; er griff ihn an, und nahm sein ganzes aus

2500 Mann bestehendes Corps gefangen, ohne daß ein einziger entkam. Hülsen wandte sich darauf nach Saatz und der Prinz Heinrich nach Budin. Hier so wie in Lowositz und Leutmeritz nahm man alle Magazine weg, die mit 35,000 Tonnen Mehl, 137,000 Scheffel Haser, 86,000 Rationen Heu und 74,000 Broten angefüllt waren. Eine Armee von 50,000 Mann hätte damit auf fünf Monat mit Brot, und 25,000 Mann Cavallerie über einen Monat mit Fourage können versorgt werden. Dieser ganze ungeheure Vorrath wurde verdorben, eine neu erbaute Brücke vernichtet, und hundert funfzig Schiffe auf der Elbe verbrannt. Das Magazin in Saatz setzten die Oesterreicher selbst in Flammen, damit es nicht den Preußen in die Hände fallen sollte.

Auch gegen die Reichs-Truppen wurden von Sachsen aus Diversionen gemacht. Prinz Heinrich rückte selbst in Franken ein, und schickte verschiedene Corps aus, um vorwärts zu dringen. Diese vertrieben allenthalben die aus so vielen Völkerschaften bunt zusammengesetzten Executions-Schaaren, deren militairische Verfassung, Disciplin, und sehr geringfügige Thaten, in diesem thatenvollen Kriege, einen sonderbaren Contrast mit den großen

Deutschen Heeren machten, die die Augen der Welt auf sich zogen. Ihre jetzige Flucht ging von allen Seiten nach Nürnberg, wo sich ihre Haupt-Armee in einem unangreifbaren Lager befand; sie geschah mit großem Verlust, und die Gefangenen wurden immer zu Hunderten gemacht; dabey büßten sie eine Menge Bagage, Fahnen und Canonen ein, und auch ihre Magazine, die sie im Bisthum Bamberg an mehrern Oertern angelegt hatten, wurden vernichtet. Das Magazin in der Stadt Bamberg setzten die Reichs-Truppen selbst in Brand. Bald nachher trafen die Preußen hier ein. Die Stadt unterwarf sich, und der General Knoblauch wollte sie in Besitz nehmen, allein einige tausend Oesterreicher, größtentheils Croaten, hatten nicht Lust sie zu verlassen. Dies veranlaßte ein Gefecht in den Straßen mit dem gräßlichsten Geschrey vergesellschaftet, wobey die friedliebenden Einwohner sich in die Keller verkrochen. Kein Mensch ließ sich sehen; die Stadt schien ausgestorben zu seyn, daher einige offen stehende Kramladen geplündert wurden. In wenig Stunden aber waren die Oesterreicher vertrieben, und die Unordnung hatte ein Ende. Die Einwohner bequemten sich zu starken Contributionen, und

für die Summe, die sie nicht gleich baar erlegen konnten, gaben sie Wechsel. Der Kaiser annullirte sie zwar, da die Stadt aber vor einem künftigen Besuch von den unternehmenden Preußen nicht sicher war, so beschloß sie weislich die Wechsel zu bezahlen. Es befanden sich in Franken mehrere kleine Oesterreichische Corps, die man zurücktrieb. Erfurt wurde durch Capitulation erobert, und mußte eine Brandschatzung von 100,000 Reichsthalern erlegen.

Bey Kronach wurde der General Riedesel mit 2500 Mann gefangen, und Würzburg so wie andre Reichsverbündete Städte, wo die Preußen auf diesem Zuge hinkamen, wurden in Contribution gesetzt. Alles glückte, nur nicht die Absicht des Prinzen Heinrichs, die Haupt-Armee des Reichs selbst zum Treffen zu bringen.

Ein anderes Corps Preußen fiel in Mecklenburg ein. Dies Herzogthum war auch eine von Friedrichs Hülfsquellen. Der Herzog hatte seine Schwäche und die Stärke seines mächtigen Nachbarn gar nicht berechnet, und war so unvorsichtig gewesen, sich auf dem Reichstage zu Regensburg öffentlich gegen den König von Preußen zu erklären, den er haßte, und schon vor dem Kriege gröblich beleidigt hatte; er

gab zuerst seine Stimme ihn als einen Reichs-Feind zu behandeln, und so trat er an die Spitze der auf eine Achtserklärung dringenden Fürsten, ohne die Folgen zu überlegen. Er wollte dadurch seinen thätigen Antheil an einem Kriege zeigen, worin der Sieg der mächtigen Verbündeten nicht einen Augenblick zweifelhaft schien; dabey schmeichelte er sich an der Seite des Stärkern mit großen Vortheilen; an deren Stelle traten nun Verwüstungen seines ohnehin von der Natur wenig begünstigten Landes. Auf diese Weise mußten die armen Mecklenburger für die politischen Sünden ihres Herzogs hart büßen. Keine von allen Provinzen, wo die Preußen ihre feindlichen Fahnen wehen ließen, wurde von ihnen so grausam behandelt, als dies von dem geflüchteten Regenten ihnen überlassene Herzogthum Mecklenburg-Schwerin, aus welchem die Menschen zu Hunderten Städte und Dörfer verließen.

Die durch Eigenthum, politische Verhältnisse, Unentschlossenheit und andre Ursachen Zurückbleibenden, fühlten daher den eisernen Druck des Krieges desto stärker. Unter andern mußte dies Land, in den sieben durch Verheerung bezeichneten Jahren, außer der großen

Menge Fourage und Vieh, 16,000 Recruten und zwey und vierzig Millionen Thaler Brandschatzung liefern. Alles dies wurde mit einer empörenden Strenge eingetrieben. Man setzte die Magistrats-Personen bey Wasser und Brot gefangen. In Güstrow diente die Pfarrkirche zum Kerker für die zusammengeschleppten Recruten, wo sie immer viele Wochen lang eingesperrt lagen, bis man sie zur Armee abführte. Die unglücklichen Einwohner, von ihrem Herzog zum Haß gegen die Preußen gestimmt, hatten davon wiederhohlte Beweise gegeben. Jetzt wurde er durch Rache vergolten, wobey der Contributions-Commissarius, zu dieser Art Geschäfften so wie der Französische Foulon von der Hölle eingeweiht, oft zu sagen pflegte, daß, wenn er noch einen Tropfen Blut bey sich spürte, der Barmherzigkeit anzeigte, er ihn abzapfen lassen wollte. Man zerstörte, was man nicht fortbringen konnte; selbst die Betten der armen Einwohner wurden aufgeschnitten, die Federn in die Luft gestreut, und den Winden übergeben. Ein rührender Brief der Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz an Friedrich, worin diese Greuel in ihrer Nachbarschaft geschildert waren, hemmte die Fortsetzung derselben, und war die erste

Veranlassung, die Briefstellerin auf den Brittischen Thron zu erheben.

Die Preußen behielten diese Provinz nicht in beständigem Besitz so wie Sachsen; dagegen machten sie hier desto öfter wiederhohlte Einfälle. Jetzt verfuhren sie auf Friedrichs Befehl mit mehr Mäßigung; es war aber Krieg, und folglich konnte man von den Feinden nichts Gutes erwarten; sie nahmen Schwerin weg, zwangen die junge Mannschaft, so wohl in den Städten, als auf dem platten Lande, zum Soldatendienst, und erpreßten große Contributionen.

Auch die Schweden hatten diesen Winter keine Ruhe. Der General Dohna kam schon in den ersten Tagen des Januars mit einem Corps aus Sachsen in Pommern an, um diese Feinde, die hier der Preußen Abwesenheit durch die Besitznehmung größtentheils offener Städte benutzt hatten, wieder zu vertreiben. Es gelang ihm auch durch die Thätigkeit und den Muth der unter ihm commandirenden Generale, Platen und Manteufel. Damgarten, Wolgast und andere von den Schweden besetzte Oerter wurden ihnen nun sehr geschwind wieder abgenommen; die Städte Anclam und Demmin aber förmlich belagert und erobert.

Die letztere Stadt hielt sich nur zwey Tage, die erstere etwas länger. Man machte in beiden 2700 Gefangene, und eine große Beute an Geschütz, Munition und Proviant. Der Verlust der Schweden war dabey sehr beträchtlich, in Rücksicht auf die Entfernung ihres Landes, und auf die vielen Hindernisse, die sie in Stockholm zu bekämpfen hatten, um mit den nöthigsten Kriegsbedürfnissen versehn zu werden. Diese mannigfaltigen Operationen der Preußen in Pommern, und die völlige Wiedereinnahme der von den Schweden bisher besetzten Provinz war das Werk einer einzigen Woche. Stralsund wurde nun von neuem berennt.

Alle Provinzen Süd-Deutschlands, durch schlechte Festungen wenig gesichert, und ihrer Soldaten beraubt, lagen nun den Preußen nach ihren glücklichen Progressen in Franken offen. Der Erbprinz von Braunschweig war mit 12,000 Mann von der alliirten Armee zum Prinzen Heinrich gestoßen. Die Reichs-Truppen flohen allenthalben, und ihr Feldherr, der Herzog von Zweybrücken, lag dem Herzog von Broglio dringend um Hülfe an. Das Glück zeigte hier den Preußen angenehme Aussichten; allein Heinrich, von dem Könige, sei-

nem Bruder, durch einen Raum von siebzig Meilen getrennt, mußte die Verfolgung aufgeben, um das schwach besetzte Sachsen zu decken, wo die Oesterreicher mit Macht eingefallen waren; er zog daher seine siegreichen Kriegshaufen zurück.

Die Russen hatten sich indessen in Pohlen zusammengezogen, und bedroheten die Preußischen Staaten mit einem neuen Einfall. Friedrich schickte ihnen den General Dohna, der in Pommern nichts mehr zu thun fand, mit einem starken Corps entgegen, um ihr Vorrücken, wo nicht zu verhindern, doch zu erschweren. Es gelang ihm die feindlichen Magazine in Bromberg, Rogosno und Znin zu vernichten; allein sein Hauptzweck war ein Treffen, weshalb er auch über die Warthe gegangen war, und da er den Feind hier nicht dazu bringen konnte, so richtete er seinen Anschlag auf Posen, wo sich das Haupt-Magazin der Russen befand. Diese Stadt aber war mit einer guten Verschanzung umgeben, und von einem starken Corps besetzt, zu dessen Verstärkung noch mehr Truppen im Anzuge waren. Der Entwurf wurde daher aufgegeben. Das Recht des Stärkern zeigte sich bey dieser Invasion auffallend; denn Dohna, ohne Rücksicht auf den neutra-

len Boden, schrieb in Pohlen Lieferungen aus, ohne sie zu bezahlen. Sie wurden mit Gewalt zusammengetrieben, eine Menge von den Einwohnern, Unterthanen der Republik, als Recruten ausgehoben, und unter die Regimenter gesteckt. Dabey wurde ein Preußisches Manifest publicirt, worin man die Nothwendigkeit dieser Maaßregeln zu rechtfertigen suchte.

Der Mangel an Lebensmitteln nöthigte endlich die Preußen sich nach der Oder zurückzuziehn. Die Russen, denen es ebenfalls an Subsistenz zu fehlen anfing, und die sich überdem mit den Oesterreichern zu vereinigen wünschten, rückten auch auf diesen Fluß los. Der Feldmarschall Soltikow war an Fermors Stelle gekommen, der um Erlaubniß gebeten hatte das Ober-Commando wegen seines schwächlichen Gesichts niederzulegen. Er blieb jedoch bey der Armee, und diente unter seinem Nachfolger, wodurch er sich den Ruhm eines großen Patrioten bey Hofe erwarb, und bey der Armee sein Ansehn befestigte. Er war noch immer die vornehmste Triebfeder aller Entschließungen, und konnte sich an den Oesterreichern, die ihn beleidigt hatten, rächen, ohne verantwortlich zu seyn. Auch die Preußen erhielten jetzt einen andern

Anführer. Der König, unzufrieden mit Dohna, der mehr als eine Gelegenheit die Russen mit Vortheil anzugreifen nicht genutzt, und überhaupt eine den Preußischen Heerführern ganz ungewöhnliche Nachlässigkeit gezeigt hatte, nahm ihm das Commando, und gab es dem General Wedel. Dieser Feldherr überbrachte Dohna und allen andern Generalen einen Königlichen Befehl, der eine bey den Preußischen Armeen unerhörte Vollmacht anzeigte. Friedrich schrieb: „So lange sein Commando „dauert, stellt er meine Person vollkommen vor, „und so muß er auch gehorcht werden. Er soll „bey den Truppen das seyn, was ein Dicta„tor zu der Römer Zeiten war.„

Wedel traf den 22sten Julius bey der Armee ein. Er kannte weder seine Truppen, weder ihre Stärke und Schwäche, noch seinen Feind, noch die Gegend. Er hatte indessen bestimmte Befehle, ohne Verzug die Russen anzugreifen, wenn er ihre Vereinigung mit den Oesterreichern nicht auf eine andere Art hindern könnte. Laudon war zu diesem Endzweck mit 30,000 Mann auf dem Marsch. Die Russen eilten zu ihm zu stoßen, und da sie den 23sten Julius, den Tag nach Wedels Ankunft, ihren Zug fortsetzten, so glaubte der

Preußische General den Angriff nicht länger verschieben zu dürfen. Das Treffen geschah bey dem Dorfe Kai, nahe bey der Oder, ohnweit den Brandenburgischen Gränzen. Die Armeen waren an Stärke einander sehr ungleich; überdem war die Stellung der Russischen bey diesem Treffen sehr vortheilhaft; die Preußen hingegen waren durch Moräste bey ihrem Angriff eingeengt, und konnten dem Feinde nicht Canonen genug entgegenstellen. Man focht von vier Uhr Nachmittag bis zum Untergang der Sonne. Wedel wurde geschlagen, und mußte sich mit einem Verlust von 5000 Todten, Verwundeten und Gefangenen zurückziehn. Was diesen Verlust erhöhete, war der Tod des Generals Wobersnow, eines talentvollen und von der Armee sehr geschätzten Befehlshabers, der, als ein Held kämpfend, im Treffen blieb, das er widerrathen hatte. Wedel ging nun über die Oder zurück; Soltikow aber rückte bis Crossen vor, und setzte Berlin der größten Gefahr aus.

Nichts hielt jetzt mehr die Vereinigung der verbündeten Armeen auf. Laudon theilte die seinige, ließ Haddick mit 12,000 Mann zurück, und stieß mit 18,000 Mann größtentheils Cavallerie den 3ten August zu den Rus-

sen. Die Bewegungen, und überhaupt die Operationen dieser beiden Oesterreichischen Generale, ihren großen Endzweck zu erreichen, und alle Hindernisse zu übersteigen, waren musterhaft. Die Reichs-Armee, die so wenig den ganzen Krieg über that, trug diesmahl zur Ausführung des Laudonschen Entwurfs das ihrige bey. Sie fiel in Sachsen ein, und nöthigte dadurch den General Fink, der mit einem Preußischen Corps den General Haddick beobachtete, ihn aus den Augen zu lassen, um Leipzig und Torgau zu decken. Die vereinigte Macht der Russen und Oesterreicher, über 80,000 stark, rückte nun vorwärts, und verschanzte sich am Ufer der Oder, ohnweit Frankfurt. Alle Bemühungen Wedels waren jetzt dahin gerichtet, den Feinden den Uebergang über diesen Fluß zu erschweren.

Der König hatte sich begnügt in Schlesien vertheidigungsweise zu verfahren. Er blieb lange bey Landshut gelagert, um günstige Augenblicke zu erwarten. Daun stand ihm mit der Haupt-Armee gegen über, und auch er wartete auf eine vortheilhafte Gelegenheit vorzurücken, oder zu schlagen. Um diese Hoffnung zu vernichten, und die Oesterreicher nach Böhmen zurückzutreiben, wandte sein wachsa-

mer Feind alle Mittel an, ihre Subsistenz zu erschweren, und schon dachte man ernstlich im Kaiserlichen Lager die Stellung zu ändern. Das Vorrücken der Russen aber änderte den Plan beider Feldherren. Daun bemühete sich ihnen näher zu kommen, um ihre Operationen zu erleichtern, und Friedrich den Maaßregeln beider Heere entgegen zu arbeiten.

Das unglückliche Treffen bey Kai, und die darauf erfolgte Vereinigung der feindlichen Armeen, veranlaßten endlich den Monarchen, selbst nach seinen Brandenburgischen Staaten zu eilen. Die Zeit verstattete ihm diesmahl nicht, weder Fußvolk noch Reiterey von seiner Armee mitzunehmen; er reisete bloß mit einer kleinen Bedeckung von Husaren ab. Heinrich mußte einen großen Theil seiner Truppen aus Sachsen zur Verstärkung des Oder-Heers schicken, und ging sodann selbst nach Schlesien, um in der Abwesenheit des Königs die zurückgelassene Armee zu commandiren, die jetzt 40,000 Mann stark in dem Lager von Schmuckseifen zwey Tagemärsche von Landshut stand, und Daun mit 70,000 Mann gegen sich hatte. Auch das Finksche Corps erhielt Ordre, Sachsen zu verlassen, und nach der Oder zu marschiren; so daß diese Provinz nun ganz von

Preußischen Truppen im Felde entblößt war. Nur allein die Städte Dresden, Leipzig, Torgau und Wittenberg blieben besetzt, wobey sich der König vorzüglich auf die erprobte Entschlossenheit des Generals Schmettau, Commandanten von Dresden, verließ. Der Zug Friedrichs war glücklich. Seine ihm zugeschickten Truppen langten bey ihm an, ohne allen Verlust; er selbst stieß bey Guben auf Haddicks Corps, nahm ihm einige Canonen und 500 Mehlwagen ab, machte 600 Gefangene, und vereinigte sich sodann ohne Hinderniß mit der Wedelschen Armee.

Nun beschloß Friedrich ohne Verzug eine Schlacht zu liefern, und ging über die Oder. Seine vereinigte Macht war jetzt 40,000 Mann, das verbündete Herr aber über 60,000 Mann stark. Es stand zwischen Frankfurt und Kunersdorf auf Anhöhen in einem verschanzten Lager, das von einer ungeheuern Artillerie vertheidigt wurde. Der rechte Flügel war durch die Oder, und der linke durch Sümpfe und Büsche gedeckt. Vor der Fronte waren tiefe Gründe; auch hatten die Russen auf dem rechten Flügel eine Sternschanze errichtet, und die Zugänge zu ihrem Lager waren durch Verhacke gedeckt. Aller dieser Vortheile

ohn=

ohngeachtet bestimmte der König den 12ten August zum Angriff. Er formirte seine Armee in einem Walde in fünf Linien, von denen die ersten drey aus Infanterie, und die beiden hintersten aus Cavallerie, bestanden. Von hieraus fielen die Preußen, in stufenartigen Linien gestellt, mit der größten Lebhaftigkeit auf den linken Flügel der Russen, der auf den so genannten Mühlbergen stand, während daß Fink von einer Anhöhe das Russische Lager aus allen Kräften beschoß. Der Entwurf des Königs war, den Feind zu gleicher Zeit von vorne, in der Flanke und im Rücken anzugreifen. Allein unglücklicher Weise war er mit der Gegend nicht genau bekannt. Unerwartete große Teiche hemmten den Marsch. Man machte starke Umwege, wodurch die Truppen ermüdet wurden, und die kostbare Zeit verlohren ging. Das schwere Geschütz, das man im Walde nicht umwenden konnte, mußte abgespannt, die Canonen umgedreht, und sodann die Pferde wieder vorgespannt werden.

Endlich kamen die Preußen aus dem Walde heraus, und näherten sich den Russischen Verschanzungen. Diese wurden nun von drey Batterien beschossen. Die Russen beantworteten dies Feuer durch hundert Canonen, die sie

auf dem linken Flügel zusammengehäuft hatten. Nun gab der König Befehl die feindlichen Batterien zu stürmen. Die dazu bestimmten Grenadiere arbeiteten sich durch den Verhack, avancirten durch einen Grund, und erstiegen endlich dessen Anhöhen, die ganz nahe an den Russischen Verschanzungen waren, daher das Kartätschen-Feuer in ganzen Lagen auf die Preußen traf. Sie ließen dennoch den Muth nicht sinken, sondern verdoppelten vielmehr ihre Schritte, und erstiegen mit gefälltem Gewehr die Batterien der Russen; auch die Sternschanze wurde erobert. Nunmehr hörte hier aller Widerstand auf. Der Feind wurde mit einem entsetzlichen Gemetzel aus allen Verschanzungen herausgeschlagen. Der ganze Russische linke Flügel suchte seine Rettung in der Flucht, nahm den Lauf nach dem Kirchhof des Dorfes Kunersdorf, und ließ alle Artillerie im Stich.

Die Schlacht fing zu Mittag an, und um sechs Uhr des Abends waren die Preußen schon Meister von allen Batterien dieses Flügels, von hundert und achtzig Canonen, und einigen tausend Gefangenen. Der Sieg schien so entschieden, als es die feindlichen von Kollin und Hochkirch nur immer gewesen waren, und schon wurden vom Schlachtfelde Couriere mit dieser

angenehmen Nachricht nach Berlin und Schlesien geschickt, als auf einmahl das Kriegsglück sich auf eine höchst unerwartete Weise änderte.

Die Preußische Infanterie hatte nun alles gethan, allein der Sieg konnte nicht benutzt werden; denn die Preußische Cavallerie befand sich auf dem andern Flügel, wo sie die Oesterreicher im Zaum hielt, und die Canonen hatten nicht so geschwind folgen können. Dieser mißliche Umstand war desto nachtheiliger, da das Terrain so sehr die Wirkung des Geschützes begünstigte, als die Bewegungen des Fußvolks einschränkte. Endlich kamen einige Canonen auf den Höhen an, allein in zu geringer Anzahl, um das angefangene große Werk zu vollenden. Unterdessen rückte der König mit dem andern Flügel auch auf die Russen los; ein gleiches that das Finksche Corps. Dieses Vorrücken aber war wegen des Erdreichs mit vielem Verzug verbunden; bald mußten die Truppen sich zwischen den ausgedehnten Teichen durchziehn, bald über schmale Brücken passiren. Die Russen benutzten diese Zwischenzeit, sich zu sammeln, und ihr Geschütz nach Möglichkeit zu brauchen; und Laudon, der mit den Oesterreichern bisher noch keinen Antheil an der Schlacht genommen hatte,

setzte sich jetzt auch in Bewegung, nachdem Friedrich den General Seydlitz von seinem Beobachtungs-Posten abgerufen hatte, den dieser Feldherr, weil er das Unglück voraus sah, nach vergeblichen Vorstellungen höchst ungerne, und nur auf wiederhohlte Königliche Befehle verließ. Seine Reiterey mußte nun vorrücken, die sich auch zwischen den Teichen durchzog, sich unter dem Russischen Canonen-Feuer formirte, und dem Feinde näherte; allein die schrecklichen Kartätschen-Lagen, die ganze Züge Mann und Roß zu Boden streckten, brachten diese muthige Reiterey in Unordnung, und zwangen sie zum Rückzug.

Indessen war noch nichts für die Preußen verlohren, vielmehr waren ihre Vortheile entschieden. Die Russen, 80 ja 100 Mann hoch zusammengedrängt, formirten auf einer Anhöhe ein Chaos; allein dieses Chaos war durch funfzig Canonen gedeckt, die einen Kartätschen-Hagel herabschleuderten. Die Preußen waren durch einen Marsch von funfzehn Stunden, durch die entsetzliche Blutarbeit, und durch die Hitze eines sehr schwülen Sommertages, so abgemattet, daß sie kaum Athem schöpfen konnten. Dennoch war die Schlacht für sie gewonnen, und die größte Wahrscheinlichkeit vorhan-

den, daß die Russen, deren Verlust außerordentlich war, sich in der Nacht zurückziehn würden. Sie hätten jetzt gerne dem Sieger die Ehre des Tages unbedingt überlassen, allein sie hielten sich in ihrer letzten Verschanzung sicherer, als auf der Flucht am hellen Tage. Friedrich glaubte aber nichts gethan zu haben, so lange noch etwas zu thun übrig blieb. Er war der Meinung, die er bey dieser Gelegenheit auch öffentlich äußerte, daß man die Russische Armee nicht allein besiegen, sondern vernichten müsse, weil sie immer wiederkäme, ihre Verheerungen zu erneuern. Die Preußischen Generale setzten diesen Argumenten nichts als den gegenwärtigen kraftlosen Zustand der Truppen entgegen. Seydlitz stellte selbst dieses dringend vor. Die Vorstellungen dieses großen Feldherrn, von dessen Muth Friedrich so sehr überzeugt war, schienen der Sache den Ausschlag zu geben, und schon wankte der König, als der General Wedel, dem Friedrich ungeachtet seines schlechten Kriegsglücks beständig gewogen blieb, sich eben näherte, und von ihm mit der Frage beehrt wurde: „Wedel, was meint „er?„ Dieser, ein Hofmann, stimmte ganz für die Meinung des Königs, und nun hieß es: Marsch!

Die Russen hatten eine große Batterie auf dem Juden-Kirchhof, die den ganzen Kampfplatz bestrich, die sie aber aus Schrecken bey einem von dem Prinzen von Wirtemberg angeführten Cavallerie-Angriff verließen. Die Preußische Infanterie war nur achthundert Schritte von dieser verlassenen Batterie entfernt, die sie jetzt in Besitz zu nehmen eilte. Nichts schien diese Einnahme zu verhindern, und das Ziel war nur noch ungefähr hundert und funfzig Schritte, als Laudon in diesem critischen Augenblick ankam, seine Infanterie in die Batterie warf, und die Laufbahn der Preußen mit einem Kartätschen-Hagel aufhielt. Ihre Bemühungen sich zu nähern halfen nichts; sie vermehrten nur ihre Unordnung, die Laudon benutzte. Er ließ rechts und links seine Cavallerie auf sie losbrechen, die entsetzlich unter die Preußen wüthete.

Der Sieg hing nun von der Eroberung des so genannten Spitzberges ab, den der Kuhgrund deckte. Dieser Grund war 400 Schritte lang, 50 bis 60 Schritte breit, und 10 bis 15 Fuß tief, dabey an allen Seiten sehr steil, und von Laudons besten Truppen besetzt. Die Preußen stürzten sich hinein, und bemühten sich den entgegengesetzten steilen Rand zu er-

klettern, allein aller dieser Muth war fruchtlos; denn wem es glückte mit der größten Anstrengung sich diese jähe Höhe herauf zu arbeiten, fand entweder gleich seinen Tod, oder wurde in den Abgrund zurückgestürzt.

Die Natur behauptete endlich ihre Rechte. Aller Muth konnte die fehlenden Kräfte der Preußen nicht ersetzen. Der Spitzberg wurde wiederhohlt angegriffen, aber nicht erstiegen. Das entsetzliche unaufhörliche Feuer der Russen und Oesterreicher aus grobem Geschütz und Musketen, fiel wie ein Todes-Regen auf die Preußen, und schmetterte alles zu Boden. Fink, der mit seinem Corps andere Anhöhen zu stürmen versuchte, strengte auch vergebens alle Kräfte an. Friedrich selbst setzte sich der größten Gefahr aus; seine Uniform wurde von Kugeln durchlöchert, zwey Pferde ihm unterm Leibe erschossen, und er selbst, jedoch leicht, verwundet. Ein goldnes Etui, das er in der Tasche hatte, rettete sein Leben, und hielt die Kugel auf, die das Gold zusammendrückte, und sodann ermattet dabey liegen blieb. Eben so nah war er der Todesgefahr, da sein schwer verwundetes Pferd im Begriff war zu stürzen. Der Flügel-Adjutant Götz rettete noch den König, indem er schnell hin-

zu sprang, und ihm sein eigenes gab. Man bat den König aufs dringendste, diesen so höchst gefährlichen Ort zu verlassen. Er antwortete aber: „Wir müssen alles versuchen, um die „Schlacht zu gewinnen, und ich muß hier so „gut wie ihr meine Schuldigkeit thun.„ Die Russen fochten mit der größten Erbitterung; sie warfen sich reihenweise wie todt zur Erde, ließen die Preußen über sich weg marschiren, sodann sprangen sie auf, und feuerten ihnen im Rücken. Alle Versuche, die Russen und Oesterreicher vom Berge zu treiben, waren jedoch fruchtlos.

Nun wagte es die Preußische Cavallerie die Anhöhen anzugreifen, allein alle Reiter-Tactik des Seydlitz vermochte hier nichts. Diese Cavallerie, gewohnt unter seiner Anführung feindliche Cavallerie, wenn gleich doppelt und dreyfach so stark, übern Haufen zu werfen, Infanterie in allen Stellungen in die Flucht zu schlagen, so gar Batterien zu erobern, und die größten Schwierigkeiten des Terrains zu besiegen, erlag hier im unmöglichen Kampf unter den hoch gestellten Canonen der Russen. Er selbst, dieser tapfre Befehlshaber, wurde verwundet. Ein gleiches Schicksal hatte der Prinz Eugen von Wirtemberg, der einen zwey-

ten Angriff versuchte; ihm folgte der General Puttkammer, der mit den weißen Husaren auf den Feind zustürzte, allein todtgeschossen wurde; auch die übrigen vornehmsten Befehlshaber der Preußischen Armee, die Generale Fink und Hülsen wurden verwundet. Alle Truppen der Preußen zu Pferde und zu Fuß geriethen nun in große Unordnung. In diesem gefährlichen Augenblick brach Laudon hinter dem rechten Flügel mit frischen Truppen hervor, und fiel die ganz abgematteten Preußen auf der Seite und im Rücken an. Dieser Feldherr, der so oft im Kriege den glücklichen Zeitpunct zu treffen wußte, führte hier Cavallerie an, die in der Entfernung vom Schlachtgetümmel gehörig formirt, in bester Ordnung in die zerrütteten Haufen der Preußen drang. Die Schlacht war nun bald entschieden. Ein panisches Schrecken schien die ganze Preußische Armee zu ergreifen. Die Truppen flohen in den Wald, und nach den Brücken. Alle wollten zugleich herüber. Hieraus entstand ein entsetzliches Gedränge, und eine unaussprechliche Verwirrung, die eigentlich den Verlust der großen Menge Artillerie veranlaßte. Man ließ außer allen bereits eroberten Canonen noch 165 Preußische zurück.

Der König selbst war dem Augenblick nahe, gefangen zu werden, da er sich unter den letzten auf dem Schlachtfelde befand, und einen Hohlweg zu passiren hatte. Nur allein der außerordentliche Muth und die seltene Geistesgegenwart des Rittmeisters Prittwitz rettete ihn von diesem großen Unglück. Friedrich hielt es schon für unvermeidlich, daher er auch wiederhohlt ausrief: „Prittwitz, ich bin verlohren.„ Dieser heldenmüthige Officier aber, der nur hundert Husaren hatte, um den Tausenden ihn umringender Feinde die Spitze zu bieten, antwortete: „Nein, Ihro Majestät! das soll nicht „geschehn, so lange noch ein Athem in uns „ist.„ Anstatt sich bloß zu vertheidigen, griff er immer selbst an, scharmutzirte, und hielt dadurch die Feinde ab, einen regelmäßigen Angriff zu wagen. In dieser Zeit rückten die streitenden Husaren immer vorwärts. Friedrich gelangte endlich sicher zu den übrigen Truppen, und belohnte seinen Retter durch Königliche Geschenke, und hohe Kriegswürden.

Nie war die Standhaftigkeit dieses Monarchen so außerordentlich erschüttert worden, als an diesem unglücklichen Tage. In wenig Stunden hatte ihn das Kriegsglück von der Höhe eines unbezweifelten Sieges in die Tiefe

einer vollkommnen Niederlage herabgestürzt. Er versuchte alles, um seine fliehende Infanterie zum Stehn zu bringen; allein Vorstellungen und dringendes Bitten, sonst von den Lippen eines Königs und zwar dieses Königs so wirksam, nichts wollte hier helfen. Man sagte, daß er in dieser verzweiflungsvollen Lage sich laut den Tod wünschte. Seine lebhafte Einbildungskraft stellte ihm in den ersten Augenblicken die Folgen dieser verlohrnen Schlacht als schrecklich dar, so daß er von eben dem Schlachtfelde, wo er wenig Stunden zuvor Siegs-Couriere abgefertigt hatte, jetzt Befehle nach Berlin sandte, die Sicherheits-Maaßregeln und schleunige Rettung zum Gegenstande hatten. Er glaubte den Feind schon in seiner Residenz, und diese geplündert und verwüstet zu sehn; dabey hielt er sich für unvermögend ihn daran zu hindern. Seine Truppen waren so zerstreut, daß er am Tage nach der Schlacht kaum 5000 Mann beysammen hatte; alle eroberte Canonen waren wieder verlohren gegangen, und hiezu waren noch fast alle Preußische gekommen. Der General Wunsch, der ein kleines Corps Preußen auf der andern Seite der Oder commandirte, um nach dem gehofften Siege den Russen den Rück-

zug über diesen Fluß zu versperren, war gegen Ende des Treffens zu Frankfurt angelangt, und hatte die Russische Besatzung zu Gefangenen gemacht; da aber die verlohrne Schlacht diese Vortheile vernichtete, und ihn jetzt großer Gefahr aussetzte, so mußte er die Stadt wieder verlassen. Die einbrechende Nacht war dem König günstig. Er zog seine Armee zurück, und gewann einige Anhöhen, die der Feind nicht anzugreifen wagte.

Der Befehl des Königs zur Rettung von Berlin war indessen abgesandt worden. Seine eigenen Worte waren: er wäre jetzt außer Stande die Stadt zu schützen, daher alle die vornehmsten und reichsten Einwohner sich nach Möglichkeit mit ihrem Vermögen entfernen möchten. Der Jäger, Ueberbringer dieses Befehls, wurde durch einen glücklichen Zufall von den Cosaken gejagt, und traf erst nach vier Tagen in Berlin ein. In dieser Zeit hatten sich die Sachen bereits sehr geändert. Man war hier von dem ersten Schrecken zurückgekommen. Es geschahen daher Gegen-Vorstellungen von Seiten des Magistrats beym König, mit denen er jetzt auch gerne zufrieden war. Die Königliche Familie mußte sich jedoch aus Berlin entfernen, und ihre Residenz

in Magdeburg nehmen, wohin auch die Archive gebracht wurden.

Diese Schlacht war ein wahres Mordfest. Noch war keine in diesem Kriege so blutig gewesen. Die Preußen hatten 8000 Todte und 15,000 Verwundete, und 3000 von ihnen waren gefangen worden. Fast alle Preußische Generale und Officiere vom Range waren verwundet. Die Russen und Oesterreicher hatten 24,000 Mann Todte und Verwundete, nach Soltikows eignem Geständniß, der in einem Briefe an seine Monarchin von der Schlacht Nachricht gab, und in Ansehung des Verlusts sagt: „Ew. Majestät werden sich darüber „nicht wundern. Sie wissen, daß der König „von Preußen seine Niederlagen allemahl sehr „theuer verkauft.„ Auch sagte dieser Feldherr: „Wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte, „so werde ich, mit einem Stabe in der Hand, „allein die Nachricht davon nach Petersburg „bringen müssen.„

Friedrich schlief die Nacht nach der Schlacht angekleidet auf dem Stroh in dem Dorfe Oetscher in einer durch die Cosaken zerstörten, allen Winden offen stehenden Bauerhütte; um ihn her lagen seine Adjutanten auf der bloßen Erde, und einige Grenadiere bewachten

diese Gruppe. Am folgenden Tage ging Friedrich über die Oder, zog die Flüchtlinge an sich, vereinigte sich mit Wunsch, rief den General Kleist mit 5000 Mann aus Pommern zurück, und ließ aufs schleunigste Geschütz aus seinen Arsenälen kommen, und so war er, der am Abend der Schlacht nur 5000 Mann beysammen hatte, in einigen Tagen wieder an der Spitze von 28,000 Mann. Die Russen, die ihn unerachtet seiner Niederlage fürchteten, verschanzten sich. Friedrich flößte abermahls durch eine Rede seinen Truppen Muth ein; und in wenig Wochen war Berlin gesichert, seine Armee mit allem versehen, und so verstärkt, daß sie nicht allein im Stande war, das Churfürstenthum Brandenburg zu decken, sondern daß auch Wunsch sich mit seinem Corps entfernen, und nach Sachsen marschiren konnte.

Unter den Preußen, die in dieser Schlacht bey Kunersdorf als Opfer des Kriegs-Dämons fielen, befand sich auch der Major Kleist; ein edler Deutscher, verehrungswürdig durch seinen Character, unsterblich durch seine Gesänge; von seinem König wegen seiner Deutschheit verkannt, von seinen Zeitgenossen kalt bewundert, aber gewiß von der späten Nachwelt

gepriesen. Er sagt in einem seiner Gedichte:

„Vielleicht sterb' einst auch ich
„Den Tod für's Vaterland.„

Diese Ahnung traf zum Unglück für die Deutsche gelehrte Republik an diesem mordvollen Tage ein. Kleist führte ein Bataillon gegen den Feind an, und eroberte damit drey Batterien. Die rechte Hand wird ihm durch eine Kugel zerschmettert; er nimmt den Degen in die linke, und nun rückt er mit seinen Soldaten, die ihn wie ihren Vater liebten, auf die vierte Batterie los. Ein Kartätschen-Schuß streckt ihn zu Boden. Er wird aus dem Schlachtgetümmel getragen, in einen Graben gelegt, und so seinem Schicksal überlassen. Es war grausam gegen ihn. Die Cosaken, den Menschen an Gestalt ähnlich, in allem übrigen aber den Raubthieren aus Libyens Wüsten gleich, bey denen Rauben, Morden und Brennen gleichsam Instinct, und Mitleid ein fremdes Gefühl war, fielen über den im Blut schwimmenden Kleist her. Sie rissen ihm alles vom Leibe herunter, selbst das von Blut triefende Hemde; und nun lag der Held, der Weise, der unsterbliche Dichter des Frühlings, nackend wie ein Wurm im Morast, und wünschte sich Lumpen. Sein Zustand jammerte

einige Russische Husaren, die vorbey ritten; sie warfen ihm einen alten Mantel, etwas Brot, und einen halben Gulden zu. Allein andere Cosaken kamen und nahmen auch diese Almosen weg. Er mußte also nackend, und ohne Verband, die ganze Nacht durch bis am folgenden Tage in seinem Blute schwimmen. Kleist war schwer, aber nicht tödtlich, verwundet. Dieser schreckliche Zustand aber, und das Wasser des Morasts, das in seine Wunden drang, machten solche tödtlich. Er starb in Frankfurt als ein Gefangener einige Tage nach der Schlacht. Die Russen gaben ihm ein ehrenvolles Leichenbegängniß. Viele ihrer Officiere vereinigten sich mit den academischen Lehrern und begleiteten den Trauerzug. Der Sarg war ohne Degen. Diesen Mangel zu ersetzen, nahm ein Russischer Officier den seinigen, legte ihn darauf, und nun ging der Weg zum Grabe, über das Preußens Krieger wehklagten, und die Deutschen Musen trauerten, das die Barden besangen, und gefühlvolle Mädchen mit Rosen bestreuten.

Die Russen ließen diese kostbaren Augenblicke den Krieg zu endigen jetzt unbenutzt. Nachdrückliche Operationen gleich nach der Schlacht hätten dies unfehlbar bewirkt. Friedrich

drich selbst erstaunte über ihre Unthätigkeit, und Daun machte deshalb Soltikow bittere Vorwürfe, die dieser eben so bitter beantwortete. „Ich habe,„ schrieb er, „zwey Schlach„ten gewonnen, und warte jetzt nur noch, um „weitere Bewegungen zu machen, auf die „Nachricht zweyer Siege von Ihnen; denn es „ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kai„serin ganz allein agiren sollen.„ Der Marquis Montalembert stellte ihm vor, daß, wenn er jetzt nicht vorwärts marschirte, er den Oesterreichern die Früchte seiner Siege überlassen würde. Der Russische Feldherr antwortete: „Darauf bin ich gar nicht eifersüchtig. „Ich wünsche ihnen von ganzem Herzen noch „mehr Glück, als ich gehabt; ich habe für mei„nen Theil genug gethan.„

Diese Sprache war die Folge der Erbitterung, die bey allen Russischen Generalen, vorzüglich aber bey den Ober-Befehlshabern, gegen die Oesterreicher herrschte. Der Wiener Hof, anstatt das Zutrauen dieser Feldherren zu gewinnen, und sie durch ihr persönliches Interesse ins allgemeine zu ziehen, hatte im Gegentheil in Petersburg erst über Apraxin, der als ein Gefangener während des ihm gemachten Processes starb, hernach über Fer-

mor und Butturlin große Klagen geführt; bald hatte man ihren guten Willen, bald ihre Fähigkeiten verdächtig gemacht; auch mit Soltikow war man anfangs in Wien unzufrieden, und auch er wurde bey seiner Monarchin der Unthätigkeit, der Abneigung die Bundsgenossen zu unterstützen, und überhaupt eines geringen Eifers für die gemeinschaftliche Sache angeklagt. Dies zog ihm Verweise zu, die andere Generale mit ihm fühlten, und die nicht vergessen wurden. Das ganze Heer der Russen nahm an diesen Vorwürfen Theil, die sie bey allen Gelegenheiten den Oesterreichern mit Wucher zurückgaben, gerechtfertigt durch Dauns eigne Unthätigkeit, Unentschlossenheit, und weit getriebene Bedenklichkeiten. Die große Entfernung der Russischen Armeen vom Hofe machte die Befehle zum Theil unwirksam, erschwerte den Gehorsam, und erleichterte die Entschuldigungen.

Man sahe in Wien ein, aber zu spät, wie sehr man durch diese Klagen gefehlt hatte. Es wurden auch keine mehr in Petersburg über die Ober-Befehlshaber geführt, und man wählte andere zweckmäßige Mittel, an die man zuvor nicht gedacht hatte. Der Zeitpunct ihrer Wirksamkeit aber war vorüber, und die

durch persönliche Kränkung erzeugte Abneigung hatte zu tiefe Wurzel gefaßt, als daß sie jetzt durch Geschenke und Schmeicheleyen vernichtet werden konnte. Die Russischen Feldherren thaten nun genau so viel, als sie thun mußten, um nicht verantwortlich zu werden, und nicht mehr. Nie wünschten sie ernstlich eine Vereinigung mit Oesterreichischen Truppen, weil sie durch diese in ihren Operationen eingeschränkt, zur Verlängerung der Feldzüge verleitet, und wegen des ohnehin sehr erschwerten Unterhalts der Armee in noch größere Verlegenheit gesetzt wurden.

In Petersburg war die Freude über den Sieg bey Kunersdorf ausnehmend. Soltikow wurde zum Feldmarschall, und der Fürst Gallizin zum General en Chef ernannt; alle General-Lieutenants bekamen den Andreas-Orden, und ein jeder Soldat das Geschenk eines sechsmonatlichen Soldes; Laudon erhielt von der Kaiserin Elisabeth einen goldenen reich mit Diamanten besetzten Degen, und jedes Oesterreichische Regiment, das der Schlacht beygewohnt hatte, 5000 Rubel. Der Petersburger Hof, der sich der ungereimten Prahlerey seiner Feldherren nach der Niederlage bey Zorndorf längst geschämt hatte, betrachtete die-

sen Sieg als den ersten und einzigen, den die Russischen Truppen gegen Friedrich, als Heerführer, gewonnen hatten; obwohl der Sieg nicht durch sie, sondern durch die Oesterreicher eigentlich erfochten worden war. Elisabeth ließ ihn daher auf Gedächtniß-Münzen abbilden, und schickte zwey damit beladene Wagen zur Armee, mit Befehl sie zum Andenken des Tages unter die Soldaten zu vertheilen.

Die Russen hatten nun innerhalb drey Wochen eine Schlacht und ein Treffen gewonnen, und dennoch verschlimmerten diese feindlichen Siege die Lage des Königs eben nicht außerordentlich; denn das Schreckliche derselben war nicht so wohl durch seine Niederlagen, als durch seine Entfernung von Sachsen und Schlesien erzeugt worden, die die Feinde benutzt hatten. Er war jetzt von beiden Provinzen abgeschnitten, und besonders war er für Berlin besorgt. Eine Vereinigung der großen Russischen mit der großen Oesterreichischen Armee, die in der Lausitz stand, war nun zu befürchten. Daun und Soltikow hielten deshalb in Guben eine Zusammenkunft. Es wurde darin beschlossen, daß die Russen in den Preußischen Provinzen an der linken Seite der Oder bleiben sollten, wobey sich Daun

verbindlich machte, ihnen Brot und Fourage zu verschaffen; nach der Eroberung von Dresden wollten beide Armeen nach Schlesien marschiren, und hier Winter-Quartiere nehmen, im Fall die vorhabende Belagerung von Neiße den Oesterreichern glücken sollte. Nach diesem Entwurf trennten sich beide Feldherren. In Erwartung des Schicksals von Dresden blieben die Russen in ihrem Lager bey Fürstenwalde ganz ruhig, und begnügten sich die Schleusen am Friedrich-Wilhelms-Canal, der die Oder mit der Spree verbindet, zu zerstören. Diese Schleusen, ein Denkmahl der Größe des in der Brandenburgischen Geschichte verewigten Churfürsten, wurden nun von den barbarischen Feinden völlig zu Grunde gerichtet.

Es schien, daß Daun bey seinem Versprechen des Proviants die damit verbundenen großen Schwierigkeiten nicht genau erwogen hatte; denn die Russen brauchten täglich wenigstens 140,000 Pfund Brot oder 1400 Scheffel, also in einem Monat 42,000 Scheffel; die Oesterreicher hingegen täglich 220,000 Pfund, daher also für beide Armeen in einem Monat 108,000 Scheffel erforderlich waren. Die Sächsischen Provinzen konnten in ihrem

ausgezehrten Zustande so gewaltige Lieferungen, zumahl in großer Eil, nicht leisten, da das Getreide erst gedroschen, und dann gemahlen werden mußte; folglich war kein andres Mittel übrig, als das Benöthigte aus den Oesterreichischen Magazinen in Zittau, Görlitz und Lauban zu nehmen, wo der Abgang des Vorraths immer aus Böhmen ersetzt wurde. Zur Fortbringung der 42,000 Scheffel aber, die durch einen einzigen Transport geschehn mußte, waren 2400 vierspännige Wagen erforderlich. Auf das Proviant-Fuhrwerk der Kaiserlichen Armee, das für den täglichen Unterhalt der Truppen ohnehin beständig in Bewegung war, konnte man bey diesem fremden Dienst gar nicht rechnen; daher die Wagen größtentheils aus Böhmen zusammengetrieben werden mußten. Bey der größten Thätigkeit konnte diese Zufuhr nicht früher als in drey Wochen in Gang kommen, und die Ablieferungen selbst in der bestimmten Niederlage konnten erst in vier bis fünf Wochen geschehn. Durch diese Zögerung aber mußte der ganze Operations-Plan verändert werden, wenn auch dieser Transport, welches jedoch nicht denkbar war, unangefochten von den Preußen, glücklich und ohne allen Verlust an Ort

und Stelle gekommen wäre. Diese Umstände machten die Erfüllung des Daunschen Versprechens höchst mißlich.

Die Oesterreicher waren indessen in Schlesien eingedrungen. Fouquet, der mit einem Corps die Pässe dieser Provinz deckte, verstattete mit kluger Vorsicht dem Kaiserlichen General Harsch an der Spitze einer zahlreichen Armee den Eingang. Dieser Oesterreichische Feldherr wurde krank, der General de Ville übernahm nun das Commando, drang tiefer ins Land, und seine leichten Truppen streiften bis Breslau. Fouquets Stellungen und Märsche, wodurch die feindliche Armee größtentheils von Böhmen abgeschnitten wurde, veränderte aber sehr geschwinde den Plan des Kaiserlichen Befehlshabers, der durch Brotmangel sich jetzt in der größten Verlegenheit befand, und dem jetzt, da alle Hauptstraßen besetzt waren, nichts als ein schleuniger Rückzug über unwegsame Gebirge übrig blieb. Dieser erfolgte zwölf Tage nach dem Einmarsch unter beständig nachtheiligen Gefechten. Der Entwurf auf Schlesien war nun für jetzt vereitelt; desto besser glückte es aber den Feinden in Sachsen, das nun von Preußischen Truppen entblößt, Oesterreicher und Reichs-Truppen herbeylockte.

Noch nie in diesem Kriege hatten die letztern eine so bequeme Gelegenheit gehabt, Eroberungen zu machen, als jetzt bey der Entfernung der Preußischen Truppen. Ihre erste Unternehmung war auf Leipzig gerichtet, dessen Commandant, der General Hausen, der an die Vertheidigung eines offnen Orts nicht denken konnte, die Stadt sofort dem Herzog von Zweybrücken übergab, und einen freyen Abzug erhielt. Gleich nachher erschien der General Kleefeld mit 5000 Mann vor Torgau, einem Ort, der mit Wall und Mauern umgeben, aber keine Festung war. Er forderte die Stadt auf, unter der sonderbaren Drohung, daß bey der geringsten Verzögerung die Preußischen Städte, Halle, Halberstadt und Quedlinburg drey Tage hinter einander geplündert, und sodann in Brand gesteckt werden sollten. Der Commandant, Oberst Wolfersdorf, antwortete, er würde sich aufs äußerste vertheidigen, die bedroheten Städte gingen ihn nichts an, doch wolle er deshalb des Königs Befehle einhohlen, wenn man einen sechstägigen Waffen-Stillstand bewilligte. Kleefeld war damit zufrieden, unter der Bedingung, wenn der Herzog von Zweybrücken es genehmigen würde. Die Absicht des Commandanten war, Zeit zu

gewinnen, um Verstärkung zu erhalten, die auch aus Wittenberg anlangte, bevor die abschlägige Antwort des Herzogs, begleitet von 6000 Mann frischer Truppen nebst einer Anzahl schwerer Canonen und Mörser, einging. Die von dem Prinzen von Stolberg jetzt commandirten und auch durch Oesterreichische leichte Truppen verstärkten Belagerer suchten sich der Vorstädte zu bemächtigen, allein die Preußen schlugen sie zurück, und setzten die Vorstädte in Brand. Hierauf folgten zwey Stürme hinter einander, die aber auch abgeschlagen wurden; nun legten die Belagerer eine Batterie bey der Elbe an; ein glücklicher Ausfall vertrieb sie jedoch auch von hier. Diese Unfälle verursachten, daß man dem Commandanten eine ehrenvolle Capitulation antrug; da diese aber ausgeschlagen wurde, so schritten die Belagerer zu einem General-Sturm, der auch fruchtlos ablief, den man aber mit verdoppelten Kräften noch zum vierten mahl wiederhohlte. Während der Zeit, daß der größte Theil der Besatzung die Stürmenden von den Mauern abhielt, that Wolfersdorf mit vierhundert Mann einen Ausfall, kam den Stürmenden in den Rücken, und schlug sie mit großem Verlust zurück.

Der Commandant durfte dennoch das Ende der Belagerung nicht so bald hoffen; kein Entsatz war zu erwarten, und was das übelste war, so fehlte es an Pulver. Dieser Mangel entschied alles. Wolfersdorf hatte durch seine tapfere Vertheidigung die Preußische Ehre gerettet, und da ihm der Prinz von Stolberg jetzt von neuem eine sehr gute Capitulation antrug, so nahm er sie an. Die Preußen erhielten einen freyen Abzug mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, nebst aller ihrer Artillerie; dabey wurde festgesetzt, daß von beiden Seiten keine Ueberläufer angenommen werden sollten. Kaum aber waren die Truppen zum Thor hinaus, wo die Croaten in zwey Reihen standen, so wollte man schon die Capitulation brechen. Als das Preußische Bataillon Grolmann, das größtentheils aus angeworbenen Sachsen bestand, an den Ort kam, wo sich fast alle feindliche Generale als Zuschauer des Zugs befanden, so rief der General-Adjutant des Prinzen von Stolberg und andere Officiere mit lauter Stimme: „Wer ein braver Sachse „ist, wer gut Kaiserlich gesinnt, oder von der „Reichs-Armee ist, der trete aus, Se. Durch„laucht geben ihm Schutz!„ Dieser Zuruf wirkte augenblicklich, und fast das ganze Ba-

taillon lief aus einander; einige versteckten sich hinter die aufmarschirten Croaten, andere hinter die Pallisaden, theils auch im Stadtgraben und unter der Elbbrücke.

Diesem schändlichen Auftritt machte jedoch Wolfersdorfs Entschlossenheit sehr bald ein Ende. Er rief den Flüchtlingen zu: sie sollten in ihren Zügen bleiben, oder er würde sie todtschießen lassen; auch schoß er gleich selbst einen nieder, und rief allen seinen Officieren, Jägern und Husaren zu, seinem Beyspiel zu folgen; zugleich befahl er den übrigen Truppen, Halt zu machen, und sich zum Schlagen zu rüsten. Der Prinz versuchte ihn durch Drohungen zu schrecken, allein Wolfersdorf, mit der Pistole in der Hand, betäubte ihn durch folgende Worte: „Da Ew. Durchlaucht die Ca„pitulation nicht halten, so bin ich auch nicht „weiter daran gebunden. Ich werde Sie also „mit Ihrem ganzen Gefolge gefangen nehmen, „in die Stadt zurückgehn, und mich aufs „neue zu wehren anfangen. Reiten Sie nur „gleich in die Schanze, oder ich lasse Feuer „geben.„ Die Preußischen Truppen marschirten auch wirklich schon wieder zurück, während daß die Jäger und Husaren die Ausreißer wie wilde Thiere todtschossen. Der Lärm

wurde entsetzlich, und die des Krieges so wie der Kriegsgebräuche unkundigen Reichs-Generale wußten sich nicht aus dieser Verlegenheit zu retten, bis der Kaiserliche General Luzinsky, Anführer der Croaten, herzu kam, und dem Prinzen von Stolberg mit einer sehr ernsthaften Miene sagte, daß man alle Puncte der Capitulation halten müsse. Man gab nun alle Ueberläufer wieder heraus; auch die sich versteckt hatten, wurden hervorgesucht, und alle mußten wieder in Reih und Glied treten. Wolfersdorf nutzte die durch seinen Muth erlangte Superiorität, und verlangte, daß die zu seiner Bedeckung bis Wittenberg bestimmten Kaiserlichen Truppen von seinem Befehl abhangen, und auf dem Marsch immer zwey tausend Schritt von den Preußen entfernt bleiben sollten. Alles wurde bewilligt.

Nun traf die Reihe zum Angriff Wittenberg, das mit drey Bataillons besetzt war. Zwey derselben formirten eins derjenigen Sächsischen Regimenter, die bey Pirna zu Preußischen Soldaten gestempelt wurden. Diese Sachsen warteten nur auf eine günstige Gelegenheit ihre Freyheit zu erlangen. Das dritte Bataillon war eben so unzuverlässig; es bestand aus Ueberläufern und Gefangenen.

Auf eine solche Besatzung glaubte also der Commandant, General Horn, sich nicht verlassen zu können; er nahm daher ohne Verzug die angetragene Capitulation an, und erhielt mit seinen Truppen und der Artillerie einen freyen Abzug nach Magdeburg. Die Reichs-Truppen hatten ausser Leipzig auch die Städte Belgern, Strehlen, Riesa und Mühlberg besetzt, wodurch sie Meister von der Elbe bis nach Dresden wurden. Alle diese Vorfälle ereigneten sich während daß Friedrich mit den Russen beschäfftigt war.

Man erwartete nun, Sachsen gänzlich befreyt, Berlin erobert, und Magdeburg belagert zu sehn. Nichts aber von allem diesem geschah, und der König, der sich auf sein Glück verließ, und auf die erprobte Unentschlossenheit derf eindlichen Feldherren ihre Siege zu benutzen, war schon am nächsten Morgen nach der Schlacht bey Kunersdorf dieses Trostes voll. Er hatte einige Tage zuvor durch einen vom Herzog Ferdinand abgeschickten Officier den Sieg bei Minden erfahren. Friedrich befahl ihm zu warten, weil er dem Herzog ein ähnliches Gegen-Compliment zurück zu senden hoffte. Der Officier zeigte sich den Tag nach der Schlacht. „Es ist mir leid,„

sagte der König, „daß die Antwort auf eine „so gute Botschaft nicht besser hat gerathen „wollen. Wenn Sie aber auf Ihrem Rück-„weg noch glücklich durchkommen, und Daun „nicht schon in Berlin, und Contades in Mag-„deburg antreffen, so können Sie dem Her-„zog Ferdinand von mir versichern, daß nicht „viel verlohren ist.„ In der That war auch Soltikow durch nichts zu neuen Operationen zu bewegen. Diesmahl war die Beredsamkeit des Montalembert vergebens, der die gemessensten Befehle von seinem Hofe hatte, den Ruin des Königs von Preußen aus allen Kräften zu bewirken. In einem dieser bekannt gewordenen Ministerial-Briefe hieß es: „Man „muß den Russen die Aussicht zur Plünderung „von Berlin, und der ganzen Mark Bran-„denburg zeigen.„ Soltikow aber wollte von nichts hören, und sagte, daß er seine geschwächte Armee keinen weitern gefährlichen Unternehmungen aussetzen wolle. Ueberdem war er über Dauns Unthätigkeit sehr erbittert, die in der That ganz Europa in Erstaunen setzte.

Ob nun gleich die Russen von ihrem Siege fast gar keine Vortheile zogen, so entspann sich doch daraus eine Kette von Unglücksfällen für den König, der sie in keiner Epoche seiner

Kriege so sehr gehäuft erlebt hatte. Das nächste Unglück war der Verlust von Dresden. Die Oesterreicher hatten beständig ihr Augenmerk auf die Eroberung dieser Residenz gerichtet, und nun wagten sie vereinigt mit den Reichs-Truppen 30,000 Mann stark, in der Abwesenheit des Königs, einen neuen Versuch, es zu belagern. Das Geschütz dazu langte bald aus Prag an. Der General Schmettau war zur Gegenwehr vorbereitet. Er verließ deshalb die Neustadt, die von der Altstadt durch die Elbe getrennt ist, und schränkte sich allein auf die Vertheidigung dieser letztern ein. Die Neustadt wurde nun von den Oesterreichern besetzt. Der Kaiserliche General Guasco drohete die Stadt von achtzehn Batterien zu beschießen; Schmettau versprach ihm mit hundert Canonen die Antwort zu geben. Allein auf einmahl verbreitete sich die Nachricht von der Schlacht bey Kunersdorf. Die Feinde nutzten die erste Bestürzung, den Commandanten auf seine gefährliche Lage bey der schwachen Besatzung aufmerksam zu machen, und ihm die Unmöglichkeit des Entsatzes vorzustellen; dabey trug man ihm eine ehrenvolle Capitulation an. Schmettau hatte sich immer als ein sehr entschlossener, thätiger und muth-

voller Befehlshaber gezeigt; auch jetzt verleugnete er diesen Character nicht. Er verlachte alle Drohungen, die nun täglich auf eine abgeschmackte Weise gehäuft wurden. Der Herzog von Zweybrücken ließ ihm sagen, daß, wenn die Dresdner Vorstädte von den Preußen abgebrannt würden, so sollte die gantze Besatzung niedergehauen, das von den Reichs-Truppen jetzt besetzte Halle geplündert, eingeäschert, die dortigen Salinen verheert, und alle Preußische Länder in Grund und Boden verwüstet werden. Schmettau beantwortete dies Compliment dadurch, daß er sogleich die Vorstädte anzünden ließ. Nunmehr folgte eine Botschaft nach der andern, wobey die Generale Maquire und Guasco selbst Unterredungen mit dem Preußischen Commandanten hielten. So nachtheilig auch des letztern Lage war, so durfte man doch die nachdrücklichste Gegenwehr erwarten; allein ein Schreiben Friedrichs veränderte alles.

Der König hatte diesem General Schmettau gleich nach der Schlacht bey Kunersdorf, sein Unglück gemeldet, mit der Aeußerung, daß es äußerst schwer seyn würde, Dresden zu entsetzen, er möchte daher im Nothfall nur eine vortheilhafte Capitulation zu erhalten suchen,

und

und besonders auf die Erhaltung der Cassen bedacht seyn. Schmettau wurde etwas bestürzt, noch aber gab er nicht die Hoffnung auf. Der Herzog von Zweybrücken ließ ihm sagen, daß, wenn er bey einem Angriff nur Miene machte sich zu vertheidigen, so sollte keines Preußen geschont werden. Bey dem Commandanten waren alle solche Drohungen vergeblich, da hingegen die seinigen ihre Wirkung thaten; denn auf die dem Churfürstlichen Hofe, der sich äußerlich ruhig befand, gemachte Erklärung, daß bey dem ersten Canonen-Schuß, den der Feind von der Seite der Neustadt thun würde, dieser schöne Theil von Dresden in Brand gesteckt werden sollte, unterblieb hier der Angriff, und Schmettau konnte nun seine Besatzung zusammen halten, und mit ihr jenseits der Elbe den Angriffen auf die Thore der Altstadt die Spitze bieten. Er suchte Zeit zu gewinnen, in der Hoffnung eines Entsatzes, oder wenigstens etwas vom König zu hören; er erfuhr aber nichts, und fing nach und nach an, den Schilderungen der Kaiserlichen Generale von der gänzlichen Entkräftung Friedrichs Glauben beyzumessen.

Die Maaßregeln zum Entsatz blieben ihm ganz verborgen; denn die Stadt war völlig

berennt. Diese seine Lage währte sieben und zwanzig Tage, beständig vom Feinde durch kleine Angriffe geneckt, gedrängt, und bedroht. Nun verlohr er alle Hoffnung. Sein persönlicher Muth galt hier nichts, auch nicht seine Zuversicht durch Entschlossenheit und die Macht der Preußischen Disciplin seine größtentheils mißvergnügten Soldaten im Zaum zu halten, und sie noch ferner zur Vertheidigung zu zwingen; denn seine ganze Sorge war jetzt, die ungeheure Geldmasse zu retten, die man in der Stadt niedergelegt hatte. Hier, als im Mittelpunct des Landes, befanden sich die Einkünfte desselben, die Contributions-Gelder und die Kriegs-Casse für die Truppen; auch hatte man andre Gelder an diesem vermeintlichen Sicherheitsort in Verwahrung gebracht. Alle diese Summen betrugen über fünf Millionen Reichsthaler. Die Nothwendigkeit also, zumahl bey der jetzigen Lage von Friedrichs Angelegenheiten, einen so großen Schatz zu retten und ein Metall in Sicherheit zu bringen, das Friedrich so überaus nöthig brauchte, dessen Mangel alle Kriege endigt, und selbst die tapfersten Heere aus einander sprengt, gab hier den Ausschlag. Schmettau wußte nicht, daß ein Hülfs-Corps bereits im Anzuge war.

Die Belagerer aber, die von dessen Ankunft und Progressen in Sachsen wohl unterrichtet waren, und Dresden schon so gut wie gerettet hielten, vergaßen alle ihre Drohungen, und räumten fast jede Bedingung ein, die Schmettau verlangte. Er capitulirte, da man eben anfangen wollte die Stadt förmlich zu beschießen, und erhielt mit seiner Besatzung, ihrer Bagage, der ganzen Artillerie, Munition und Pontons, so wie mit allen Geldwagen, einen freyen Abzug, verbunden mit allen militairischen Ehrenbezeigungen. Es wurde auch fest gesetzt, daß alles Eigenthum, den Preußischen Unterthanen gehörig, mitgenommen, und kein Ueberläufer von den Kaiserlichen Truppen aufgenommen werden sollte; wobey der Kaiserliche General Maquire sein Ehrenwort gab, „alles aufs genaueste nach den „klaren Worten und ohne die mindeste Chica„ne zu erfüllen.„ Die Magazine blieben jedoch zurück. Man fand hier allein an Korn, Gerste und Häfer 30,000 Scheffel, 12,700 Centner Mehl, und viele andre Proviant-Artikel, wodurch die Oesterreicher, die schon wegen des fehlenden Proviants an ihren Rückzug nach Böhmen dachten, in Stand gesetzt wurden, sich in Sachsen zu behaupten.

Kaum war diese Capitulation geschlossen, vom Reichs-Feldmarschall Herzog von Zweybrücken unterzeichnet, und ein Thor von den Eroberern in Besitz genommen, so langte Wunsch mit seinem Corps nach sehr forcirten Märschen zwey Meilen von Dresden an. Seine Soldaten hatten alle Kräfte angestrengt, und konnten in der nämlichen Stunde ihren Marsch nicht weiter fortsetzen; da sie überdem den Kaiserlichen General Brentano, der mit einem Corps ihnen entgegen kam, zweymahl zurück geschlagen hatten. Wunsch wußte von der Capitulation nichts, und war daher entschlossen die Neustadt zu stürmen. Seine Annäherung belebte den ganz gesunkenen Muth der Preußen in Dresden, und einige Officiere der Besatzung waren der Meinung, daß man die ganze förmlich unterzeichnete Capitulation vernichten, und die Oesterreichischen Truppen, die das eine Thor besetzt hielten, unverzüglich heraus werfen müßte. Schmettau, immer noch für seine Schätze besorgt, deren Rettung der König ihm so sehr empfohlen hatte, wollte von dieser verwegenen Maaßregel nichts hören, obgleich eine glückliche Ausführung nicht unwahrscheinlich war. Der Vice-Commandant, Oberst Hofmann, aber glaubte

pflichtmäßig es auch ohne Befehl thun zu müssen, setzte sich zu Pferde, und forderte die Hauptwache auf, ihm zu folgen. Der commandirende Officier aber, Hauptmann Sidow, weigerte sich zu gehorchen, worauf Hofmann ihn wie einen Feigherzigen behandelte, und eine Pistole auf ihn abfeuerte, die jedoch nicht traf. Einige Soldaten von der Hauptwache, um ihren Officier zu rächen, feuerten nun auch, und streckten in einem Augenblick den braven Obersten zu Boden. Alle Hoffnung der Preußen war nun vorüber. Wunsch marschirte zurück, und Dresden wurde von den Oesterreichern ganz besetzt.

Die so feyerlich zugesicherte Capitulation aber ward fast in allen Puncten gebrochen, und die nicht gefangene, sondern als frey erkannte Besatzung auf das schändlichste behandelt. Die Kaiserlichen Officiere und Gemeinen, ja die Generale selbst, wetteiferten gleichsam, um durch ein unedles Betragen einander zu übertreffen. Man riß die Preußischen Soldaten mit Gewalt aus den Gliedern heraus, und zwang sie zum Oesterreichischen Dienst. Die Officiere wurden mit den niederträchtigsten Schimpfworten belegt, mit Bajonetten und Kolben herum gestoßen, ge-

prügelt, verwundet, ja getödtet. Die Oesterreichischen Officiere selbst, uneingedenk ihres Standes, oder vielmehr unbekannt mit den Grundsätzen von Ehre und Großmuth, waren Handlanger, ja eigentlich die Haupt-Acteurs bey diesem ehrlosen Geschäfft, und schrien ihren Soldaten beständig zu: „Schießt die „Hunde todt! Feuer auf die Canaillen!„ So ging es durch alle Haufen. Die Ober-Befehlshaber selbst, die Generale Maquire und Guasco, blieben mit ihren Mißhandlungen nicht zurück. Sie vergaßen ihr gegebenes Ehrenwort, das ihnen als Officieren, als Feldherren, und als Anführern Deutscher Krieger des achtzehnten Jahrhunderts, hätte dreyfach heilig seyn sollen, und wovon ihr Croaten-General Luzinsky bey Torgau bessere Begriffe gezeigt hatte. Die den Preußen durch die Capitulation gesicherten Gewehre, Pontons, und Kriegsgeräthe, wurden ihnen mit Gewalt entrissen, die so fest versprochenen Wagen und Schiffe zum Transport verweigert, und auf ihre Beschwerden mit Drohungen geantwortet; ja nicht einmahl die in der Capitulation bestimmte Frist in Dresden zu bleiben, wurde den Preußen gestattet; sie mußten zwey Tage früher die Stadt räumen. Nach

Ueberwindung zahlloser Hindernisse glückte es endlich dem General Schmettau durch Klugheit und Entschlossenheit, seine Gelder und seine Besatzung als eine Beute davon zu bringen.

Nie betrug sich der Befehlshaber einer Festung in einer höchst critischen Lage besser wie Schmettau. Er verdient, trotz seines Unglücks, die warme Bewunderung des Philosophen, die dieser dem glücklichen Commandanten, der alle Stürme abschlägt, und seine Festung behauptet, nur kalt zollt. In der Unwissenheit aller Vorfälle außerhalb der Stadt, und durch Friedrichs eignen Brief nicht zu Hoffnungen ermuntert, gab er den sehr gerechten Besorgnissen nach, und befolgte genau die Befehle seines Monarchen. Friedrich konnte ihn daher nicht als oberster Feldherr strafen, allein er that es als König mit seiner Ungnade, und durch die Entfernung von dem Felde der Ehre. Er, der die großen Folgen des Verlusts von Dresden stark ahnete, und bald stark fühlte, konnte und wollte dem General sein Unglück nicht verzeihn, obgleich dieser ihm die so mühsam geretteten Königlichen Schätze zuführte, den so ernstlich empfohlnen Gegenstand seiner Sorgfalt. Sein bewiesener Eifer

war unbezweifelt; er wurde aber nicht geachtet, weil er dem Glück nicht hatte befehlen, oder noch mehr, des Königs begangene Fehler nicht hatte wieder gut machen können. Diese Fehler waren groß; denn Wunsch hatte ausdrücklichen Befehl, nicht gleich zu dem Entsatz des hart bedrängten mit Schätzen und Magazinen so sehr gefüllten Dresdens zu marschiren, sondern er sollte erst Wittenberg und Torgau, wo nichts zu verlieren war, zu erobern suchen, und sodann nach Sachsens Hauptstadt eilen. Ein früherer Marsch hätte sie ohnfehlbar gerettet. Auch wurden keine Versuche in sieben und zwanzig Tagen gemacht, durch heimlich abgeschickte Bothen dem Commandanten Nachrichten zu überbringen.

Ueberhaupt war keine Armee in diesem Kriege so schlecht mit Kundschaftern versehn, als die Preußische; denn der König belohnte sie nicht; einige Ducaten, die er glücklichen Spionen reichen ließ, standen mit der von ihnen überwundenen großen Lebensgefahr in keinem Verhältniß. Dieser durch öconomische Grundsätze erzeugte Mangel hätte manche große That vereitelt, und ganz andere Begebenheiten in diesen Feldzügen veranlaßt, wenn Friedrich nicht von so vielen ihm aus

Bewunderung ergebenen Menschen aller Volks-Classen, vorzüglich aber durch die mit Klugheit gepaarte rastlose Thätigkeit seiner Partey-Gänger und Husaren-Officiere, sehr oft wichtige Erkundigungen eingezogen hätte; ein brennender Diensteifer von Kriegsmännern, die den Mangel an Kundschaftern zum Theil ersetzten.

Die größten Feldherren erkannten die Nothwendigkeit diese Art Menschen zu brauchen; keiner aber benutzte sie besser als der Prinz Eugen, der sie Königlich belohnte, und auch von ihnen vortrefflich bedient wurde. Manche seiner großen Thaten bey eingeschränkten Hülfsmitteln hatte er den geheimen Nachrichten seiner Kundschafter zu verdanken. Friedrich wollte sich dazu des berüchtigten Räubers Käsebier bedienen, der in Stettin in Eisen lag, und dem sein Rechts-Urtheil dies harte Schicksal auf Lebenslang bestimmte. Der Muth und die Verschlagenheit dieses Deutschen Cartouche ließen als Spion große Dienste von ihm hoffen. Er wurde auch deshalb gleich im Anfang des Kriegs in Freyheit gesetzt. Käsebier aber, weniger eingedenk dieser Begnadigung, als der erlittenen Strafe, versprach zwar alles, allein er kam nie wieder.

Der Prinz Heinrich war indessen mit der großen Armee aus Schlesien nach Sachsen gekommen, hatte vermittelst eines außerordentlich forcirten Marsches den Oesterreichischen General Wehla bey Hoyerswerda überrumpelt, 600 seiner Soldaten erlegt, und ihn selbst mit 1800 Mann gefangen genommen. Dieser Marsch, einer der sonderbarsten, die je gemacht worden, ging durch eine zehn Meilen lange Strecke eines von dem Feinde fast allenthalben besetzten Landes, und dauerte sechs und funfzig Stunden, in welcher langen Zeit man kein Lager aufschlug, sondern den Truppen nur zweymahl eine Ruhe von drey Stunden bewilligte. In den funfzig übrigen Stunden ging der Marsch Tag und Nacht ununterbrochen fort, wodurch der Plan der Oesterreicher ganz vernichtet wurde. Der Prinz Heinrich hatte bey diesen und andern seinen Kriegs-Operationen einen vortrefflichen Gehülfen. Dies war sein Adjutant, der Hauptmann Kalkreuth, ein Mann mit seltenen Eigenschaften begabt und zum Feldherrn gebohren, schon damahls als Jüngling bewundert, und jetzt als General von der Armee angebetet. Er war der unzertrennliche Gefährte Heinrichs, so lange der Krieg dauerte.

Die Russen standen um diese Zeit in der Lausitz, so wie auch Daun. Heinrich, der in der mißlichen Lage des Königs keine Schlacht wagen konnte, richtete sein Augenmerk auf die feindlichen Magazine. Es glückte ihm auch durch klug entworfene Unternehmungen die beträchtlichsten zu vernichten. Nun fingen die Lebensmittel an den feindlichen Armeen zu fehlen. Die Oesterreicher hatten die größte Mühe für ihren eignen Unterhalt zu sorgen, und boten daher den Russen, die sie nach Sachsen gezogen hatten, anstatt des Proviants Geld an, um sich damit zu versehn. „Meine Soldaten essen kein Geld,„ antwortete Soltikow, und nahm seinen Marsch durch Schlesien nach Pohlen zu. Laudon begleitete ihn, und wandte alle Bemühungen an, ihn zur Belagerung von Glogau zu bewegen. Dieser Entwurf aber wurde ganz vereitelt, da die verbundenen Armeen bey Beuthen an der Oder zu ihrem Erstaunen ein Preußisches Lager erblickten. Hier stand der König und deckte Glogau, entschlossen alles zu wagen, selbst eine Schlacht unter den nachtheiligsten Umständen, um diese Festung zu retten. Da er nur 24,000 Mann stark war, und einen Ueberfall besorgte, so mußten seine Truppen alle

Tage des Morgens das Gewehr in die Hand nehmen. Die Russen wagten es jedoch nicht ihn anzugreifen, sondern gingen über die Oder, zertrümmerten die Brücke mit Canonen-Schüssen, um nicht verfolgt zu werden, marschirten längs diesem Fluß, und schienen ihre Absichten nun auf Breslau zu richten. Ueberall aber fanden sie Preußen, und die Pässe wohl besetzt.

Der König war noch in der Nähe der Russen, als er sehr heftig vom Podagra überfallen wurde. Nie war seine Besorgniß größer; denn man mußte von den Russen, so bald sie davon Nachricht erhielten, einen Angriff vermuthen. Friedrich, ganz außer Stande selbst zu commandiren, hätte sodann, unter Höllenschmerzen des Leibes und des Geistes, im Bette sein Schicksal erwarten müssen, das man voraus sehen konnte. Von dieser trostlosen Lage erfuhren jedoch die Russen nichts, und der König wurde abermahls durch sein Glück gerettet. Da er weder ein Pferd besteigen, noch das Fahren aushalten konnte, so ließ er sich von Soldaten nach Köben, einem an der Oder gelegenen Städtchen, hintragen. Hier versammelte er seine Generale, machte ihnen die Heftigkeit seiner Krankheit bekannt, die ihn von der Armee entfernte, und gab ihnen

folgenden Auftrag: „Versichern Sie meinen „braven Soldaten, daß, obgleich ich diese „Campagne viel Unglück gehabt habe, ich doch „nicht eher ruhen werde, bis alles wieder her„gestellt ist. Sagen Sie ihnen, daß ich mich „auf ihre Bravour verlasse, und daß mich „nichts als der Tod von meiner Armee trennen „soll.„ Und nun dictirte er unter den heftigsten Schmerzen die Anordnung wegen der Cantonirungs-Quartiere.

Die Russen setzten indessen ihren verheerenden Marsch fort. Herrnstadt war die Gränze ihres Schlesischen Zuges. Da sich dieser offne, aber durch die Natur befestigte und mit einigen hundert Preußen besetzte Ort nicht ergeben wollte, wurde er durch Feuerkugeln in einen Aschenhaufen verwandelt, und nach dieser That ging der Marsch der Russen unaufhaltbar nach Pohlen. Laudon fragte bey Soltikow an: was in dieser Lage die Bestimmung seines Corps seyn sollte? Soltikow antwortete: „Machen Sie damit was Sie „wollen, ich werde nach Posen marschiren.„ Noch blieb Laudon eine Zeit lang beym Russischen Heere; endlich aber trennte er sich von demselben höchst mißvergnügt, und zog sich nach den Oesterreichischen Staaten zurück.

Am Ende des Octobers waren ganz Schlesien und Brandenburg von den Russen und Oesterreichern befreyt. Zwölf brennende Dörfer und die flammende Stadt Gurau bezeichneten den Abzug der erstern, mit vielen andern Verheerungen, da Sengen und Brennen durchaus zu ihren Märschen gehörte. Dies Unglück traf auch die Güther des Grafen Cosel an der Oder. Er beklagte sich darüber beym König, und dieser antwortete: „Wir haben mit „Barbaren zu thun, die am Begräbniß der „Menschheit arbeiten. Sie sehn, mein lieber „Graf, daß ich mehr darauf bedacht bin, „dem Uebel abzuhelfen, als darüber zu klagen, und das rathe ich allen meinen Freunden.„ In der That war die Erbitterung der mächtigen Verbündeten gegen den König von Preußen so außerordentlich, daß sie unser Zeitalter schändete. Allen begangenen Greueln wurde dadurch das Siegel aufgedrückt, daß so wohl die Oesterreichischen als Russischen Truppen bey ihren Einfällen in Brandenburg und Schlesien wiederhohlt bekannt machten, daß auf hohen Befehl den Preußischen Unterthanen nichts als Luft und Erde übrig bleiben sollte. Auf diese sonderbare Aeußerung bezieht sich das Manifest, das der Preußische

Oberst Kleist zu Grab in Böhmen den 17ten November 1759 bekannt machte, worin obige Worte ausdrücklich angeführt werden.

Die Thätigkeit des Generals Wunsch hatte alle Erwartungen übertroffen. Das ihm zugetheilte Corps war nur 5000 Mann stark, und mit diesen hatte er seinen Marsch nach Sachsen angetreten, um dies mit Feinden angefüllte Land wieder zu erobern. Kaum zeigte er sich vor Wittenberg, wo die Besatzung 2000 Mann stark war, so verlangte der Commandant zu capituliren. Wunsch, um nicht aufgehalten zu werden, bewilligte ihm einen freyen Abzug, und eilte nach Torgau. Auch der Reichs-General Kleefeld, der hier commandirte, erbot sich gleich zur Uebergabe; man wollte aber seine Bedingungen nicht eingehn. Der Preußische Befehlshaber griff daher in der Nacht die Vorstädte an, trieb die Croaten heraus, und rüstete sich zum Sturm. Nun erfolgte die Capitulation; die Besatzung erhielt einen freyen Abzug, mußte aber ihre Artillerie und Munition zurück lassen. Sodann nahm Wunsch seinen Zug nach Dresden, wo die Belagerer sein aus aller Art Truppen zusammen gesetztes Corps, Grenadiere, Musquetiere, Frey-Bataillone, Dragoner und Husaren

für eine ganze Armee hielten. Dies verursachte die Erleichterung der vorgedachten Capitulation von Seiten der besorgten Kaiserlichen und Reichs-Generale, und nun blieb für Wunsch nichts mehr übrig, als ein Rückmarsch nach Torgau, da diese Stadt in der kurzen Zwischenzeit von neuem berennt worden war. Man hatte nur 500 Mann zur Besatzung darin gelassen, und jetzt rückte der General St. André mit einem starken Corps Reichs-Truppen und Oesterreicher vor die Stadt.

Noch in der nämlichen Stunde als Wunsch diese Nachricht erhielt, setzte er sich mit seinen leichten Truppen in Bewegung, ließ die übrigen folgen, und rastete nicht eher, bis er, dem Feinde unbemerkt, Torgau erreichte. Hier ließ er unter seine abgematteten Soldaten Wein austheilen, und stellte sie in Schlachtordnung. Die Reichs-Truppen wurden endlich die aufmarschirten Preußen gewahr, und rüsteten sich zum Kampf, wobey sie, des Siegs gewiß, nicht einmahl die Zelter abbrachen. Wunsch ließ ihnen auch dazu keine Zeit; er fiel mit seiner Reiterey über sie her, griff sie von vorne und in der Flanke zugleich an, und warf alles über den Haufen, noch ehe die Preußische Infanterie recht zum Schuß kommen

men konnte. Das ganze Corps von 10,000 Mann, worunter vier Cuirassier-Regimenter, zwey Dragoner-Regimenter, 1200 Grenadiere und 2000 Croaten waren, flohen nach dem Walde zu, und ließen das Lager mit allen Feldgeräthschaften zurück.

Dies große Gefecht, das kein eigentliches Treffen war, hatte jedoch die Folgen des glänzendsten Sieges, weil es den Preußischen Waffen die schon etwas sinkende Achtung wieder verschaffte, und der König dadurch, bis auf Dresden, wieder Herr von Sachsen wurde. Die edle Handlung eines Reichs-Generals bey diesem Gefecht verdient aufgezeichnet zu werden. Ein Preußischer Dragoner vom Regiment Plettenberg, focht durch Kriegswuth begeistert, wie ein Held aus den Ritterzeiten; er warf alles vor sich zu Boden, und ohne sich um seine tapfern Mitstreiter zu bekümmern, drang er allein tief in die feindlichen Bataillone ein; er verweilte hier so lange mit seiner Blutarbeit, bis er hart verwundet, mit seinem tödtlich verwundeten Pferde zur Erde stürzte. Die ihn umringenden feindlichen Soldaten wollten ihn vollends niedermachen, allein der General St. André hielt sie mit den Worten zurück: „Einen so braven Mann von ei-

„nem so braven Regiment muß man retten.„ Er befahl so gleich für ihn Sorge zu tragen, und so bald er wieder hergestellt war, schickte er ihn mit einem Geschenk an Gelde und einem Empfehlungs-Schreiben ohne Ranzion wieder zu seinem Regimente.

Der König, der von der Schwäche des Wunschischen Corps nicht eine so schleunige Wiedereroberung Sachsens erwartet hatte, ließ bald nachher den General Fink mit einem stärkern Corps auch dahin aufbrechen. Zur Rettung von Dresden kam auch dieser General zu spät; allein er blieb doch nicht unthätig, sondern vereinigte sich mit Wunsch und griff nun den 21sten September bey Corbitz ein großes von Haddick commandirtes Oesterreichisches Corps an, schlug es nach einem blutigen Gefechte, das den ganzen Tag dauerte, und machte 500 Gefangene.

So wurden, zum Erstaunen der Welt, die verbündeten, siegreichen großen Heere der Feinde gezwungen, vertheidigungsweise zu verfahren, sie wurden jetzt von der weit geringern, geschlagenen und getrennten Preußischen Armee in allen ihren Bewegungen gefesselt, und alle ihre Entwürfe wurden vereitelt.

BUCHBINDEREI
LEO HUFNAGEL
MÜNCHEN 9

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Archenholz, Johann Wilhelm von, 1743-1812

Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland

Bd.: 1

Berlin (1793)

Eur. 24-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10404654-7
VD18 80266029